Digitized by Google

Class 9951.2

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received NOV 7 1888

Digitized by Google

Ferienschriften

von

Karl Zell,

Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg.

Erste Sammlung.

Freiburg im Breisgau.

Druck und Verlag von Fried. Wagner.

1826.

Digitized by Google

Class 9951.2
~~1327.42~~
*

HARVARD COLLEGE
NOV 7 1888
LIBRARY

Minot fund.

Digitized by Google

Sr. Hochwürden

dem Herrn

Adam Martin,

Stadtpfarrer, landesherrlichem und bischöflichem Dekan

zu Sinsheim,

dem Lehrer seiner Jugend

mit

Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet

von dem Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Manche historische Gegenstände von geringerer Ausdehnung, aber darum nicht von gleich geringem Interesse lassen eine Behandlung durch Aufsätze zu, welche man nicht unpassend den Idyllien (im antiken Sinne des Wortes) analog nennen könnte. Hier wie dort können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen. Ich habe es versucht, in diesen Blättern eine Sammlung solcher kleiner Gemälde anzulegen. Dabei habe ich

Digitized by Google

darauf gedacht, ſolche Gegenſtände zu wählen, welche jedem gebildeten Leſer einiges Intereſſe abgewinnen können, und zugleich durch Sammlung und Verarbeitung des Stoffes Excurſe über einzelne noch nicht beſonders bearbeitete Punkte aus dem Gebiete des griechiſchen und römiſchen Alterthumes zu liefern. Einige der hier mitgetheilten Aufſätze ſind ſchon einmal gedruckt: nämlich die beiden über griechiſche Volkslieder und Sprüchwörter in frühern Jahrgängen des Morgenblattes; dann die beiden letzten, und zwar der eine in einem Programme des Lyceums zu Raſtatt, der andere über das Sittliche der griechiſchen Volksreligion, als eine öffentliche Vorleſung, wie ſie nach einer hier beſtehenden Sitte ein jeder neu auftretende Lehrer an der hieſigen Univerſität zu halten pflegt. Aus Verſehen iſt auf dem Titel dieſes letzten Aufſatzes bei einigen Exemplaren der Beiſatz „Eine Rede“ ſtatt: „Eine Vorleſung“ ſtehen geblieben.

Digitized by Google

Die beiden zuletzt genannten Aufſätze wurden nur in einem kleinen Kreiſe bekannt; dieß mag ihre Aufnahme in dieſe Sammlung rechtfertigen.

Dieſe Blätter machen durchaus keine Anſprüche: ſollten ſie jedoch Leſern von Geſchmack und Einſicht nicht mißfallen, ſo wird der Verfaſſer ſich freuen, Stunden der Muße, welche ihm ſein Lehramt und ernſtere Studien übrig ließen, auf dieſe Weiſe angewendet zu haben, und er wird ſich dadurch beſtimmen laſſen, damit fortzufahren.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Wirthshäuser der Alten 3

Ueber die Volkslieder der alten Griechen . 53

Ueber die Sprüchwörter der alten Griechen. 91

Catull's Liebe 125

Bajä, ein römischer Badeort 145

Aristoteles, als Lehrer Alexanders . . 155

Ueber das Sittliche in der griechischen Volks-Religion 175

ersucht, den Inhalt nach der Vorrede einzuheften.

Digitized by Google

Die

Wirthshäuser der Alten.

Digitized by Google

Es mag vielleicht manchem Leſer befremdend vorkommen, dieſen Gegenſtand einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen, und mancher, der gewählterе Geſellſchaft zu ſuchen pflegt, als die iſt, welche der Zufall in ſolchen Häuſern zuſammen führt, mag es uns vielleicht gar verargen, daß wir ihn zu einem ſolchen Gange einladen. Doch, wenn es uns nun vielleicht gelänge, ſo ergötzliche und lebendige Bilder vorzuführen, als Auerbachs Keller im Fauſt, als die ſpaniſchen Ventas und Poſadas im Don Quixote, und der wilde Schweinskopf bei Frau Hurtig in Eaſtcheap zeigen? Dann würden ſie es wohl nicht verſchmähen, uns zu folgen. Allein wir wollen keine zu glänzenden Hoffnungen erregen. Es mag freilich auch in jenen griechiſchen und römiſchen Herbergen und Schenkſtuben nicht an Scenen gefehlt haben, die in dem Spiegel einer lebendigen poetiſchen Darſtellung aufgefaßt zu werden verdienten; allein dieſe

Häuſer treten überhaupt in der antiken Welt nicht ſo hervor, als in der modernen, und dann ſind in den Denkmälern, aus welchen wir die Sitten der Alten kennen lernen, die hierher gehörenden Züge doch zu vereinzelt und zu zerſtreut, auch großentheils zu allgemein, als daß ſie in recht individuelle und anſchauliche Bilder ſich vereinigen ließen. Glücklicher Weiſe iſt jedoch das poetiſche Intereſſe nicht das einzige, das ſich dem Gegenſtande abgewinnen läßt. Er bietet noch ein anderes und ſogar recht bedeutendes Intereſſe dar, welches uns hinreichend rechtfertigen wird, wenn wir ihn etwas genauer behandeln, als bisher geſchehen iſt. (1) Von welcher Art dieſes Intereſſe iſt, ergiebt ſich, wenn wir einen Blick auf unſere Wirthshäuſer werfen. Dieſe haben den doppelten Zweck, einmal für das Bedürfniß und die Bequemlichkeit der Fremden und zugleich für die geſellige Unterhaltung und Zerſtreuung der Einheimiſchen zu ſorgen. Wenn man nun die Wirthshäuſer der Alten einer genauern Betrachtung würdigt, iſt dies nicht eben ſo viel, als unterſuchen, wie in der alten Welt für beides geſorgt war, für die Aufnahme der Reiſenden und für öffentliches Vergnügen daheim? Das ſind aber doch wohl Gegenſtände von Wichtigkeit zur Kenntniß des

gesellschaftlichen Zustandes und zur Charakteristik der Sitten und des Geschmackes. Nach diesen beiden Gesichtspunkten sollen darum hier die zerstreuten Notizen der alten Schriftsteller über diesen Gegenstand gesammelt, und so viel als möglich zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigt werden. Für jetzt sollen uns nur die griechischen und römischen Wirthe beherbergen. Die gelehrten Wirthshaus-Besucher und alle, welche einen Genuß darin finden, die Sitten der Völker in ihren eigenthümlichen Farben zu beschauen, werden uns vielleicht Beifall zulächeln, wenn wir ihnen zugleich ankündigen, daß wir bei diesen zwei Bildern nicht stehen bleiben werden. Wir werden nach Zeit und Gelegenheit noch andere derselben Art hinzufügen, und nach und nach eine kleine Gallerie solcher Tenniers verschiedener Zeiten und Völker aufstellen. (2)

Nun zur Sache selbst, und zwar zuerst von den Griechen. Wir betrachten da die früheste Zeit mit ihren einfachen Sitten und ihrem einfachen Leben, und gehen von da aus weiter bis zu dem mannigfaltigen und bunten Leben der so beweglichen und lebenslustigen Einwohner Athens.

Die erste Zeit der völligen Rohheit Griechenlands und eben so auch der Beginn der ersten gesellschaftlichen Einrichtungen fordert weder,

noch erlaubt er eine besondere Betrachtung von dieser Seite. Wo der Verkehr durch Handel oder durch andere Triebfedern noch gar nicht in Bewegung gesetzt ist, wo nicht einzelne reisen, sondern wilde Horden wandern; ferner, wo Arbeit und Kampf um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens der geselligen Unterhaltung und dem geselligen Vergnügen noch keine Zeit übrig lassen: da kann auch von Einrichtungen keine Rede seyn, welche gerade auf jenen beiden Erscheinungen eines gesitteteren Lebens beruhen. Ein ganz anderes und viel erfreulicheres Bild gewährt das auf jene erste Zeit folgende heroische Zeitalter, wie es in jenen unsterblichen Gedichten sich abspiegelt, welche allein unter allen, den ganzen Kreis des Lebens einer ganzen Zeit bis in die kleinsten Züge umfassen. Auch damals war zwar das Reisen einzelner noch selten. Der Handelsverkehr war unbedeutend und fast ausschließlich zur See, auch wohl mit Seeräuberei verbunden; der Trieb hinaus in die Welt zu gehen, um sich zu unterrichten, der einige hundert Jahre später Weise und Geschichtschreiber die Fremde besuchen hieß, war noch nicht erwacht. Die einzelnen besuchten wohl nur nahe wohnende Verwandte und Freunde; oder es waren unglückliche, die wegen eines unvorsätzlichen Mordes vor der

Blutrache flohen. Doch sehen wir auch in dieser Zeit den vielgereisten, aber freilich durch ein eignes Schicksal umher getriebenen Odysseus und den auf Erkundigung nach dem Vater reisenden Telemachus. Eigne Häuser zur Aufnahme solcher Fremdlinge um Lohn gab es nun nicht, wenigstens in der frühern heroischen Zeit und im allgemeinen nicht. Dafür gewährte aber Ersatz eine viel schönere, edlere Einrichtung: die durch Religion und Sitte begründete allgemeine Gastfreundschaft. Zeus Xenios umfaßte mit seinem Schutze alle Fremdlinge ohne Ausnahme, und alle fanden Pflege und Aufnahme an dem gastlichen Heerde. Wenn Glieder befreundeter Familien sich trafen, so geschah dies mit um so größerer Liebe und Sorgfalt. Welche herzliche Freundschaft athmet nicht die gastliche Aufnahme des jungen Telemachus bei Menelaus? (3) Allein auch ganz unbekannte Fremdlinge wurden mit Menschenfreundlichkeit und Güte behandelt. Man darf nur, um nicht in einer bekannten Sache mehr Beispiele anzuführen, an die Aufnahme des Odysseus bei den Phäaken denken, bei jenem harmlosen, frohen und lebenslustigen Völkchen, das der jonische Sänger gleichsam als Ideal seiner nicht unähnlichen Landsleute mit besonderer Vorliebe schildern zu wollen scheint. (4)

Für das Bedürfniß der Reisenden war also auf diese Weise gesorgt. Für den andern Zweck, dem unsere Wirthshäuser dienen, für gesellige Unterhaltung, bedurfte es ebenfalls in jener Zeit keiner solchen Anstalten. Man darf nur einmal einen Blick auf diese heitere und lebensvolle homerische Welt geworfen haben, um sich zu überzeugen, daß es da an geselliger Freude, an Vergnügen, Spiel und Scherz keineswegs fehlte. Einmal war der ganze Kultus zugleich eine Reihe von geselligen, heitern Handlungen, verschönert durch Tanz, Gesang und frohes Mahl. Ferner: der Rath der Edeln, das Gericht des Königes, die Versammlung des Volkes mit ihren Reden und Gegenreden und ihrer ganzen Oeffentlichkeit war fast eben so sehr gesellige Unterhaltung als Geschäft. Dazu kamen nun noch die besonders veranstalteten Feste und gemeinsame Mahlzeiten in den Häusern der Könige und Edeln. Nach dem Mahle eilte dann die rüstige Jugend zu Kampfspielen, voll Lebensmuth, Erwartung und Siegesfreude, während die Alten zuschauten und richteten; (5) oder auch es begann ein schöner Tanz von bewaffneten Jünglingen und holden Mädchen. (6) Glückliche Zeit der jugendlichen Menschheit! Wie erscheinen die meisten unserer öffentlichen

geſelligen Vergnügungen dagegen theils überverfeinert und ſchlecht, theils indolent und lebensarm, theils endlich roh und ſeelenlos.

Die erſten öffentlichen Anſtalten in Griechenland, welche mit unſern Wirthshäuſern verglichen werden können, ſind die ſogenannten Leſchen (λέσχαι). Sie gehören vielleicht noch dem Ende der heroiſchen Zeit an, kamen beſonders aber in der zunächſt darauf folgenden Zeit in Aufnahme, in den joniſchen Städten, vorzüglich in Athen, auch in Sparta und dem übrigen Griechenland. Die erſte Erwähnung ſolcher Leſchen iſt bei Homer, an jener Stelle, wo eine der leichtfertigen Mägde den unter Bettlergeſtalt verborgenen Odyſſeus aus ſeinem eigenen Hauſe hinausſchelten will mit den Worten (Odyſſee XVIII, 328):

„Traun, du elender Fremdling, du biſt im Geiſte zerrüttet,
Daß nicht ſchlafen du gehſt zur wärmenden Eſſe des Schmiedes,
Oder zur Volksherberg'."

Dieſe Stelle iſt die einzige in den homeriſchen Gedichten, die eine ſolche Erwähnung enthält. Darum war wohl, wie ſchon oben bemerkt, dieſe Einrichtung der eigentlichen heroiſchen Zeit nicht angehörend, und der Sänger

trug wahrſcheinlich eine Sitte ſeiner Zeit auf jene frühere über. Bei der angeführten Stelle erhalten wir von dem Ausleger Euſtathius die Belehrung: Leſchen ſeyen Gebäude mit offnen Hallen geweſen, wo man zuſammen kam, um miteinander zu plaudern. (7) Darum warnt auch Heſiodus vor dieſem Müſſiggang, zu dem die Leſchen einluden (Werke u. Tage, V. 493):

„Geh' die Schmiede vorbei, vorbei die erwärmete Leſche
Winterszeit, wenn dich die heftige Kälte bedränget:
Denn nicht fehlt's dem fleißigen Mann auch im Winter an Arbeit.“

Doch nicht blos leere Plaudereien und die Neuigkeiten des Tages ſchwirrten durch dieſe Hallen, es wurden auch ernſtere Worte da gehört; und wie ſpäter die Gymnaſien die Sammelplätze der Philoſophen und ihrer Zuhörer wurden, ſo dienten früher eben dazu auch dieſe Leſchen. (8) Die oben angeführte homeriſche Stelle zeigt überdieß, daß die Leſchen noch einem andern Gebrauch dienten außer der geſelligen Unterhaltung: ſie waren zugleich die Herbergen heimathloſer und dürftiger Leute. Wie nun die Griechen nicht leicht eine öffentliche Sekte oder ein öffentliches Inſtitut hatten,

ohne es mit ihrem Kultus in Verbindung zu ſetzen, ſo hatten ſie auch für dieſe Anſtalten einen eignen Patron. Es war dieß Apoll, welcher in dieſer Beziehung Leſchenorios hieß. (9) Es darf uns alſo nicht befremden, die Leſchen überhaupt unter den einer jeden Stadt zukommenden öffentlichen Gebäuden aufgezählt zu leſen. (10) Der häufigere oder mindere Beſuch derſelben richtete ſich wie natürlich nach dem verſchiedenen geſelligen Charakter der einzelnen griechiſchen Stämme und nach ihrer übrigen Lebensweiſe. Davon giebt uns Athen und Sparta einen recht auffallenden Beweiß. Zu Sparta waren nach Pauſanias nur zwei ſolcher Caſino, wie wir ſie nennen könnten, das eine Krotanon, das andere Poecile genannt. Letztere wurde zugleich zu einem grauſamen Geſchäfte benutzt. Da nämlich wurden die neugebornen Kinder in Augenſchein genommen und im Falle ſie krüppelhaft oder ſchwächlich waren, nach ſpartaniſcher Sitte getödtet. (11) Dagegen zu Athen waren nicht weniger als drei hundert und ſechszig ſolcher Leſchen. (12)

Dieſer Unterſchied hatte allerdings ſeinen Grund in dem Nationalcharakter der Spartaner, der nicht ſo beweglich, nicht ſo lebhaft und geſprächig war, als der athenienſiſche. Es ſind

dabei aber auch die übrigen Einrichtungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht zu übersehen, welche gerade von der Art waren, daß sie solche Anstalten entbehrlich machten. Es ist bekannt, daß die Spartaner durchaus gemeinsam und öffentlich lebten, von dem Knabenalter an bis zum Greisenalter; sie aßen, spielten, kämpften in gemeinsamer, brüderlicher Gesellschaft. So fand also der Trieb nach Geselligkeit bei ihnen die volleste und schönste Befriedigung in allen Stufen und Verhältnissen des Lebens. Eben so wenig waren besondere Anstalten zur Aufnahme und Beherbergung der Fremden bei ihnen Bedürfniß. Sparta war keine Handelsstadt, auch keine Stadt, welche durch merkwürdige Gebäude oder Kunstschätze anzog; überdieß war durch eigne Gesetze den Fremden der Aufenthalt sehr erschwert. (13) Die verhältnißmäßige geringe Anzahl, die sich etwa da aufhielt, fand in der Gastfreundschaft der einzelnen Familien, oder wenn es Gesandte auswärtiger Staaten waren, durch Veranstaltung der Könige, welche jedesmal einzelnen Bürgern dies Geschäft übertrugen (*πρόξενοι*) (14), hinreichend Aufnahme und Pflege. Bei den Kretensern, deren Verfassung und Lebensweise bekanntlich in so vielem mit der spartanischen übereinstimmte, herrschte in dieser

Hinsicht eine freundlichere Sitte. Bei ihren gemeinschaftlichen, öffentlichen Mahlzeiten waren jeden Tag zwei eigne freie Tafeln für die etwa ankommenden Fremden zubereitet. (15)

Ganz anders waren dagegen die Verhältnisse in Athen. Abgesehen davon, daß die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Charakters da mehr und mannigfaltigere gesellige Verbindungen bilden mußte, so war ja hier ein viel größeres städtisches Leben. Da war ein beständiger Zufluß von Fremden, welche Handel, Liebe zu Kunst und Wissenschaft und eines feinern geselligen Lebens, oder auch Neugierde und Schaulust dahin führte. Hier mußte sich also auch diese Seite des Lebens ganz anders gestalten. In dem attischen Leben treten die Wirthshäuser weit mehr hervor und werden häufig genannt. Diese Verschiedenheit zwischen Athen und Sparta wird sehr gut durch ein Witzwort des Philosophen Diogenes bezeichnet, das uns Aristoteles aufbewahrt hat. (16) Der Cyniker sagte nämlich einmal: Die Wirthshäuser seyen die Phiditien der Athener. Wenn man nach dieser Aeußerung auf einen häufigen Besuch der Wirthshäuser Athens schließen kann: so ist dabei doch wohl zu bemerken, daß dieses durchaus nur von der niedern und niedersten Klasse des Volkes zu

verſtehen iſt, und gerade darin liegt der Hauptunterſchied zwiſchen dem Weſen und der Stellung der antiken und modernen Wirthshäuſer. Der beſſere Theil des Publikums hatte auch zu Athen, und gerade da mehr als irgendwo, edlere und würdigere Gelegenheiten zu geſelliger Unterhaltung, worauf nachher beſonders aufmerkſam gemacht werden ſoll. Wie wenig aber die Wirthshäuſer den beſſern Theil der Geſellſchaft berührten, ja wie verrufen im Allgemeinen dieſe ganze Klaſſe von Häuſern war, geht aus vielen ausdrücklichen Zeugniſſen hervor, aus denen wir nur die auffallendſten hier herausheben wollen. Theophraſt, in der Charakterſchilderung eines ganz ſchamloſen und tollen Menſchen, führt unter den Zügen deſſelben an: «Er ſey im Stande, ſogar ein Wirthshaus zu halten.»(17) Der moraliſirende Iſokrates geht noch weiter, und ſagt irgendwo, nicht einmal ein ordentlicher Sklave wage es, in einem Wirthshaus etwas zu eſſen oder zu trinken. (18) Doch ſcheint dieſes etwas übertrieben zu ſeyn. Denn aus mehrern Stellen des Ariſtophanes geht hervor, daß die gemeinere Klaſſe der Bürger keinen Anſtand nahm, in ſolchen Häuſern ſich zu vergnügen, und eben ſo auch ihre Frauen.(19) Daß dagegen angeſehenere, in Amt und Würde

ſtehende Perſonen ſolche Plätze nicht beſuchten und zum Theil geſetzlich gar nicht beſuchen durften, läßt ſich aus dem Zeugniſſe des Redners Hyperides ſchließen, das Athenäus anführt. Dort heißt es nämlich, wenn ein Areopagit in einem Wirthshaus auch nur einmal geweſen wäre, ſo hätten ihn ſeine Collegen nicht mehr als Mitglied des Areopagus geduldet. (20) — Dieſe geringe Achtung oder vielmehr Verachtung dieſer Häuſer kam ohne Zweifel, wie Caſaubon zu der oben angeführten Stelle des Theophraſt bemerkt, daher, weil die Wirthe in der Regel ihren Gäſten auch noch andere, weniger unſchuldige Mittel zur Zerſtreuung und zum Vergnügen anboten, als eine wohlſchmekkende Schüſſel oder einen Becher Wein; ſo daß eben ein Wirthshaus insgemein daſſelbe war, wie ſich Caſaubon ausdrückt, als lenonis aut meretricis domus. Unter den Wirthshäuſern ſelbſt waren wohl, der Natur der Sache nach, verſchiedene Abſtufungen; wenigſtens laſſen ſich ſchon nach dem griechiſchen Sprachgebrauch mehrere Arten unterſcheiden. Da werden zuerſt genannt die Weinläden (*οἰνῶνες*). Hier wurde der Wein, wie es ſcheint, nur über die Straße verkauft. Dann gab es Schenken oder Trinkſtuben (*καπηλεῖα*); wenigſtens unterſcheidet der

Lexikograph Suidas ausdrücklich den bloßen Weinverkäufer von dem Schenkwirth.(21) Das waren nun die Plätze, wo das gemeine Volk sich mit Speise und Trank, mit Flötenspielerinnen und andern gefälligen Mädchen ergötzte. Ob alle diese Weinschenken auch Fremde aufnahmen, oder ob die Rechte und der Wirkungskreis dieser Häuser so genau festgesetzt und obrigkeitlich bestimmt war, ist nicht bekannt: es scheint übrigens diese genaue Scheidung nicht statt gefunden zu haben. Es wird nun noch eine Klasse von Wirthshäusern genannt, die besonders der Aufnahme der Fremden bestimmt gewesen zu seyn scheint. Diese hießen mit einem recht bezeichnenden Namen: Allherbergen (πανδοκεῖα). Mit diesen Gasthäusern waren, wie es scheint, bisweilen auch noch Kramläden verbunden.(22) Manche unter diesen Häusern müssen nun doch wohl auf einer etwas höhern Stufe gestanden seyn, als die vorher genannten. Denn wenn auch schon ein großer Theil oder auch der größte Theil der Fremden in Athen bei Gastfreunden Aufnahme fand: so gab es doch wohl eine bedeutende Anzahl von angesehenern Fremden, welche ohne solche Verbindungen dahin kamen und auf diese Art genöthigt waren, in einer öffentlichen Herberge einzukehren. Es läßt sich jedoch

nach den übrigen Verhältniſſen und bei der Nachläſſigkeit und Gleichgültigkeit, welche noch jetzt in dem Orient und in den ſüdlichen Ländern bei dieſen Einrichtungen herrſcht, keineswegs erwarten, daß für die Bequemlichkeit der Reiſenden ſo geſorgt war, wie in unſern Gaſthöfen größerer Städte. Daß die Griechen, wie wir, gemahlte Schilder an ſolchen Häuſern hatten, könnte man aus einer Stelle des Ariſtoteles (23) ſchließen. Allein der Umſtand ſpricht dagegen, daß bei Ariſtophanes und andern Schriftſtellern, die das attiſche Leben ſchildern, keine weitere Spur davon vorkommt, und doch hätte dieſe Sitte ſo mancherlei Gelegenheit zu Anſpielungen gegeben, daß dieſer Mangel jeder weitern Spur wohl nicht *zufällig* ſeyn kann. Uebrigens geht dieſe Sitte, den *Wirthshäuſern* Namen und Bilder zu geben, in ſehr frühe Zeit zurück; ſo wie auch das bekannte Wirthszeichen der zwei übereinander gelegten Dreiecke und der aufgeſtellte Buſch, wenn gleich nicht in dieſer Anwendung, dem griechiſchen und römiſchen Alterthum angehört, wie bei einer andern Gelegenheit gezeigt werden ſoll. (24) Einen eignen Schutzpatron hatten die griechiſchen Wirthe, wie die unſrigen ihre Patrone an den beiden Heiligen Pandolphus und Julianus haben. (25) Sie empfahlen ſich der

Gnade Merkurs, in dem sie ihren Schutzgott verehrten. (26)

So waren im allgemeinen die attischen Wirthshäuser beschaffen, und wie aus dem bisher Gesagten erhellt, an Bedeutung und Ansehen von den unsrigen sehr verschieden. Sie gehörten im allgemeinen einer ganz niedern und gemeinen und zugleich nicht sehr ausgedehnten Sphäre an; dagegen unsere Wirthshäuser in ihrer großen Menge und Mannigfaltigkeit, unsere Kneipen, Schenken, Wein- und Bierhäuser, Kaffeehäuser, Casini, Museen, Klubbs und Restaurationen den größten Theil aller derjenigen am Abend aufnehmen, welche durch Akten, Buch, Feder, Hobel und Hammer, oder auch durch Nichtsthun sich den Tag über ermüdet haben. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer einzusehen. Was sollte auch den freien athenienſischen Bürger bestimmen, an einem solchen Orte Unterhaltung und öffentlichen Verkehr zu suchen? War ja doch sein ganzes Leben eine Reihe von heitern Festen und von geistesbelebenden Anstrengungen. Da waren die mancherlei religiösen Feierlichkeiten, eben so ehrwürdig als nationell durch ihr hohes Alter und ihre Bedeutung, als schön und festlich durch Aufzüge, Spiele, Tänze und Ausschmückung aller Art. Oder er sah auf der

Bühne ſeine Götter und Helden, und hörte ihre göttliche Sprache, wenn auch nur einigemal im Jahre, aber dafür mit deſto geſpannterer Erwartung und deſto tiefer eingeprägter Erinnerung. Die meiſte Zeit nahm aber ſeine politiſche Thätigkeit in Anſpruch. Bald war er in der Volks-Verſammlung gegenwärtig, als Magiſtrat oder Bürger, ſprach oder ließ andere, zuweilen zu ſeinem Beſten, oft zu ſeinem Nachtheil, immer aber zu ſeiner Unterhaltung. Reden halten; oder er wählte zu Aemtern und wurde gewählt. Ein andermal ſaß er in dem öffentlichen Gericht als Richter oder als theilnehmender Zuſchauer. Ueberall wurden Gegenſtände verhandelt, die ſeine Intereſſen auf das nächſte berührten, und die Art der Verhandlung war ſo, daß ſie noch jetzt nach Jahrtauſenden durch Geiſt, Witz, Verſtand und Energie, durch Ausdruck und Darſtellung, uns, die wir uns in dieſe Verhältniſſe künſtlich hineindenken müſſen, auf das lebhafteſte intereſſirt und ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung iſt. Freilich führten feile und verſchlagene Demagogen das Volk oft auf Irrwege; feine Sykophanten brachten manchen Ehrenmann in gefährliche und verdrüßliche Proceſſe. Das war aber alles doch nur in ſeinen Reſultaten traurig; in der täg-

lichen und gewöhnlichen Wirksamkeit dieser Institutionen entfaltete sich dagegen eine Kraft und Beweglichkeit des Geistes, eine Thätigkeit aller Vermögen und eine Energie des Handelns, gegen welche unser öffentliches Leben einen Kontrast bildet fast wie Tod und Leben selbst. Dazu kommt nun noch die Lebensweise der südlichen Völker überhaupt, die es nicht lieben, sich zwischen Mauern einzuzwängen, sondern vielmehr so viel möglich alle Geschäfte vor dem Hause zu betreiben, auf Straßen und Märkten sich zusammen zu stellen und sich zu unterhalten. Ueberdieß unterstützten noch andere Einrichtungen den öffentlichen geselligen Verkehr. So waren die Gymnasien eben so wohl Orte für die Unterhaltung als für die geistige und körperliche Uebung. Da sahen und sprachen die Jünglinge sich untereinander, dahin kamen, um sie zu sehen und mit ihnen sich zu unterhalten, ihre enthusiastischen Verehrer. Eben solche Unterhaltungsplätze waren die öffentlichen Bäder und fast alle Buden der Handwerker, Kaufleute und Künstler; unter diesen besonders für die niedern Kreise der Gesellschaft und den Umtausch der Stadtneuigkeiten, die Buden der Bartscheerer, die ja in dieser Hinsicht sprüchwörtlich geworden sind.(27)

Bei den Römern finden wir die Wirthshäuser gleich gering geachtet wie bei den Griechen und als Unterhaltungsörter meistens nur für die niederste Volksklasse von Bedeutung. Es ließen sich eine Menge von Aeusserungen und Nachrichten römischer Schriftsteller anführen, die sich alle auf diese Geringschätzung solcher Häuser und ihrer Besitzer beziehen, wenn die Sache nicht allgemein bekannt wäre. Nur an einiges soll hier erinnert werden, woraus hervorgeht, wie diese Leute in den Rechtsverhältnissen angesehen wurden, und darnach kann man dann hinlänglich auf ihren Standpunkt in der Gesellschaft schließen. Nach dem römischen Recht wurden die Schenkwirthe hinsichtlich ihrer bürgerlichen Ehre auf gleiche Linie mit den Lenones gesetzt, und die Frau eines Schenkwirthes wurde vor Gericht ganz wie eine öffentliche Dirne angesehen, so daß die Gesetze gegen Ehebruch und die damit zusammenhängenden rechtlichen Bestimmungen bei ihr keine Anwendung fanden. (28) Ferner wurden die Schenkwirthe nicht zu dem Kriegsdienste zugelassen; (29) bildeten auch nicht wie andere Handwerker und Gewerbsleute eine Zunft (collegium, corpus). Darnach darf es uns also nicht befremden, wenn wir bei den alten Schriftstellern diese Klassen gewöhnlich als schlecht, betrügerisch und niederträchtig dargestellt

finden; oder wenn wir bemerken, daß in den beſſern Zeiten, namentlich bis zu dem Ende der Republik kein Mann, der etwas auf Anſtand und Ehre hielt, ein ſolches Haus beſuchte. Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind ohngefähr dieſelben, welche wir oben in dem griechiſchen Leben nachgewieſen haben. Für beide Zwecke, wegen welcher bei uns die Wirthshäuſer beſucht werden, war auch in der römiſchen Welt auf eine andere, und wie uns dünkt, ſchönere Weiſe geſorgt. Fremde von einiger Bedeutung hatten in der Regel gaſtfreundſchaftliche Verbindungen in Rom, die ihnen Aufnahme und Pflege verſchafften. Beſonders war dieſes der Fall ſeit der Zeit, als Rom ſeine auswärtigen Eroberungen zu machen angefangen hatte und die Verhältniſſe der Clientel und des Patronates auch auf auswärtige Privatperſonen und ganze Städte und Länder übergetragen wurde. Faſt jede von den großen römiſchen Familien, die durch Geſchlechtsadel oder die Magiſtratur ausgezeichnet waren, hatte eine oder mehrere Städte, ja ſogar Landſchaften in ihrer Clientel und, was damit zuſammenhieng, in ihrer Gaſtfreundſchaft. Kamen nun Leute aus ſolchen unter dem Patronat der römiſchen Großen ſtehenden Gemeinden nach Rom, ſo bedurfte

es für sie keiner Gasthöfe; und gerade solche Leute machten gewiß einen bedeutenden Theil der Fremden in Rom aus. (31) Gesandte auswärtiger Staaten hatten eben so wenig Aufnahme in solchen Häusern zu suchen. Wenn man sie in Rom nicht absichtlich vernachlässigen und ihnen diese Vernachlässigung nicht ausdrücklich zu erkennen geben wollte: so wurden sie der herkömmlichen Sitte nach in dem Hause irgend eines angesehenen römischen Bürgers aufgenommen und bewirthet. (32) Eben so wenig hatte der freie römische Bürger Veranlassung, sich der Unterhaltung wegen in ein Wirthshaus zu begeben, um da von seinen Sorgen sich zu erhohlen, oder in sein Alltagsleben eine Aufregung oder festliche Freude zu bringen, wie dies bei uns der Fall ist. Wie in den griechischen Republiken, so war ja auch hier, und zwar in einem viel größern, wenn auch nicht schönern Style, ein öffentliches, an ernster Thätigkeit und Festlichkeiten aller Art reiches, und wahrhaft lebendiges Leben. Die angesehenern unter den römischen Bürgern, wenn sie nicht im Lager sich befanden — und da brachte doch in der Regel ein jeder einen Theil seiner Jugend zu — waren durch ihre politischen Beschäftigungen als Magistrate, als

Senatoren oder Richter in beſtändiger Thätigkeit, und, nach den damaligen Staatsformen, nicht etwa in einer ſolchen Thätigkeit, wie großen Theils die unſerer modernen Geſchäftsleute und Staatsmänner iſt, welche die geiſtige Kraft anſtrengt aber ſelten belebt, ſondern vielmehr in einer ſolchen Thätigkeit, wie ſie die freie, öffentliche und mündliche Behandlung der Staatsgeſchäfte und der Rechtspflege gewährt, angeregt durch allgemeine Theilnahme, oft bewegt und erſchüttert durch ungehemmte und lebenskräftige Ausbrüche des Affektes. Solche Thätigkeiten ermüden, erſchöpfen; aber ſie ſtumpfen den Geiſt nicht ab, weil ſie den ganzen Menſchen gleich beſchäftigen, und ein freies, lebendiges Wirken aller ſeiner Kräfte erlauben, ja fordern. Diejenige Zeit, die einem Römer von der eben bezeichneten Klaſſe die politiſche Wirkſamkeit übrig ließ, füllte in der guten alten Zeit der Fabricier, Curier und Cincinate der Landbau aus; ſpäter bei dem Aufkommen einer feinern Bildung Beſchäftigung mit Literatur. Das war dann jenes edle Otium der römiſchen Staatsmänner, wofür wir in unſerer Sprache kein entſprechendes Wort haben, weil uns die Sache ſo fremd iſt. Aber auch jene römiſchen Großen, welche mehr durch ſinnliche

Genüſſe, als durch Studien ihre geſchäftsfreie Zeit ausfüllen wollten, hatten dazu in ihren Palläſten und Villen alle Hülfsmittel in reichſter Fülle und in dem großartigſten Maaße. So kann alſo, wie natürlich, in dieſem Kreiſe von ſolchen Häuſern, wie Gaſthöfe und Schenken ſind, nicht die Rede ſeyn. Aber auch die ganze übrige Maſſe des römiſchen Volkes hatte öffentliche politiſche Thätigkeit, Unterhaltung und Ergötzlichkeiten in großer Menge und nach einem viel großartigeren Maaßſtabe, als die Bürger der größten jetzigen europäiſchen Hauptſtädte. Da hatte auch der gemeine römiſche Bürger bald ſeine jährlichen Magiſtrate zu wählen, wobei es ja nicht ſo ruhig und einförmig zugieng; bald hatte er in der Volksverſammlung ſeine Cicerone und Hortenſier, oder ſeine ſtürmiſchen Tribunen anzuhören, welche den mannigfaltigſten Wechſel von Gefühlen und Leidenſchaften zu erregen wußten, und zugleich durch fein erdachte und künſtlich geſtellte Gründe und Gegengründe ſeinen Verſtand beſchäftigten und ſchärften. Oder er ſtand auf dem Forum unter der Corona der Zuhörer vor dem Tribunal des Prätor, und hörte die ſcharfſinnigen Beweißführungen der Sachwalter und ihre pathetiſchen Perorationen. Freilich waren dieſe Inſtitute

in mehreren Zeitpunkten der Republik theuer erkauft mit Ruhe und Sicherheit des Lebens und Eigenthums, mit Partheiungen, Bürgerkriegen, Mord und Aufruhr. Allein diese Nachtheile sind uns, die wir das Ganze übersehen, gewiß viel klarer und eben deswegen viel mehr ein Gegenstand der Klage und der Trauer, als denjenigen, welche in diesem lebendigen Spiel der mannigfaltigsten Thätigkeiten tägliche Anregung und Beschäftigung fanden. Nebst diesem Lärm des Forum hatte die Masse der römischen Bürger aber auch andere Unterhaltungen, öffentliche Vergnügen und Feste in großer Anzahl. Wie viel gab es für den Römer in seiner weltbeherrschenden Stadt zu schauen, großes, schönes, mitunter auch wildes und blutiges, alles aber voll Leben und Bewegung. Ein mannigfaltiger Cultus, ein Cyklus von vielen Festen und Feiertagen, der durch das ganze Jahr lief, brachte Opfer und Andacht, Aufzüge und Festlichkeiten aller Art, theils für das gesammte Volk, theils für die einzelnen Curien und andern Gesellschaften, welche zu liturgischen Zwecken vereint waren, und deren es im alten Rom so viele gab. Der Cirkus bot der Schaulust seine mancherlei Spiele, vor allem das Wagenrennen, Unterhaltungen, die der Römer so leidenschaftlich

liebte, daß er als den Inbegriff aller Bedürfnisse und Vergnügungen des Lebens nur Panem et Circenses fordern konnte. In dem Theater ließ er sich dann gefallen zu sehen, wie es seinen Dichtern gelang, der ländlichen Muse Latiums, die ihren Ursprung und ihr Wesen nicht recht auf der Bühne verläugnen konnte, (33) die Maske und den Dolch der griechischen Melpomene anzupassen. Doch war das nicht das liebste und kein eigenthümliches Vergnügen des Römers. Die zartern Empfindungen und der feinere Geist der Griechen konnten diese Nerven von Stahl nicht so leicht erschüttern; sie bedurften mehr kräftiger Reizmittel. Das Amphitheater, wo Löwe und Tiger kämpften, wo Schaaren blutiger Gladiatoren ein lebendiges Bild der Schlacht gaben, die jeder schon erlebt hatte, oder noch zu erleben gedachte — das reizte, das gefiel, das rief den Donner des Beifalls hervor und die Stille der Erwartung; da ward Gnade dem tapfern Kämpfer, wenn er auch schon verwerflicher Sklave war, und Todesstoß dem Feigen. Solche Schauspiele waren zwar häufig, aber doch nicht täglich. Zur täglichen Unterhaltung hatte der römische Bürger sein Marsfeld (Campus Martius), denselben Platz, wo er auch bei der Volksversammlung in seiner Centurie stimmte.

Da auf dieſer weiten Ebene an dem Ufer der Tiber, da turnte und ſpielte die römiſche Jugend und durchſchwamm rüſtig den Fluß; da wandelten die Männer und fanden dort Geſellſchaft, Geſpräch und mancherlei zu ſchauen. Auch die öffentlichen Bäder galten für das Volk, wie bei den Griechen, als Vereinigungspunkte und Plätze der Unterhaltung; noch mehr kann dieß geſagt werden von den Thermen, jenen großen prächtigen Gebäuden, welche Bäder, Spaziergänge, Säle, Gärten und Bibliotheken enthielten. Wozu hätte alſo der Römer noch andere Unterhaltungen aufſuchen, und ſich in die engen Mauern einer Trinkſtube einſchließen ſollen?

So waren die Verhältniſſe in dem ältern und republikaniſchen Rom. Bemerkenswerth iſt es, wie in den folgenden Kaiſerzeiten, als die öffentliche politiſche Thätigkeit aufhörte und die Menſchen keine wichtigern und edlern Gegenſtände der Unterhaltung und täglichen Beſchäftigung mehr hatten, das Beſuchen der Wirthshäuſer häufiger wurde, ſo daß nun, nicht wie ehemals nur Sklaven und Leute der niedrigſten Klaſſe, ſondern auch Leute von feinerer Bildung und aus den höhern Ständen in ſolchen Häuſern Unterhaltung ſuchten und fanden. Die geringe Achtung jedoch, in welcher die Wirthe und ihr

Geschäft standen, hörte dadurch nicht auf, sondern wurde vielmehr auch in dieser spätern Zeit sogar durch eigne gesetzliche Bestimmungen, wie wir schon oben bemerkt haben, kund gegeben. Als Andeutungen dieser veränderten Stellung der Wirthshäuser mögen folgende Notizen dienen. Von Claudius und Nero weiß man, daß sie häufig solche Häuser besuchten. Allerdings waren beide tolle und ausschweifende Charaktere; indessen wären auch tolle und ausschweifende Charaktere in frühern Zeiten nicht gerade darauf verfallen. Ferner das unten mitzutheilende Gedicht, das man dem Dichter Virgil, aber fälschlich zuschreibt und welches in eine spätere Zeit gehört, zeigt daß solche Häuser auch für feinere Gäste eingerichtet waren. Auch rechtfertigt diese Ansicht der Ton, in welchem Kaiser Hadrian in einem scherzhaften Gedicht an Florus von solchen Unterhaltungen spricht. Der Geschichtschreiber Spartianus hat uns die Verse erhalten(34). Florus hatte nämlich dem Kaiser geschrieben:

Cäsar möchte ich nicht werden:
Möcht' nicht wandern durch Britannien,
Möcht' nicht Scythiens Fröste leiden.

Darauf erwiederte ihm dieser:

Florus möchte ich nicht werden:
Möcht' nicht wandern durch die Schenken
Möcht' nicht in den Kneipen stecken
Und von dicken Fliegen leiden.

Nebst dem hier beigebrachten finden sich bei spätern lateinischen viele einzelne Anspielungen und Züge zerstreut, aus welchen hinreichend hervorgeht, daß solche Häuser damals weit mehr in dem öffentlichen Leben hervortraten, als früher. (35)

Indessen war doch auch in den frühern römischen Zeiten an diesen Anstalten kein Mangel, und sie wurden nicht unfleißig benützt von Sklaven, von Leuten der niedersten Volksklasse, von Schlemmern und Trinkern, von Fremden, welche gerade keine gastfreundschaftlichen Verbindungen hatten. Was sich von den einzelnen Arten derselben, von ihrer Einrichtung und von dem Leben und Treiben in ihnen sagen läßt, wird sich am bequemsten an eine Aufzählung der verschiedenen Benennungen solcher Häuser anreihen. Wir fangen mit derjenigen an, welche am deutlichsten den Zweck der Gasthöfe ausspricht. Diese ist: diversorium, Einkehr, Herberge für Fremde. Ohne Zweifel wurde hier nicht blos für Wohnung, sondern auch für die übrigen Bedürfnisse gesorgt. Die

Hauptbestimmung war aber wohl zunächst nur auf die auswärtigen, auf fremde Gäste, nicht auf einheimische gerichtet. In späterer Zeit hießen solche Herbergen auch stabula. Die beiden jetzt anzuführenden Benennungen bezeichnen Häuser, in welchen wohl auch Fremde aufgenommen wurden, welche aber auch zugleich und vorzugsweise Trinkstuben und Garküchen, überhaupt Belustigungsörter für die Einheimischen waren. Wir meinen die Cauponen (caupona, copona) und Tavernen (taberna meritoria, vinaria). Caupo (copo) ist eigentlich bekanntermaßen ein jeder Kleinhändler oder Krämer. Es wird deswegen häufig der Gegenstand des Handels noch dazu genannt; und so heißt denn auch der Weinwirth Caupo vinarius, gewöhnlicher wird aber das Wort ohne allen Beisatz in derselben Bedeutung gebraucht. Diese Cauponen mögen nun im allgemeinen schlecht und dürftig genug eingerichtet gewesen seyn, was nach dem bisher bemerkten uns nicht befremden wird. Es konnte einem Reisenden aus den besseren Ständen nur sehr relativ da gefallen, wie Horaz irgendwo andeutet, (36) nur wenn er nach beschwerlichem Wege und bei schlechtem Wetter endlich hier Obdach und Ruhe fand. Wenn dieses bei den römischen Cauponen der Fall

war, um wie viel mehr muß es von denjenigen gelten, die auf dem Lande, oder in kleinen Städten waren? — Auch verkauften diese Wirthe Wein in kleinen Maaßen außer dem Hauſe. Davon machten aber nur die ärmſten oder ganz unordentlichen Haushaltungen Gebrauch. Für eine nur etwas bemittelte und geordnete Haushaltung galt es für ſchimpflich keinen eigenen Wein vorräthig zu haben. Es wird dieſes ausdrücklich an mehreren Stellen der Alten bemerkt. Wir führen hier nur eine an, weil dieſe zugleich zeigt, was alles zu einer angeſehenen und wohlverſehenen römiſchen Haushaltung gehörte. Sie iſt aus einer Rede Cicero's gegen Piſo, worin er dieſem ſeinem Feinde ſeine gemeine Schwelgerei und zugleich ſeine armſelige und unordentliche Wirthſchaft vorwirft. (37) «In ſeinem Hauſe iſt kein Silbergeſchirr; nur ganz große Becher, und zwar, damit er nicht ſeine Landsleute zu verſchmähen ſcheint, von denen aus Placentia. Auf ſeinem Tiſche ſieht man keine Auſtern, keine Fiſche, nur große Stücke ſchlechtes Fleiſch. Schmuzige Sklaven warten da auf und darunter ſogar alte Männer. Bei ihm iſt der Koch und Bedienter in einer Perſon; er hat keinen eigenen Bäcker, keinen Keller. Brod und Wein

kauft er von dem Krämer und aus der Schenke. —

Was für Vergnügen und Freuden in einer solchen Schenke dem Gast zu Gebot standen, das mag eine römische Schenkwirthin selbst uns erzählen. Bekanntlich ist unter den kleinen Gedichten, die dem Virgilius zugeschrieben werden, auch eines mit der Ueberschrift: die Wirthin (Copa), das eine durch Darstellung aller Annehmlichkeiten motivirte Einladung enthält. Man muß sich die reizende Wirthin vorstellen vor dem Hause mit Gesang und Tanz die Gäste anlockend. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß die Schilderung, wie natürlich, etwas durch die Poesie idealisirt ist. Wir theilen das artige Gedichtchen in folgender Uebersetzung mit.

Die Wirthin. (38)

Syrische Wirthin geschmückt, um das Haupt die griechische Binde,
Und zu der Schellen Getön zierlich bewegend den Leib,
Tanzt in trunkenem Muth vor der wohlbekannten Taverne
Schlagend mit wechselnder Hand lärmender Stäbe Gefüg:

„Wozu frommet es jetzt auf ſtaubiger Straße zu reiſen?
Wie viel lieblicher iſt's, trinken auf ſchwellendem Sitz.
Hier im Garten haſt du Roſ', Becher, Saiten und Flöte
Und eine Laube dabei ſchattig von Reben umrankt.
Hier der Syringe Getön, ſüß ſchwätzend in ländlichen Weiſen,
Wie man je ſie getönt auf der arkadiſchen Flur.
Hier iſt Wein aus gepichetem Faß erſt eben gezogen;
Seinen erfriſchenden Trunk beut auch ein murmelnder Bach.
Auch ſind Kränze für dich aus Safran und Veilchen gewunden,
Wo goldfarbiger Schein purpurne Roſen umglänzt.
Liebliche Nymphen, erfriſcht durch des Stroms jungfräuliche Welle,
Bringen in zierlichem Korb auch noch der Lilie Schnee.
Hier ſind Käſe für dich auf Hürden von Binſen getrocknet,
Hier ſind Pflaumen, ſo ſüß, wie ſie der Herbſt nur gebracht.
Und Kaſtanien auch und hold erröthende Aepfel:
Ceres weilet bei uns Amor und Bacchus zugleich.
Auch Maulbeeren ſind da, blutroth, ſchwerhängende Trauben,
Bläuliche Gurken, die ſich drängen aus Korbes Geflecht.
Unſere Hütte beſchützt mit der Sichel bewaffnet Priapus:

Doch schamhaftigen Blick schrecket nicht seine Gestalt.
Drum, o Wanderer, komm, sieh, wie dein Eselchen schwitzet;
Schone das Thierchen mir doch, welches selbst Vesta beschützt.
Laut am heißen Mittag schrillt jetzt die Cikade im Garten,
Und an schattigem Ort ruht die Lacerte versteckt.
Bist du klug, so lagre dich her, laß Gläser kredenzen,
Oder auch wenn dir's beliebt, Becher von hellem Krystall.
Nun denn wohlan, so pflege der Ruh im Schatten der Reben,
Um das ermüdete Haupt binde die Rose zum Kranz.
Komme mein lieblicher Freund und koste die Lippe des Mädchens:
Fort zum Henker, wer jetzt zeiget ein grämlich Gesicht.
Willst zum Leichengepräng du sparen die duftenden Kränze?
Erst zum Schmucke des Sargs brauchen den blumigen Schmuck?
Wein und Würfel herbei: zum Henker, wer sorget für Morgen!
„Lebet!" so mahnt uns der Tod, „Lebet! Ich komme gar bald."

Der andre Name für die Schenken war, wie wir schon oben bemerkten, taberna, ein Name, der sich in den neuern Sprachen erhalten hat. Wie caupo und cauponari ursprüng-

lich allgemein von jeder Art des Kleinhandels gebraucht wird, ebenso bezeichnet dieses Wort in dem frühern Sprachgebrauch einen jeden öffentlichen Laden, worin Waaren gefertigt, oder solche schon fertige zum Verkauf ausgeboten werden. (39) Erst später verstand man unter taberna ohne allen Zusatz ausschließlich eine Weinschenke. Die taberna war eben der Laden des Caupo.

Nun gab es aber auch solche Häuser, welche sich vorzüglich mit dem Verkauf von zubereiteten Speisen beschäftigten, wie unsere Garküchen und Speisehäuser. Dieß waren die Popinen (popinae) ebenfalls meistens nur von Sklaven und der niedern Volksklasse besucht. Horaz, in einem an den Oberknecht seines Landgutes gerichteten Brief, (40) bezeichnet darum auch die Popine als ein Paradies für solche Sklaven, die nur so zuweilen von dem Lande in die Stadt kommen. Sie waren meistens auf öffentlichen Plätzen, in der Nähe des Cirkus und solcher Gebäude. (41) Wenn es in den Wirthshäusern der Griechen und Römer überhaupt nicht besonders sittlich zugieng, und auch noch für andere sinnliche Freuden gesorgt wurde, als man da suchen sollte, so muß dieses von den Popinen ganz besonders gelten. Sie werden

deswegen gewöhnlich in Verbindung mit den Wohnorten des Lasters, oder selbst als solche genannt. Jede Verminderung der Popinen und ihrer Inhaber, (popinarii,) war darum ein Gewinn für die öffentliche Moral. Von dieser Ueberzeugung muß auch der Kaiser Alexander Severus druchdrungen gewesen seyn. (42) Denn als einmal unter seiner Regierung Christen einen öffentlichen Platz zu ihren Zwecken verwendet hatten, und nachher aber eben solche saubern Wirthe Ansprüche auf denselben Platz machten und sich beklagten, so rescribirte er: die Christen sollten den Platz behalten; denn, sie möchten auch noch so schändlichen Aberglauben treiben, so sey es doch nicht so arg, wie wenn die popinarii da wirthschafteten. — Ein noch mehr verrufener Name für solche Häuser ist ganeum (ganea).

Die Erwähnung des kaiserlichen Ausspruches gegen die Popinen erinnert uns daran, noch anzuführen, was etwa für gesetzliche und polizeiliche Bestimmungen in Betreff der Wirthshäuser galten. Eine so genaue Scheidung und Abgränzung der verschiedenen Arten der Wirthshäuser und eine so genaue polizeiliche Aufsicht sowohl darüber, als über alles andere was sie betrifft, scheint in dem alten Rom nicht statt

gefunden zu haben. Doch ſtanden ſie unter der Aufſicht der Aedilen. (43) Es gehörte dieß zu der Aufſicht über die Lebensmittel und deren Verkauf, über Maaß und Gewicht und anderes der Art, was dieſen Magiſtraten zukam. Darum ſind es auch die Aedilen, welchen der Kaiſer Tiberius die Ausführung einer Verordnung übertrug, wodurch die Popinen eingeſchränkt werden ſollten. Es wurde darin befohlen, es ſollten da keine Backwerke, Kuchen und ſolche Leckerbiſſen mehr verkauft werden. (44) Auch hatten die Aedilen darauf zu ſehen, daß man in keinen andern Häuſern Speiſen verkaufte, als in den Popinen. Das liegt in der Natur der Sache; es geht aber auch aus einer Stelle des Suetonius in der Lebensbeſchreibung des Claudius hervor. (45) Dort wird nämlich als ein Beiſpiel der tollen und ſeltſamen Streiche dieſes Kaiſers angeführt, er habe einmal einen Senator verbannt, blos deswegen weil ihm eingefallen ſey, dieſer Senator habe einſt in frühern Jahren als Aedil Leute des Claudius und ſogar ſeinen Haushofmeiſter geſtraft, weil ſie gegen das Verbot gekochte Speiſen verkauft hatten. Aus Verdruß über dieſen Vorfall nahm er noch überdieß dieſes Aufſichtsrecht den Aedilen ganz weg. (46) Es wird nicht bemerkt,

war und Gottlob noch ben Bielen eigen, ja und ben Mehrheitlichen heute noch eigentümlich ist, daß sie sich nicht gerne in andere Meinungen, Ansichten und Anschauungen hineindenken, sie sich nicht gerne mit eigenen Gedanken und Ansichten in andere hineinleben können, sie nicht gerne von verschiedenen Ansichten sich zu einer neuen Ansicht verschmelzen können und — das kann man in Gottlosen und Ungläubigen, in Halbgläubigen und Halbgottlosen, in Gleichgültigen und Lauen, in Schlechten und Bösen, in Gerechten und Frommen, in Heiligen und Vollkommenen, in Guten und Besseren, in Besten und Vollkommensten, in Gelehrten und Ungelehrten, in Jungen und Alten, in Männern und Frauen, in Kindern und Greisen, in Gesunden und Kranken, in Reichen und Armen, in Vornehmen und Geringen, in Gebildeten und Ungebildeten, in Christen und Nichtchristen, in Katholiken und Nichtkatholiken, in Protestanten und Nichtprotestanten, in Juden und Nichtjuden, in Heiden und Nichtheiden, in Menschen und Nichtmenschen, in Engeln und Nichtengeln, in Teufeln und Nichtteufeln, in Gott und Nichtgott, in Ewigkeit und Nichtewigkeit, in Zeit und Nichtzeit, in Raum und Nichtraum, in Sein und Nichtsein, in Nichtsein und Nichtnichtsein, in Nichtnichtsein und Nichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein, in Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtsein und Nichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtnichtn

andern gesetzlichen Bestimmungen in Betreff des Rechtsstandes der Wirthe war schon im Anfange dieses Aufsatzes die Rede.

Als Resultat der bisher gegebenen Darstellung möchten wir den Gedanken aufstellen, den wir schon oben einigemal berühren mußten: Bei uns sind die Wirthshäuser nicht blos für die niedersten Klassen der Gesellschaft, sondern auch für einen großen Theil des Mittelstandes Vergnügungsörter, zugleich aber auch sind sie die Plätze, wo Stadt- und Staatsangelegenheiten mit einer gewissen Oeffentlichkeit besprochen werden, und im täglichen Verkehr ist für unser Publikum hier fast die einzige Gelegenheit öffentlicher Reden und Gegenreden über solche Gegenstände. Das Alterthum dagegen hatte einmal größere, schönere, würdigere Gelegenheiten öffentlicher Unterhaltungen und Vergnügungen, und durch seine Staatsformen den, wenn auch gefährlichen, aber beneidenswerthen Vorzug einer allgemeinen, gesetzmäßigen öffentlichen und mündlichen Theilnahme der Staatsbürger an der Verwaltung ihres Staates. So konnten jene alten Griechen und Römer die bisher beschriebenen Häuser wohl den Sklaven, dem Pöbel und der ausschweifenden Rohheit zur ausschließlichen Benützung überlassen.

Anmerkungen.

(1) Eine beſondere Abhandlung über dieſen Gegenſtand iſt mir nicht bekannt. Einzelne Stellen findet man zuſammengehäuft bei einigen Commentatoren, in allgemeinen Werken über griechiſche und römiſche Antiquitäten, und in Abhandlungen über andere Gegenſtände, welche mit dieſem verwandt ſind. Wir wollen von dieſen dreierlei Hilfsmitteln diejenigen anführen, welche noch die meiſten Materialien liefern. Casaubon. ad Theophrast. Char. cap. 6. p. 87. Ed. Fisch. Gothofred. ad Cod. Theodos. IX, 7, 1. Tom. p. 60. Ed. Ritter. Turneb. Advers. XIV, 5. Potter Archeolog. Gr. IV, 21. Pitisci Lex. antiquitat. roman. f. vv. Caupo. Caupona Tom. I. p. 384. Diversorium. Tom. II. p. 55. Tomasin. De tesseris hospitalitatis cap. 29. Tom. IX. p. 278. Thesaur. Gronov. Ed. Lugd. Stuck. Antiq. conviv. I. 28. Wernsdorf. ad Virgil. Copam. Poet. minor. Tom. II, p. 258. Es finden ſich bei den genannten Verfaſſern in ihren Angaben hie und da kleine Irrthümer und Unrichtigkeiten mit deren Berichtigung wir weder uns, noch den Leſer hier behelligen wollen. Nur das ſey bemerkt, daß Pitiscus an der einen Stelle (ſ. v. caupona) eine Stelle des Dionyſius ganz falſch verſteht, und ſie daher auch irrig anführt, um zu beweiſen, die Reiſenden hätten in den früheren Zeiten des alten Italiens eigene Zelte mit ſich geführt. Es heißt nämlich dort (Dionys. Halic. VIII, cap. 22 Tom. III. p. 1508.

1508. Ed. Reisk.) *κατασκηνοῦν* offenbar nur überhaupt ſich aufhalten, nicht aber ein Zelt aufſchlagen.

(2) Um anzudeuten, was für Punkte hier herauszuheben ſind, und wie wir überhaupt den Gegenſtand behandeln möchten, erinnern wir nur an die intereſſante Beſchreibung des Tabard-Inn zu London, welche Waſhington Irving in ſeinen Charakteren neulich gegeben hat. Th. II. S. 167. nach der Ueberſetzung von Spiker.

(3) Odyſſee IV, 1 — 67.

(4) Odyſſee VI und VII.

(5) Odyſſee VIII, 164.

(6) Ilias XVIII, 590.

(7) P. 1849. Ed. Roman. — Hesiod. O. et D. v. 493.

(8) Suidas ſ. v. *λέσχη*. Tom. II. p. 431. Ed. Kuster. *τὸ δὲ παλαιὸν αἱ κάθεδραι καὶ οἱ τόποι ἐν οἷς εἰώθεσαν ἀθροιζόμενοι φιλοσοφεῖν λέχσαι ἐκαλοῦντο.* An derſelben Stelle des Lexikographen werden Gedichte des Heraklides Ponticus angeführt mit dem Namen: Leſchen. Vrgl. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Mahlerei. S. 296. 303.

(9) Suidas l. l. Harpocration ſ. v. *λέσχαι* p. 185. Ed. Manſsac. *Κλεάνθης ἐν τῷ περὶ Θεῶν ἀπονενεμῆσθαι τῷ Ἀπόλλωνι τὰς λέσχας φησίν· — καὶ παρ' ἐνίοις τὸν θεὸν Λεσχηνόριον ἐπικαλεῖσθαι.* Ibiq. Manſsac. Comment. p. 207.

(10) Polluc. Onomast. IX, 5, 49. p. 1013. Ed. Hemſterhus, wo ſie in Verbindung mit Schenken genannt werden: *ἐκ δὲ τῶν τῆς πόλεως μερῶν καὶ*

ἰέσχαι, καὶ πίθωνες, ὡς Εὔπολις ὠνόμαζε, καὶ ὀινῶνες ὡς Ξενοφῶν.

(11) Meursii miscell. Lac. IV, 16.

(12) Procl. ad Hesiod. O et D. 493.

(13) Plutarch. Lycurg. cap. 27. Vrgl. Manso's Sparta Th. I. S. 159.

(14) Manso Th. I. S. 100.

(15) Manso Th. II. S. 110.

(16) Aristotel. Rhetor. III, 10. p. 186. Ed. Heiz.

(17) Charact. cap. VI.

(18) Isocrat. Areopag. p. 350. Ed. Wolf.

(19) Aristoph. Lysistr. v. 467.

(20) Athenaeus. lib. XIII. p. 237. Ed. Ald.

(21) Suidas, s. v. *κάπηλος*. T. II. p. 123. Ed. Kuster.

(22) Polluc. Onom. VII, 3, 16. p. 696. Ed. Hemsterh. *Οἱ μὲν δὴ πάντα πιπράσκοντες καλοῖνἀν πανδοκεῖς, καὶ πανδοκεύτριαι, καὶ τὸ χωρίον, πανδοκεῖον· καὶ τὸ πρᾶγμα, πανδοκεύειν, καὶ πανδοκεία.*

(23) Aristot. Problem. X, 14. p. 101. Ed. Duval. Die Stelle ist etwas dunkel. Er fragt nämlich nach den Ursachen der Kleinheit einzelner menschlicher Individuen und giebt dann zwei Ursachen an: Mangel hinreichender Ernährung und mechanische Hindernisse bei dem Fötus. (*δύο δὴ τὰ αἴτια· ἢ γὰρ ὁ τόπος ἢ ἡ τροφή*). Dann fährt er fort: *ὅσοις μὲν οὖν ὁ τόπος αἴτιος, οὗτοι πυγμαῖοι γίνονται. τὰ μὲν γὰρ πλάτη καὶ τὰ μήκη ἔχοντες γίγονται κατὰ τὸ τῶν τεκόντων μέγεθος, μικροὶ δὲ ὅλως. τούτου δὲ αἴτιον, ὅτι διὰ τὴν στενότητα τοῦ τόπου συγκλώμεναι αἱ εὐδεῖαι, καμπύλαι γίνονται. ὥσπερ οὖν οἱ ἐπὶ τῶν καπηλίων γραφόμενοι*

μικροὶ μέν εἰσι, φαίνονται δ' ἔχοντες πλάτη καὶ βάθη, ὁμοίως συμβαίνει καὶ τοὺς πυγμαίους. Der Ausdruck: „wie die an den Schenken gemahlten Figuren" (ἐπὶ τῶν καπηλίων γραφόμενοι) könnte allerdings auf die Meinung führen, als wäre von Bildern an Schenken die Rede, welche nach irgend einer optischen Täuschung die angegebene Eigenschaft hätten. Allein jetzt nachdem ich die Stelle noch einmal ansehe, so zweifle ich nicht daran, daß man καπηλίων emendiren müsse durch καμπύλων. Aristoteles will folgendes sagen: die Zwerge werden zum Theil schon als Fötus durch mechanische Hindernisse gebildet, indem die gerade Länge des Körpers sich nicht in die Höhe ausdehnen kann, sondern gleichsam umgebogen wird, wobei dann der Körper sich nur in Dicke und Breite ausdehnt. Nun fährt er fort: es ist damit eben so, wie mit den Figuren, die auf eine gekrümmte Fläche ihrer Breite nach, z. B. auf eine Walze, gezeichnet sind und ebenfalls keine Ausdehnung nach der Länge, sondern nur nach den übrigen Dimensionen zulassen.

(24) Ueber das erstere kann man vergleichen Villoison. Prolegon. ad Schol. Hom. pag. 2 über den ausgesteckten Busch oder Kranz. Aristoph. Plut. v. 1055 und daselbst die Ausleger.

(25) Hesperus 1823. Novemb.

(26) Aristoph. Plut. v. 1121.

(27) Ebend. v. 338.

(28) In einem Rescript des Kaiser Constantin wird dieses dahin modificirt, daß die Frau des Wirthes und die Inhaberin eines Wirthshauses (domina cauponæ) wie eine andere rechtliche Frau angesehen werden sollte, im Falle sie nämlich nicht selbst den Gästen aufwartete. Hingegen eine jede Aufwärterin des Wirthshauses

(ministra) so wie eine jede Wirthin, die zugleich selbst aufwartete, wurde fortwährend vor Gericht so ungünstig angesehen, und die Bestimmungen und Strafen wegen Ehebruch fanden bei ihnen keine Anwendung. Das Rescript ist aufbehalten in dem Cod. Theodos. Lib. IX. Tit. VII. l. 1. pag. 60. Ed. Ritter. Daß vor Constantin ein solcher Unterschied zu Gunsten der domina cauponae durchaus nicht gemacht wurden, zeigen die Stellen, welches Gothofredus zu diesem Gesetze beibringt.

(29) Cod. Theodos. Lib. VII. Tit. 13. l. 8. Tom. II. p. 383. Ed. Ritter. Inter optimas lectissimorum militum turmas neminem e numero servorum dandum esse decernimus: neve ex caupona ductum, vel ex famosarum ministeriis tabernarum etc.

(30) Ich habe dafür keine positiven Beweiße, aber ich schließe es daraus, weil ich unter den vielen Inschriften, so wie auch unter den Stellen der alten Schriftsteller, welche einzelner Collegia erwähnen, vergebens die Erwähnung einer Zunft der Wirthe gesucht habe.

(31) Die Nachweisungen über dieses Verhältniß s. in Creuzers Abriß der römischen Antiquitäten. § 96. S. 93.

(32) Vergl. Liv. XLV, 20. Postquam consulti ab Marco Junio consule patres, stantibus in comitio legatis, an locum, lautia, senatumque darent, nullum hospitale ius in iis servandum censuerunt; egressus e curia Consul, pronuntiat: sociis et amicis et alia comiter atque hospitaliter praestare Romanos et senatum dare consuesse: Rhodios non ita meritos eo bello, ut amicorum sociorumve numero habendi sint. Ebendaselbst cap. 22. sagen die nämlichen Gesandten der Rhodier,

von denen in der vorigen Stelle die Rede iſt: Antea... ex publico hospitio in curiam gratulatum vobis.... veniebamus: nunc ex fordido diversario vix mercede recepti.

(33) Horat. Epist. II, 1, 156.

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio: —
— — sed in longum tamen aevum
Manserunt, hodieque manent vestigia ruris.

(34) Ael. Spartian. in Hadrian. cap. 16. Floro poetae scribenti ad se,

Ego nolo Caesar esse
Ambulare per Britannos
Scythicas pati pruinas:

rescripsit:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culices pati rotundos.

Für die Freunde der vaterländiſchen Geſchichte bemerke ich, daß ſich von dieſen kleinen Gedichten eine Nachahmung findet in den Verſen, welche Friedrich der Siegreiche, Kurfürſt von der Pfalz, mit Matthias von Kemnat, ſeinem Geſchichtſchreiber, wechſelte. S. Kremer's Geſchichte des Kurfürſten Friedrich des Erſten. Th. I. S. 522. Anmerk. 2.

(35) Dahin gehörte z. B. die luxuria popinalis bei Apulejus Metamorphos. B. VIII. am Anfang S. 232. nach der Ausgabe in usum Delph., die bei mancher Charakterſchilderung und Erzählung in dieſem Roman vorkommt.

(36) Horat. Epist. I, 11, 12.

Sed neque, qui Capua Romam petit, imbre lutoque
Adspersus, volet in caupona vivere.... etc.

(37) Cic. Orat. in Pison. cap. 27. Toreuma nullum, maximi calices, et hi, ne contemnere suos videatur, Placentini; exstructa mensa non conchyliis aut piscibus, sed multa carne subrancida. Servi sordidi ministrant, nonnulli etiam senes. Idem coquus, idem atriensis, pistor domi nullus, nulla cella: panis et vinum a propola atque de cupa.

(38) Den Theil des Gedichtes von V. 5. bis zum Schluſſe kann man doch wohl nicht anders auffaſſen, als von der Wirthin ſelbſt geſagt oder geſungen, wenn ſchon Heyne anderer Meinung iſt. Außerdem daß der Inhalt der Verſe für dieſe Anſicht ſpricht, kommt damit ſehr gut überein die Sitte ſolcher reizenden Wirthinnen. Denn gerade ſo pflegten ſie ſich zu benehmen: ſie ſtanden an der Thüre und ſuchten durch zärtliche Blicke, Geberden und Worten die Vorübergehenden hereinzulocken. Dieſes Vorſpiel gleichſam muß für Freunde ſolcher Vergnügen beſonders reizend geweſen ſeyn. Man kann das wenigſtens aus folgender Stelle des Suetonius ſchließen, wo er von den *Unterhaltungen des Nero* ſpricht (Nero cap. 27.): Quoties Ostiam Tiberi defluueret, aut Bajanum sinum praeternavigaret, dispositae per litora et ripas diversoriae tabernae parabantur, insignes ganea matronarum institorio, copas imitantium, atque hinc inde hortantium, ut appelleret. Ueber dieſe Sitte ſolcher leichtfertigen Bewohnerinnen der Schenken bringt noch mehreres bei, Caſaubon zu der eben angeführten Stelle und zu Theophraſt's Charakteren XXVIII. p. 239. Ed. Fischer. Daß ſie in ihren Bewerbungen oft nicht unglücklich waren, in den ſpätern Zeiten wenigſtens, wo ſolche Häuſer, wie bemerkt, auch von angeſehenern Leuten nicht verſchmäht wurden, zeigt unter andern auch ein Geſetz des Kaiſer Conſtantinus, welches da-

gegen gerichtet iſt. Cod. Justin. Lib. I. Tit. 27. De naturalibus liberis. pag. 299. Corp. Jur. Spangenberg. Senatores seu perfectissimos, vel quos in civitatibus duumvirilitas, vel sacerdotii, id est Phœniciarchiae vel Syriarchiae ornamenta condecorant, placet maculam subire infamiae, et alienos a legibus Romanis fieri, si ex ancilla, vel ancillae filia, vel liberta vel libertae filia, vel scenica vel scenicae filia, *vel tabernaria vel tabernariae filia*..... susceptos filios in numero legitimorum habere voluerint. Dennoch ſoll Konſtantins Mutter, Helena, ſelbſt eine ſolche tabernaria oder copa geweſen ſeyn. Die angeführte Verordnung wurde ſpäter von Juſtinian wieder aufgehoben. Novell. LXXXIX. Cap. 15. p. 372. Ed. Spangenb. Was den Verfaſſer des überſetzten Gedichtes betrifft, ſo ſtimmen die Kritiker darin überein, daß ſie es alle dem Virgilius abſprechen. Man hat auf verſchiedene Namen gerathen: mehr konnte man nicht. Man ſollte ſich nun zwar ein Gewiſſen daraus machen, ſolche unbegründete Vermuthungen, deren die Kritiker ſchon ſo viele geliefert haben, noch zu vermehren; allein ich kann dennoch hier den Gedanken nicht unterdrücken, daß die oben aus Spartianus mitgetheilte Stelle Veranlaſſung geben kann, auf den dort genannten Dichter Florus, als den Verfaſſer zu rathen. Es wäre wenigſtens ſehr natürlich, daß ein wirthshausliebender Dichter den Ort ſeiner Unterhaltung beſänge. Auch weichen die wenigen Fragmente ſeiner Gedichte, die noch übrig geblieben ſind, in Geiſt und Ausdruck von unſerm Gedichte nicht ſehr ab. S. Wernsdorf. Poetae lat. minor. Tom. III. p. 483. und Tom. VI. P. I. p. 181. Das an der zuletzt angeführten Stelle befindliche Epigramm enthält gleichfalls eine Aufforderung zum Lebensgenuß, wie das Ende der Copa in folgenden Verſen:

Venerunt aliquando rosæ. Proh veris amœni
Ingenium! una dies ostendit spicula florum,
Altera pyramidas, nodo maiore tumentes;
Tertia jam calathos: totum lux quarta peregit
Floris opus. Pereunt hodie, nisi mane legantur.

(39) Salmas ad Spartian. Hadrian. cap. 16.

(40) Horat. Epp. I, 14, 21:

— Fornix tibi, et uncta popina
Incutiunt urbis desiderium; video: et quod
Angulus iste feret piper, et thus, ocius uva;
Nec vicina subest vinum præbere taberna
Quæ possit tibi, nec meretrix tibicina, cuius
Ad strepitum salias terræ gravis. —

(41) Abram. ad Cic. orat. Pro Milone cap. 24. p. 177.

(42) Lamprid. Alexand. cap. 49.

(43) Lipsius ad Senecam de vit. beat. VII. p. 236.

(44) Sueton. Tiber. cap. 34. Dato Aedilibus negotio *popinas* ganeasque usque eo inhibendi, ut ne opera quidem pistoria proponi venalia sinerent....

(45) Sueton. Claud. cap. 38. — Scribam quaestorium, itemque praetura functum Senatorem inauditos et innoxios relegavit: quod ille adversus privatum se intemperantius affuisset; hic in aedilitate inquilinos praediorum suorum contra vetitum cocta vendentes multasset, villicumque intervenientem flagelasset. Das an dieſer Stelle bemerkte Verbot kann wohl ſo verſtanden werden, wie es oben im Texte des Aufſatzes genommen worden iſt; man könnte es aber auch auf das in der vorigen Note angeführte Verbot des Kaiſer Tiberius beziehen. Beides überſieht Erneſti zu dieſer Stelle des Suetonius und denkt nur an eine etwas

ſtrengere polizeiliche Aufſicht dieſes einzelnen Aedilen, ohne daß gerade ein allgemeines Verbot hier ſtatt gefunden hätte.

(46) Sueton. Claud. cap. 40. Sermonis vero rerumque tantam saepe negligentiam ostendit, ut nec quis, nec inter quos, quove tempore ac loco verba faceret, scire aut cogitare existimaretur. Quum de laniis ac vinariis ageretur, exclamavit in curia: Rogo vos, quis potest sine offula vivere? Descripsitque abundantiam veterum tabernarum, unde solitus esset vinum olim et ipse petere.

(47) Tacit. Annal. XIII, 25. L. Volusio, P. Scipione Coss. otium foris, fœda domi lascivia; qua Nero itinera urbis et lupanaria et diverticula, veste servili in dissimulationem sui compositus pererrabat.

(48) Sueton. Nero cap. 16. — interdictum, ne quid in popinis cocti præter legumina aut olera veniret, quum antea nullum non opsonii genus proponeretur.

Ueber die

Volkslieder der alten Griechen.

Das Lied ist der lebendige Keim, aus welchem die übrigen Gattungen der Poesie sich entwickeln. Seinem Wesen nach ist es lyrisch, aus seinem historischen Element entsteht die epische Poesie nach ihren verschiedenen Formen, deren Vollendung und Schluß das Drama ist. Das Lied, als das erste ausgedehnte und hervorströmende der poetischen Regung, läßt sich der Linie vergleichen; das Epos, als ausgebreitetes Aneinanderreihen von Gedanken, Gefühlen, Handlungen und Personen, der Fläche, und endlich das Drama, durch seine wechselseitige Durchdringung, seine Vollendung und feste Begränzung, dem Körper. Oder will man ein lebenvolleres Bild zur Erklärung des gegenseitigen Verhältnisses dieser drei Grundarten der Poesie, so mag das Lied als Keim und Wurzel gelten; das Epos in seiner Fülle und Unbegränztheit als Stamm mit Aesten, Zweigen und Blättern, bis das Gewächs in der Blüthe, welche durch die höchste Ausbildung und wechselseitige Beziehung der einzelnen Theile dem Drama entspricht, das Ziel seines Wachsthumes erreicht hat. Bei

keinem Volke läßt ſich dieſer naturgemäße und ſtetige Fortgang der Poeſie ſo deutlich nachweiſen, als bei den Griechen, weil eben bey keinem andern, wie überhaupt die geiſtige Bildung, ſo auch das poetiſche Element derſelben ſo ungehemmt und geſund von Anfang an ſich entwickelte und weil kein anderes mit ſo naturgemäßer und ruhiger Entfaltung alle Stadien des Volkslebens durchlief. Weil ferner dieſe Formen der Poeſie unmittelbar aus dem Volke ſelbſt nach und nach hervorgiengen in lebendigem organiſchem Zuſammenhang mit allen ſeinen übrigen Lebensäußerungen, ſo blieben ſie auch in ihrer höchſten künſtleriſchen Ausbildung der Geſammtheit immer noch nahe und befreundet. Das Epos, entſtanden aus den alten Götter- und Helden-Sagen, war freilich von Anfang an einem beſondern Sängerſtande, den Rhapſoden, zur Pflege anvertraut, aber lebte es dabei nicht auch im ganzen Volke fort durch allgemeine, lebendige Tradition jener Sagen und Geſchichten, durch Unterricht der Jugend, durch überall verbreitete, innige Theilnahme? Aehnlich verhielt es ſich mit dem Drama. Gehörte auch ein vor der Menge ausgezeichnetes Talent und eine beſondere Kunſtfertigkeit dazu, um Tragödien oder Komödien hervorzubringen,

ſo zeigt doch die ungemein große Zahl vortreffli-
cher Dichter in dieſer Gattung und die große
Leichtigkeit des Produzirens, welch eine Fülle
von poetiſcher Bildung auch nach dieſer Rich-
tung hin in der Geſammtheit vorhanden war,
was auch ſchon allein aus der bekannten Rich-
tigkeit und Feinheit des Urtheils der Zuſchauer
ſich ſchließen läßt. Was ja auch auf der Bühne
dargeſtellt, geſagt und geſungen wurde, war
eben wieder das nämliche, was in Ueberliefe-
rungen, in Gebräuchen und Religionslehren,
überhaupt im ganzen Leben des Volkes ſich
lebendig erhalten hatte und von dem, was die
Menge dachte und fühlte, durchaus nicht dem
Weſen und der Art, ſondern nur dem Grade
nach verſchieden. So iſt alſo die ganze grie-
chiſche Poeſie im wahren und ſchönſten Sinn
Volkspoeſie. Neben jenen ausgebildetern Kunſt-
formen dauerte dabei natürlicher Weiſe, wie
bei einem ſo lebendigen und reichbegabten Volke
nicht anders ſeyn konnte, das eigentliche Volks-
lied friſch und ungehindert fort in eben ſo
mannigfaltiger Art und Geſtalt, als das menſch-
liche Leben und die verſchiedenen Beſchäftigun-
gen und Stände der Menſchen ſind. Doch nur
wenige Töne ſind davon bis zu uns durch die
Jahrhunderte erklungen im Verhältniß zu dem

großen Reichthum an ſolchen Liedern, auf welchen die vielen noch übrigen Namen der einzelnen Arten ſchließen laſſen. Wie konnte es auch anders geſchehen? Sind ſo viele große poetiſche Werke verloren gegangen, welche gleich anfangs aufgeſchrieben wurden und auf dieſe Weiſe eher dem Untergange entriſſen werden konnten, warum ſollte dieſes Schickſal nicht um ſo leichter ſolche Lieder treffen, welche weniger durch Schrift als durch Geſang und Ueberlieferung fortlebten und mit dem Wechſel der Zeiten hervorſproßten und verwelkten? Von dem was uns noch übrig iſt, ſoll hier eine kurze Ueberſicht nebſt einigen Proben gegeben werden: einer weitläufigeren Behandlung muß es vorbehalten bleiben, bei ausgeführter Darſtellung und ohne die Menge von Nachweiſungen zu ſcheuen, auch bloße Namen und kleinere Bruchſtücke aufzunehmen und zu einem zuſammenhängenden und lebendigen Ganzen zu verbinden.

Was die Seele zuerſt aufregt und erhebt, die Religion, unter welcher Form ſie ſich zeigt, muß auch zuerſt im Liede ſich offenbaren. Die Griechen hatten eine Menge zum Theil uralter volksmäßiger Kirchenlieder und Lobgeſänge auf einzelne Gottheiten. Der allgemeine Name für dieſen ganzen Kreis iſt Päan; doch galt er in

ſpäterer Zeit nur für eine einzelne beſtimmte Gattung deſſelben. Athenäus (1) ſtellt als charakteriſtiſche Merkmale des Päans in dieſem engern Sinn auf, daß er immer einen Gott zum Gegenſtand habe und dann die häufige Wiederholung des Ausrufes: Ἰὴ Παιάν. Dennoch führt er gleich darauf mehrere volksmäßige Päane an, welche zum Lobe berühmter Männer geſungen wurden, als: des ſpartaniſchen Lyſander, des erſten Ptolemäus von Egypten, des Antigonus und Demetrius. Ohne Zweifel geſchah dieß in einem ähnlichen Sinne, wie die lateiniſchen Dichter den Auguſtus den alten Göttern und Heroen beigeſellten, mit einer zwar ſichtbaren Schmeichelei, aber ganz im Einklang mit dem Volksglauben und der Volksanſicht der ganzen alten Welt, die alles Ausgezeichnete und Ungewöhnliche in unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen ſetzte. Aus dem hiſtoriſchen Theil jener alten Päane, wodurch der Urſprung und die Thaten der Götter und Heroen verherrlicht wurden, bildeten ſich ſolche Hymnen, wie die homeriſchen ſind, durch ihre Ausdehnung und kunſtreichere Abfaſſung dem Volksgeſang zwar entrückt, aber doch durch allgemeine Verſtändlichkeit und Theilnahme dem Volke angehörig. Durch Athe-

näus ist uns folgender Päan auf die Göttinn Hygiea aufbewahret worden, welcher nach einer Stelle des Maximus Tyrius zu schließen, zur Zeit dieses Schriftstellers, (also gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts) noch ziemlich allgemein gesungen worden seyn muß. Als Verfasser wird genannt Ariphron von Sicyon.

Hygiea, der Göttinnen erste,
Laß mich wohnen bei dir,
So lang ich noch lebe.
Bleibe stets mir hold und gnädig:
Denn, wenn je uns Reichthum, wenn Kinder
Lust gewähren oder vielgepriesene
Königsgewalt und die süßen Schmerzen,
Die wir heimlich erjagen in Aphroditens Netzen;
Oder wenn je irgend Freude Gott den Menschen
Gab und Ruhe nach Arbeit:
Nur wo du bist selige Hygiea,
Blüh't dieß alles, glänzet der Anmuth Frühling;
Doch ohne dich ist niemand glücklich.

Von andern religiösen, volksthümlichen Liedern sind zwar häufige Nahmenserwähnungen vorhanden, (2) aber von ihnen selbst kaum einige Bruchstücke. Dahin gehört ein Hymnus, welchen die Frauen in Elis sangen zu Ehren des Dionysus, worinn derselbe unter dem uralten Symbol des Stieres genannt und angerufen wird. Plutarch hat uns den Anfang desselben erhalten. (3)

Komm' zu uns her, komm Dionysus
In den heiligen Tempel,
Gnadenvoll in den Tempel,
Schnellen Lauf's mit dem Stierfuß.
Heiliger Stier!
Heiliger Stier!

Wie lang dieſe Richtung des Volksgeſanges ſich erhielt und mit welcher Wirkung kann man daraus ſchließen, daß der bekannte Irrlehrer Arius ſeine Lehrſätze durch Volkslieder verbreitete (4) und zwar in der Form der durch ihre Ausgelaſſenheit berüchtigten Sotadiſchen Verſe. Gerade ſo verfaßte man ja auch in neuern Zeiten bei uns und auch bei andern europäiſchen Nationen geiſtliche Texte zu Melodien weltlicher Lieder, um dieſe zu verdrängen.

Den Geſängen, worin des Volk den Schutz der Götter anrief und ihre Thaten prieß, reihen ſich jene Lieder an, worin die Geſchichte und der Ruhm der Heroen, der alten Könige und Stammfürſten fortlebte. Bei allen Völkern iſt dieß der Anfang und die Wurzel des Epos und der Geſchichte. Solche Lieder läßt Homer den Achilles ſingen, wo er von dem Eintritt der Geſandten des Agamemnon erzählt:

Drinnen fanden ſie ihn beim Spiel der tönenden Leier,
Wo er mit Herzensluſt laut ſang die Thaten der Männer.

Von diesen alten Heldenliedern selbst ist uns keines übrig geblieben, aber die epischen und ersten historischen Erzeugnisse, welche noch vorhanden sind, beweisen, wie kräftig und befruchtet diese Keime gewesen seyn müssen. Auch solche Volkslieder historischen Inhalts gab es, welche nicht zu einem ganzen Kreis von Sagen gehörten, und deswegen zum Epos heranwuchsen, sondern die nur eine einzelne Begebenheit poetisch auffaßten und also unsern Romanzen oder Balladen entsprachen. Jedoch wurden sie nicht leicht müßig gesungen, sondern aus etwas Geschehenem hervorgegangen, also auch an etwas geschichtlich Fortdauerndes, an ein Fest, an einen äußern Gebrauch geknüpft. Dahin gehört das Lied von der Erigone, welches an dem Coren- oder Schaukelfest gesungen wurde. Es hat sich nicht erhalten, doch Ursprung und Inhalt desselben kennen wir noch. (5) Als nämlich Bacchus den Sterblichen seine Gaben mittheilte, kam er auch zu Ikarius und schenkte ihm einen Schlauch mit Wein, indem er ihm befahl auch Andere daran Theil nehmen zu lassen. Da machte sich Ikarius auf mit einem weinbeladenen Wagen in Gesellschaft seiner Tochter Erigone und seines Hundes Mära und kam nach Attika. Dort gab

er Hirten von dem Wein zu trinken. Diese davon berauscht, glaubten in ihrer Unwissenheit, Ikarius hätte ihnen Gift gegeben und erschlugen ihn. Der treue Hund zeigte der Tochter an, wo der Leichnam des Vaters lag; im Uebermaß des Schmerzes erhängte sie sich an der nämlichen Stelle an einen Baum. Darüber erzürnte der Gott und machte die Töchter der Athenienser wahnsinnig, daß sie sich auf die nämliche Art tödteten, bis endlich die Athenienser, durch ein Orakel belehrt, die Hirten mit dem Tod bestraften und ein Fest stifteten, wobei man Seile an die Bäume befestigte und sich schaukelte zum Andenken der unglücklichen Erigone, deren Leichnam sich am Baume hin und her bewegt hatte; dann erst wurde der Gott versöhnt. So erzählt Hyginus (6) und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die einzelnen Umstände der Erzählung aus dem Liede selbst genommen sind. Mehrere Namen von andern dahin gehörigen Liedern, von welchen sonst weiter nichts bekannt ist, übergehen wir.

Unter den Liedern, welche nicht durch etwas einmal Geschehenes bedingt sind, sondern durch wiederkehrende bedeutende Momente des Lebens, woran sollte man zuerst denken, als an die Lieder der Liebe? zum Unglück hat uns das

Schicksal von solchen Volksliedern beinahe Nichts übrig gelassen und doch kann kein Zweifel seyn, daß bei einem so lebenvollen und gesangreichen Volke gerade in dieser Gattung die üppigste Fülle vorhanden war. Ich rechne hieher, und wohl mit Recht, ein Lied, welches Aristophanes (7) ein Mädchen singen läßt, um einen Jüngling anzulocken:

Ach! wie ist mir zu Muthe doch,
Weil meine Lieb' nicht kommet.
Allein sitze ich hier und harr'
Unbewacht; Mutter ist nicht im Hause.
Was ich will, ach! kann ich nicht sagen.
Liebe Amme ich bitte
Ruf' doch Orthagoras zu mir her:
Sollst wahrlich umsonst mir es nicht thuen.

Darauf sagt ihre Nebenbuhlerinn, als wie von einem bekannten Liede:

Jetzt singst du gar
Die jonische Weise.

Namen und Inhalt einiger andern hieher gehörenden Stücke lernen wir durch Athenäus kennen. (8) So gab es ein Lied, welches Nomius hieß und eine Dichterin Eriphanis zur Verfasserin hatte. Daß es volksmäßig war, erhellt daraus, weil es an der angeführten Stelle unter andern Liedern aufgeführt wird, von denen dieses ausdrücklich bemerkt ist. Eri-

phanis liebte nämlich den Jäger Menalkas. Sehnsuchtsvoll folgte sie ihm überall nach durch Berge und Wälder so unermüdlich und von Liebe gequält, daß nicht nur die härtesten Menschen, sondern auch die wildesten Thiere ihren Schmerz theilten. Da dichtete sie ein Lied, eben jenen Nomius und sang es mit lauter jammernder Stimme umherirrend in der Einsamkeit. Athenäus führt aus einem ältern Schriftsteller nichts weiter als die paar Worte daraus an: « die hohen Eichen, o Menalkas! » Ein anderes Lied sangen in alten Zeiten die griechischen Frauen, welches Kalyke hieß und von dem berühmten Dichter Stesichorus herrührte. Athenäus weiß aus dem Werke des Aristoxenus über die Musik folgendes davon zu berichten (a. a. O.) Die Jungfrau Kalyke liebte einen Jüngling mit der heißesten Leidenschaft, aber dabei mit einer reinen und ehrbaren Liebe. Vergebens hatte sie gehofft, seine Frau zu werden, und aus Verzweiflung über ihre unglückliche Liebe stürzte sie sich den Leukadischen Felsen herab.

Dem Eros folge Hymen: auch an seinem Feste ertönten Gesänge. Ton und Inhalt derselben kann man besonders nach zwei Stücken bemessen, die uns aus dem Alterthum noch übrig

ſind. Das eine iſt ein Hochzeitlied, welches Ariſtophanes Bauern ſingen läßt, (9) ohne Zweifel in Ton und Farbe den Liedern nachgebildet, welche vom Volke bei ſolchen Gelegenheiten geſungen wurden. An derber Natürlichkeit und friſcher Sinnlichkeit fehlt es ihm wenigſtens nicht.

Hymen, Hymenäus!
Du ſeliger nach Verdienſt
Wirſt du herrlich belohnt.

Hymen, Hymenäus!
Was jetzt mit ihr machen?
Was jetzt mit ihr machen?
Wir pflücken die Frucht,
Wir pflücken die Frucht.
Ihr denen es zuſteht,
Ihr Männer, den Bräutigam
Holet herbei.

Hymen, Hymenäus!
Wohnt ſchön bei einander,
Nicht hadert, noch zanket,
Pflückt friedlich die Feigen.

Hymen, Hymenäus!
Sie eine ſtarke, tüchtige Feige,
Er eine kleine, liebliche Feige.

Das andere Stück iſt das Hochzeitlied unter den Theokriteiſchen Gedichten, (10) welches die ſpartaniſchen Mädchen vor dem Brautgemach des hohen Paares, des Menelaus

und der Helene ſingen. Doch iſt hier eigentlich nur die Volksſitte benützt zu einem kunſtreichern und höher organiſirten Gebilde.

Hymens Geſchenke ſind blühende Kinder: daher jetzt ein Wort von Wiegenliedern und Kinderliedern. Bei erſtern tritt wieder der beklagungswerthe Fall ein, daß wir von ſolchen Liedern, als von bekannten Dingen, reden hören, ohne daß uns die Zeit aus der vermuthlich nicht kleinen Anzahl derſelben einige vergönnt hätte. (11) Man führt als Beiſpiel eines Wiegenliedes gewöhnlich einige Verſe aus der 24. Idylle des Theokritus an. Dort wiegt Alkmene auf dem Schilde des Amphitryon den zehn Monat alten Herkules mit ſeinem Halbbruder Iphikles und ſingt:

Schlaft meine Kindlein! ſchlaft einen ſüßen, erwecklichen Schlummer,
Schlaft mein Leben! Ihr Brüderchen, treffliche Knaben!
Glücklich ſchlummert ein und glücklich erwachet am Morgen.

Die wenigen Zeilen athmen zwar im Original ungemein viel Natur und Gefühl, wozu der Charakter des doriſchen Dialekts das ſeinige beiträgt; indeſſen kann man es doch nicht wohl als volksmäßiges und häufig geſungenes Wiegenlied anführen.

Zu den Kinderliedern kann man ein treffliches Stück zählen, welches zu überraschenden Vergleichungen Stoff bietet; ich meine das Lied der Kinder auf Rhodus, das uns Athenäus aufbehalten hat. (12) Auf dieser Insel gingen beim Anfang des Frühlings die Kinder herum, trugen eine Schwalbe mit sich und sammelten Eßwaaren, indem sie das angeführte Lied absangen. Man nannte dieß schwalbeln (*χελιδονίζειν*), und der bekannte Kleobulus aus Lindus, einer der sieben Weisen, führte zuerst bei einer entstandenen Hungersnoth diese Sitte ein. In Bestimmung des Metrums bin ich dem Rezensenten von Besseldts Beiträgen zur Prosodie gefolgt, welcher mir unter den verschiedenen Metrikern diese Verse am einfachsten und natürlichsten abzutheilen scheint. (Jen. allg. Litt. Zeit. Decemb. 1814. Nro. 234.)

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz ist sie am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schaale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
Eiersemmelchen auch
Liebet die Schwalbe.

Nun ſollen wir was kriegen, oder ſoll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns gibſt, wir laſſen dich ſonſt nicht;
Wir ſchleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen ſitzt, die holen wir.
Klein iſt ſie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringſt du etwas, bringe nur recht viel und gut.
Mach' auf die Thür'; der Schwalbe mach die Thüre auf:
Nicht Alte ſind wir, ſind ja junge Knaben noch.

Ein älterer deutſcher Dichter, Prätorius, hat daſſelbe zwar nicht mit Beobachtung der Form, aber doch recht glücklich überſetzt. Die Herausgeber des Wunderhorns nahmen dieſe Ueberſetzung als ächtes deutſches Lied mit gutem Glauben in ihre Sammlung auf und überſchrieben es: «Bettelei der Vögel» (Bd. I. S. 161.); der Vergleichung wegen mag es hier einen Platz finden.

Es iſt kommen, es iſt kommen
Der gewünſchte Frühlingsboth,
So uns alles Leid benommen
Und die kalte Wintersnoth,
Welcher gute Stunden bringet
Und ein gutes Jahr bedinget.

Kommen iſt die liebe Schwalbe
Und das ſchöne Vögelein,
Deſſen Bauch iſt weiß und falbe,
Deſſen Rücken ſchwarz und fein.
Schauet, wie es rummer flieget
Und ſich bittend zu euch füget.

Wollet ihr nicht ſeyn gebeten
Und mit etwas Eſſelwaar,

Kommen hie herausgetreten
Zu uns, oder dieſer Schaar?
Gebt ihr aus des Reichen Haus
Nicht ein wenig Wein heraus?

Oder einen Korb mit Käſen,
Oder auch ein wenig Korn,
Daß wir wiederum geneſen,
Und uns quicken mit dem Born?
Weil die Schwalbe ohne Speiſen
Sich nicht laſſet abeweiſen.

Oder ſollen wir viel lieber
Euch die Thür und Pforte lähmen?
Oder ſollen wir hinüber
Steigen und die Jungfrau nehmen,
Welche, weil ſie klein zu nennen,
Wir gar wohl wegtragen können.

Oder wollt ihr euch beſinnen
Dennoch uns noch was verehren;
So kann ſie uns wohl entrinnen
Und ſich wenn ſie größer, wehren.
Laßt der Schwalb die Thür aufhalten,
Wir ſind Junge und nicht Alte.

Ueberraſchend ähnliches mit dieſer griechiſchen Frühlingsfeyer findet ſich in der deutſchen Kinderwelt. Auch bei uns kündigen die Kinder den Frühling an, dieſe Kinderzeit des Jahres, und unterlaſſen es nicht, nach geſunder Kinderart an Eſſen und Trinken dabei zu denken. Das Liedchen, welches in der Pfalz bei dieſer Gelegenheit geſungen wird, indem die Kinder mit Bändern

und Brezeln von Haus zu Haus gehen, ist ebenfalls im Wunderhorn aufgezeichnet (Bd. III. Kinderlieder S. 39). Schreiber dieses hat es auch auf folgende Art singen hören, abweichend von dem dort gegebenen, und zwar mit mehr rezitirendem als singendem Vortrag.

Strih, Strah, Stroh,
Der Summertag ist do.
Die Veilen und die Blumen
Die bringen uns den Summer.
Wir hören die Schlüsselein klingen,
Sie werden uns was bringen,
Rothen Wein, Brezeln drein,
Alle gute Sächelein.
Dem Herrn wünschen wir 'nen goldnen Tisch,
Drauf sollen seyn gebackene Fisch,
Wir wünschen der Frau zu gutem Dank
Voll fein Gespinnst den ganzen Schrank.
Der Tochter einen Bräutigam gut,
Der sie von Herzen lieben thut.
Strih, Strah, Stroh,
Heute übers Jahr sind wir wieder do.

Wie die griechischen Kinder eine Schwalbe herumtrugen, und für diese Eßwaaren bettelten, so gebrauchen die Kinder im Holsteinischen, wenn sie den Frühling ansingen, dazu einen todten Fuchs, ohne daß es deutlich ist, wie der todte Fuchs zu dieser Ehre kommt (Wunderhorn Bd. III. S. 20.) Am Rhein tragen sie an Fastnacht einen Hahn im Korb herum, in gleicher Absicht,

und ſingen dazu. (S. ebend.) Auf der Inſel Rhodus war es auch noch Sitte, eine Krähe herum zu tragen, und für dieſe zu ſammeln (13). Es geſchah dieß zwar von Erwachſenen, nicht von Kindern; indeſſen des übereinſtimmenden Gebrauches wegen wird das dabei geſungene Lied hier nicht unpaſſend folgen:

Ihr lieben Herrn, der Krähe gebt eine Hand voll Gerſt',
Der Tochter Phöbus ſchenkt ein wenig Weizen her,
Oder Brod und Geld, was einer nur ihr geben will:
Gebt liebe Herrn, was Jeder nur zu Handen hat.
Die Krähe nimmt vorlieb mit einem Körnchen Salz.
Gar ſehr liebt ſie zu ſpeiſen Sachen ſolcher Art,
Und wer ihr Salz gegeben, geb dazu auch Wachs.
Mach' auf die Thür! wir ſind erhört vom reichen Mann,
Die Tochter ſelbſt ſeh ich, wie ſie uns Feigen bringt.
Ihr Götter! Freyer ſchickt in Meng' der lieben Maid,
Und einen reichen, hochberühmten, braven Mann.
Dem alten Vater in den Arm leg ſie 'nen Sohn,
Der Mutter eine liebe Tochter auf den Schoos.
Ich geh' nun fort, ſo weit, ſo weit der Fuß mich trägt
Und ſinge vor den Thüren zu der Muſen Preis,
Auch ohne Lohn; doch gibſt du was, ſo ſing ich mehr.
Wohlan ihr Leute, gebet etwas doch heraus,
Gieb lieber Hausherr und ſein ſchönes Töchterlein,
Gieb für die Kräh' nur etwas her, ſie bittet ſchön,
Und wer ihr ſchenkt, der ſchenkt gewiß ihr nichts umſonſt.

Schließt ſich gleich an jeden bedeutenden Moment im Leben Geſang und Lied an, ſo dringen ſie doch nirgends freier und unmittelbarer hervor, als bei der Luſt froher und feſt-

licher Mahle. Sind dann in einer solchen Gesellschaft Lieder als lebendiges Gemeingut vorhanden, welche der fröhlichen Stimmung als Grundlage und Stützpunkt dienen, so wie sie selbst ursprünglich aus derselben hervorgegangen sind, dann werden die bekannten und allen befreundeten Weisen bald zusammen aus jeder Brust ertönen. Einzelne in gesteigerter Wärme des Frohsinnes und bei glücklicher poetischer Anlage stimmen dann auch wohl ein neues Lied an, wie es gerade der Augenblick gibt, kunstlos, unausgeführt, aber frisch und lebendig. So ist es bei glücklich organisirten und einer gesunden Fröhlichkeit hingegebenen Menschen: so war es bei dem heitern Griechenvolke. Solche eben bezeichnete sind, wenigstens dem größten Theile nach, die griechischen Skolien, welche nirgends einheimischer waren, von früher Zeit her, als bei dem aufgeweckten, geistreichen und sprachgewandten Volke von Athen. Ueber die Art, wie sie gesungen wurden, belehrt uns Athenäus (14) nach einem ältern Schriftsteller Artemon folgendermaßen. «Auf dreierlei Art sang man bei Tisch-Gesellschaften: entweder sangen alle mit einander ein Lied im Chor, oder es ging der Reihe nach herum, oder man hielt sich an keine Ordnung, sondern die Geübtesten sangen außer

bei Tische. Wenn diese Bemerkung der Liebe mit Ehrfurcht stets in der Erinnerung bleibt, (wenn), wenn sich in der Liebe Ehrfurcht mit ihr verbindet, so wird sie nie ganz verschwinden. Ehrfurcht ist Gefühl der Unterordnung, Liebe Gefühl der Gleichheit. Wenn diese beiden sich vereinigen, so ist das Gefühl der Unterordnung nicht mehr so stark, daß es schwere Folgen im Gefolge hat. Aber es kann gesagt werden, daß, wenn diese beiden Gefühle einen gleichen Anteil haben, so ist das Gefühl der Unterordnung das vorherrschende. Diese Ordnung besteht in dem Gefühle, daß Mann und Frau nicht gleich sind, daß sie nicht gleiche Rechte und Pflichten haben und daß diese Verschiedenheit in der Ehe deutlich werden muß. Wenn diese Verschiedenheit nicht in der Ehe deutlich wird, so ist sie nicht vorhanden. Wenn sie nicht vorhanden ist, so ist die Ehe eine unglückliche. Ehrfurcht ist die Grundlage der Ehe, Liebe kann nicht ihre Grundlage sein, Liebe kann nicht ihre Grundlage sein, weil sie nicht ohne Ehrfurcht bestehen kann. Ehrfurcht ist die Grundlage der Ehe, weil sie ohne Ehrfurcht nicht existieren kann.

eine groſse Mannigfaltigkeit dar, und ſind ein überraſchender Beweis der vielſeitigen Beweglichkeit und Gewandtheit des griechiſchen Geiſtes; beſonders aber der klaren und ſchönen Form, in welcher ſich unwillkührlich und mit Naturnothwendigkeit jede auch noch ſo kleine Regung deſſelben offenbarte, und jener dieſem Volke eigenthümlichen, ſo überaus glücklichen Miſchung von verſtändiger Beſonnenheit und warmem Lebensgefühl. Wir wollen von jeder Art einige Proben geben, und zu dieſem Behuf die Skolien ihrem Inhalt nach eintheilen in religiöſe, moraliſche, hiſtoriſche und ſcherzhafte; dieſes nur der äuſsern Ordnung wegen. Ihrem Weſen nach laſſen ſie ſich natürlich nicht ſyſtematiſch von einander ſcheiden. Aus der erſten Klaſſe mögen hier folgende ſtehen:

Pallas Tritogenia, Königin Athene
Schütze unſre Stadt und Bürger,
Schütze ſie vor Noth und Aufruhr,
Vor zu frühem Tod', du und dein Vater.

Einſt gebar auf Delos Mutter Letho
Phöbus mit den goldnen Locken
Und die wilde Jägerinn Artemis,
Die mit Macht und Kraft die Frauen beherrſchet.

Solcher Art ſind auch die übrigen, welche hieher gehören, kurze Gebete, Erinnerungen an bekannte, aber heilige und wichtige Götter-

geschichten und Glaubenslehren. Zu den moralischen rechne ich überhaupt solche, welche Gedanken oder Vorschriften über menschliches Leben und Thun enthalten. Sie sind ebenfalls kurz und anspruchslos; aber alle durch treffenden Inhalt oder glückliche Form mehr oder weniger schätzbar. Eines der bekanntesten und am häufigsten gesungenen ist folgendes von Simonides:

Die Gesundheit ist das Beste auf Erden,
Schöne Leibesgestalt ist mir das zweyte,
Dann kommt reich seyn, doch in Ehren,
Viertens sich mit Freunden der Jugend freuen.

Einige andere:

Um zu seh'n, wie Jeder gesinnt ist,
Könnte man doch das Herz ihm öffnen,
Hätte man es gesehn, dann schließen
Und ohne Argwohn Freundschaft pflegen.

Am Ufer mußt du betrachten die Fahrt
Und sorgsam fragen Kraft und Muth:
Doch wenn du auf dem Meere bist,
Ohne Verzug gebrauchen die Kräfte.

Unter jeglichem Stein lieget, o Freund, ein Skorpion versteckt;
Darum hüte dich wohl: was sich versteckt, ist von Gefahr nicht frei.

Es kann hier auch angeführt werden das berühmte Skolion des Aristoteles an die Tugend. Es findet sich zwar keine Nachricht,

daß es wie die eben beigebrachten volksmäßig und in allgemeinem Gebrauch gewesen sey; da es indessen, auch abgesehen von dem berühmten Urheber und der Schönheit der Verse, durch Vergleichung mit den andern Skolien beiträgt, das Wesen dieser Gattung schärfer aufzufassen, so wird es hier nicht am unpassenden Orte stehen. Der eigentliche Zweck des Gedichtes geht aus dem Ende desselben hervor: es sollte eine Verherrlichung seines Freundes seyn, des Hermias, Tyrann von Atarna, einer Stadt in Kleinasien. Die Ankläger des Aristoteles nannten es einen Päan, und machten davon Gebrauch, um den Verfasser der Irreligiosität zu beschuldigen, weil er auf diese Art einem Menschen göttliche Ehre erwiesen habe. Dagegen bemerkt Athenäus (16), daß dem Gedicht die zwei, schon oben angeführten, Merkmale eines Päans fehlten; denn einmal werde Hermias ja als gestorben angeredet, wodurch er von der Ehre und Gesellschaft der Götter hinreichend getrennt sey, und dann sey auch der herkömmliche Refrain: *Ἰὴ Παιάν* hier nicht zu finden. Wie dem auch sey, das Gedicht des Aristoteles ist seiner Ausdehnung und seinem Tone nach nicht in der improvisatorischen und leichten Art der Skolien gehalten, sondern feyerlicher, prächtiger und

in höherm Stil. Dieſe Verſchiedenheit mag den auch wohl jene Ankläger zu dieſer Beſchuldigung beſtimmt und bei vielen auch gerechtfertiget haben. Der Leſer urtheile ſelbſt.

Tugend ſchwer zu erringen
Unſerm Geſchlecht,
Des Lebens herrlichſter Preis!
Deiner Schönheit wegen, o Jungfrau,
Schien dem Hellenen-Volk
Auch der Tod,
Auch mühſelige Kampfesarbeit
Neidenswerthes Geſchick.
Solche Frucht läßt du koſten die Seele,
Beſſer als Gold, als Eltern,
Als der liebliche Schlaf.
Deinetwegen kämpfte Herakles,
Kämpfte der Leda Zwillingspaar
Dürſtend nach deiner Herrlichkeit.
Liebe zu dir führt' einſt den Peliden,
Führte den Ajar einſt zum Hades.
Um den Reiz deiner holden Geſtalt.
Sank auch Atarnens Sproß,
Hermias, hin in des Todes Nacht.
Darum preißt ihn Geſang,
Und Unſterblichkeit geben die Muſen
Ihm Mnemoſynes Töchter,
Dem gaſtlichen Zeus zur Ehre
Und zum Ruhme der treuen Freundſchaft.

Unter den andern Skolien, aus denen die oben angeführten genommen ſind, findet ſich auch dieſer leicht hinflatternde zierlich ausgedrückte Liebes-Wunſch.

Wär' ich doch nur eine schöne Leyer
Künstlich aus Elfenbein,
Trügen mich dann die schönsten Knaben
Zu Dionysus festlichem Tanz.
Wär ich doch nur ein schöner Dreyfuß
Zierlich von Gold gemacht,
Trüge mich dann die schönste Frau,
Keinen Gemüthes in ihrer Hand.

Ich finde in einem alten deutschen Volkslied eine ganz gleiche Wendung (Wunderhorn. B. III. S. 113), aber mit einem bei weitem innigern und zartern Gefühl durchgeführt. Der Unterschied bei dieser Aehnlichkeit scheint mir zur Vergleichung der deutschen und griechischen Poesie charakteristisch: deswegen mögen diese Zeilen hier folgen.

Wollt Gott wär ich ein lauter Spiegelglas,
Daß sich die allerschönste Frau
All morgen vor mir pflanzieret.
Wollt Gott wär ich ein seiden Hemdelein weiß,
Daß mich die allerschönste Frau
An ihrem Leibe trüge.

Wollt Gott wär ich ein roth Goldringelein,
Daß mich die allerschönste Frau
An ihr Händelein zwinge.
Wollt Gott wär ich ein Eichhorn traun
Und spräng auf ihren Schoos,
Von rechter Lieb' sie mich in ihr Aermlein schloß,
Sie küßt mich an mein rosenfarbnes Mündelein,
Das nehm ich für des Kaisers Gut,
Sollt ich drum ärmer seyn.

Unter den historischen Skolien steht oben an jenes überaus treffliche Lied zum Preis der Tyrannen-Mörder Harmodius und Aristogiton, welches auch von Herder als Probe griechischer Volkspoesie in die Stimmen der Völker aufgenommen worden ist. Sie hatten ihre Dolche unter Myrthenzweige versteckt; darauf bezieht sich der Anfang des Gesanges.

Tragen will ich das Schwert versteckt in Myrthen;
Wie Harmodius und Aristogiton,
Da sie den Tyrann trafen zum Tod'
Und der Athener Volk wieder zur Freiheit kam.

Nicht Harmodius bist du todter Schatten,
Auf der Seligen Inseln wohnst du Theurer!
Wo Achilles lebt kampfesberühmt,
Wo Diomedes lebt, Tydeus gepriesener Sohn.

Tragen will ich das Schwert versteckt in Myrthen
Gleich Harmodius und Aristogiton;
Wie am Feste sie Pallas Athene
Jenen Tyrann tödteten, den Hipparch.

Stets gepriesen sey euer Nam auf Erden,
O Harmodius und Aristogiton!
Weil den Zwingherrn ihr trafet zum Tod'
Und der Athener Volk euch seine Freiheit dankt.

Die Herrschaft der Pisistratiden gab noch zu einem andern Skolion Veranlassung. Einige tapfere Athenienser hatten sich nämlich, um ihre Freiheit zu behaupten, an einen Ort im Attischen Gebiete zurückgezogen, welcher Leip-

ſydrion hieß, und denſelben befeſtiget. Sie wurden von den Tyrannen angegriffen und in einem blutigen Gefecht aufgerieben. Da ſang man in Athen:

Ach! Ach! Leipſydrion Verräther Ort,
Männer ſaheſt du fallen, die im Streite
Tapfer waren und von edler Abkunft.
Wahrlich ſie zeigten wohl ihres Geſchlechtes Name.

Aus der Klaſſe der ſcherzhaften Skolien mögen hier folgende zwey ſtehen.

Hat eine Eichel das Schwein, ſucht es dazu gleich eine andere;
Hab ein Mädchen ich auch, ſuch' ich dazu gleich eine andere.

Mit mir trinke, o Freund, liebe mit mir, kränze dein Haupt mit mir;
Mit dem Raſenden raſ'; biſt du wieder geſcheidt, bin ichs dann auch mit dir.

Man ſang bei Mahlzeiten nach dem Eſſen nicht blos ſolche Skolien; eben ſo gewöhnlich war es, Stellen aus Dichtern, beſonders dramatiſchen, abzuſingen oder zu deklamiren, welches beweist, wie allgemein bekannt und ins Leben übergegangen auch ſolche Gedichte waren, die über den Kreis des einfachen Volksliedes hinausgiengen. (17)

Es bleibt nun noch übrig die einzelnen Beſchäftigungen und Stände durchzugehen und

ihre eigenthümlichen Lieder vorzuführen. Es sind noch eine Menge Namen und kurzer Notizen von solchen Liedern übrig, welche bei einer ausführlichen Darstellung sich nicht unfruchtbar behandeln lassen, bei einem bloßen Entwurf aber zur trocknen Nomenklatur werden. Doch sind uns auch aus diesem Kreise noch einige schätzbare Fragmente übrig, welche eine obwohl mangelhafte Vorstellung von dem Verlorenen geben können. Es werden bei griechischen Schriftstellern erwähnt: Schifferlieder, Lieder der Weber, Seiler, Wasserträger, Bader, Müller u. a. Zu den letztgenannten gehört ein Lied, das die lydischen Weiber beim Mahlen zu singen pflegten (18), worin von Pittakus, jenem berühmten Weisen, gesagt wird, daß er selbst gemahlen habe, was auch anderwärts erzählt wird (19). Es hat sich daraus nur folgendes erhalten, vermuthlich der Anfang:

Mahle, Mühle, mahle,
Denn auch Pittakus mahlt,
Herrscher des großen Mitylene.

Auch die Bettler hatten ihre eignen Lieder, wovon uns noch eines unter den homerischen Gedichten aufbehalten ist. Es führt die Ueberschrift: «Eiresione», der eigenthümliche Name für diese Gattung. Man wird in der Wendung des Glückwunsches die Aehnlichkeit mit der

gleichen Wendung in dem oben angeführten Krähenlied nicht verkennen.

Laßt zum Hauſe uns gehn, wo der vielvermögende Mann wohnt,
Hoch von allen geehrt und vom Glücke reichlich geſegnet.
Oeffnet euch Thüren von ſelbſt, hineinzieht lieblicher Reichthum
Und mit dem Reichthum auch die Blüthe heiteren Frohſinns,
Fried' und Freude zumal: ſtets ſeyen gefüllet die Schüſſeln,
Niemals fehle dazu die Menge des trefflichſten Mehles.
Seines Sohnes Gemahlin ſoll zu ihm kommen auf Wagen,
Stattliche Mäuler voran, ſo ziehe ſie fröhlich ins Haus ein,
Wo ihr der Webſtuhl ſteht auf dem Boden belegt mit Elektron.
Einmal komm' ich des Jahrs, wie im Lenzmond kommet die Schwalbe.
Laß im Hofe mich nicht ſo lange harren der Gabe.
Heil dir, ſchenkeſt du was: wenn nicht, ſo geh ich von dannen,
Denn nicht kam ich ja her, mit dir im Hauſe zu wohnen.

Die Bauern hatten außer andern eignen Liedern auch, wie es ſcheint, Witterungsbeobachtungen in poetiſcher Form, nach Art unſrer gereimten Bauern-Regeln. Ariſtoteles führt wenigſtens einige ſolcher Verſe als ſprüchwörtlich

an. (20) So unterſucht er einmal den Grund der Regel:

Nicht drei Tage lang währt ein Boreas, welcher bei Nacht weht.

Gleich darauf deutet er auf eine andre ähnliche Regel, die er aber nicht vollſtändig anführt. Zu den Liedern der Bauern iſt auch zu zählen das Schnitterlied, welches Theokrit in ſeiner 10ten Idylle einen Feldarbeiter ſingen läßt, deſſen Alter, Aechtheit und Volksmäßigkeit dem Inhalt und Ton nach nicht zu bezweifeln iſt, wenn es auch urſprünglich in andrer Form geſungen wurde. Es heißt dort das Lied des Lityerſes: ſonſt heißt an andern Stellen das Lied ſelbſt Lityerſes. Dieſer Lityerſes war der Sage nach ein Sohn des Midas, ein König von Phrygien, dabei ein beſonders rüſtiger Feldarbeiter und Schnitter. Er zwang alle Gäſte, die zu ihm kamen, ihm gleich zu thun; gelang ihnen dieſes nicht, ſo tödtete er ſie. Als er einſt den nämlichen Uebermuth auch an Herkules ausüben wollte, faſſte ihn dieſer und warf ihn in den Fluß Mäander. Da ſangen nach ſeinem Tode die Phrygier ein Lied zum Lobe des Lityerſes, als eines trefflichen Ackersmannes und zur Trauer über ſein unglückliches Ende. Bis auf die ſpätere Zeit lebte es im

Munde des Volkes fort; wenigstens berichtet der Scholiast des Theokritus, daß er es noch singen gehört habe. In dem Theokriteischen Liede kommt von dem Schicksal und der Person des Lityerses nichts vor; es scheint also, man setzte überhaupt solche Schnitter- und Ernte-Lieder, deren Verfasser man nicht zu nennen wußte, eben weil sie Volkslieder waren, mit jenem alten berühmten Ackermann und Schnitter in Verbindung.

Du an Früchten reich und an Aehren, o gieb uns Demeter!
Wohlbeackerte Saat, gieb reichgesegnete Aernte.

—

Bindet die Garben frisch, ihr Binder! Der Wanderer ruft sonst:
„Liederlich Volk, das ihr seyd! so gehet der Lohn ja verloren.“

—

Die ihr Mandeln setzt, nach Westen hin oder nach Norden,
Wendet der Garben Schnitt, denn davon schwillet die Aehre.

—

Die ihr Weizen drescht, o fliehet die Mittagsruhe,
Stäubt doch zur Mittagszeit am besten die Spreu aus den Halmen.

—

Mäher ihr! gehet ins Feld, sobald die Lerche sich reget,
Kehrt nicht heim, bevor sie entschläft und ruht in der Hitze!

Wer wie der Frosch, ihr Brüder! doch lebete: denn um den Schenken
Ist er mit nichten besorgt, er hat des Getränkes in Fülle.

—

Lieber uns Linsen gekocht, du geldbegieriger Schaffner!
Gucke dir nur die Augen nicht blind beim Zählen der Grütze.

(Aus der Arethusa.)

Kein Stand aber war so liederreich, und wurde so zur Unterlage mannigfacher poetischer Erzeugnisse genommen, als der Hirtenstand, besonders nach der Art seines Thuns und Lebens in dem alten Sicilien. Die bukolische Poesie, als eigne Kunstform, ist ein veredelter Zweig dieses wilden Stammes. Lieder, welche von den Hirten selbst volksmäßig gesungen wurden in ihrer ursprünglichen und unveränderten Form haben wir nicht mehr übrig: doch können wir aus den vorhandenen bukolischen Gedichten, namentlich den Theokriteischen, uns eine anschauliche Vorstellung machen, wie von dem alten Hirtenleben überhaupt, so auch von der Art und Weise ihres Gesanges. Charakteristische Eigenthümlichkeiten desselben, außer dem, daß Inhalt, Gedanken, Bilder und Ausdrücke aus dem Kreis ihrer Beschäftigung und ihrer Umgebung hergenommen waren, scheinen besonders folgende gewesen zu seyn. Erstens

der poetiſche Wettſtreit, das gegenſeitige Auf=fordern und Herausfordern zum Geſang, her=vorgegangen aus einer lebendigen immer reg=ſamen Luſt zu ſingen und aus alterthümlicher unverſtellter Streit= und Prahlſucht. Die bukoliſchen Dichter machen oft Gebrauch von dieſer Sitte; ſo Theokrit in dem 1ſten, 5ten, 6ten Idyll. Ferner das antwortende, (amoe=beiſche) ſymmetriſche, ähnlich dem Parallelismus der orientaliſchen Poeſie, wornach von zwei Sängern der Eine dem andern immer in ähn=licher Wendung und ähnlichen Ausdrücken ant=wortete. Als Beiſpiel kann dafür gelten Theo=krits 8tes Idyll. Letztlich der große Wechſel und das ſchnell abſpringende und unterbrochene in der Gedankenfolge (vergl. die angeführten Stücke), was eines Theils ſeinen Grund hat in einer gewiſſen alterthümlichen, unbeholfenen Einfalt und Kunſtloſigkeit, andern Theils in einer größern Unbeſtimmtheit und Schranken=loſigkeit des Gemüthes, welche der menſchlichen Natur in ihrem Kindesalter eigen iſt.

Anmerkungen.

Der in der vorstehenden Abhandlung hier zuerst in diesem Umfang besprochene Gegenstand hat in der neuesten Zeit noch ein besonderes Interesse erhalten durch die vollständigere Kenntniß der neugriechischen Volkslieder, welche wir durch Fauriel und Wilhelm Müller erhalten haben. Die große Menge dieser Lieder läßt darauf schließen, welchen Reichthum an Volkspoesie das alte Griechenland haben mußte, das seinen spätern Kindern gewiß weder an Lust noch an Kraft zum Dichten und Singen nachstand. Auch ist es höchst interessant, Vergleichungen zwischen den von uns mitgetheilten alten Resten und jenen Erzeugnissen der neu griechischen Volkspoesie anzustellen. Wir begnügen uns in diesen Anmerkungen nur an einem oder dem andern Beispiele zu zeigen, wie mit manchen Sitten auch manche Lieder aus der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben.

(1) Athenaeus XV, 16. p. 696. Ed. Casaubon.

(2) Ebendaselbst XIV, 3.

(3) Plutarch. Quaest. Gr. cap. XXXVI. p. 396. Ed. Hutten.

(4) Bayle Dict. T. I. p. 366.

(5) Athenaeus XVI, 3. p. 618.

(6) Fabul. 130. p. 197. Ed. Muncker.

(7) Ecclesiazus v. 945.

(8) Athenaeus XIV, 3. p. 619.

(9) Aristophan. Pax. v. 1330.

(10) Idyll. XIX.

(11) S. Casaubon. ad Theophrast. Char. cap. VII. p. 104. Ed. Fischer. Gerade von Wiegenliedern sind unter den neugriechischen mehrere sehr ausgezeichnete. S. W. Müllers Bilder aus dem neugriechischen Volksleben im Morgenblatt 1825. August. Nro. 188. S. 751.

(12) Athenaeus VIII, 15. p. 360. Dieselbe Sitte hat sich bis jetzt unter den griechischen Kindern erhalten, und es wird dabei ein ähnliches Liedchen gesungen. Die Kinder, die am ersten März das Schwalbenlied vor den Thüren anstimmen, tragen eine aus Holz geschnitzte Schwalbe in der Hand, welche von ihnen durch eine besondere Vorrichtung auf ihrem Gestelle beständig herum gedreht wird. S. Neugriechische Volkslieder gesammelt von Fauriel, übersetzt von Wilhelm Müller. Erster Theil. Einleitung S. XVIII. und besonders Müllers oben angeführten Aufsatz im Morgenblatt S. 750. Wir theilen zur Vergleichung die Uebersetzung des neugriechischen Schwalbenliedes hier mit, so wie zu gleichem Zwecke dort unsere Uebersetzung des altgriechischen Liedes mitgetheilt worden ist.

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kömmt,
Sie kömmt vom weißen Meere,
Sie setzt sich nieder und singt:
O März, o März, mein Schöner!
Du lauer Februar!
Magst schneien auch und regnen,
Riechst doch nach Frühling schon.

(13) Athenæus VIII, 15. p. 359.

(14) Ath. XIV, 14. p. 694.

(15) Ath. XIV, 14. p. 694. seqq.

(16) Ath. XV, 16. p. 696.

(17) Aristophan. Nub. v. 1360. Theophrast. Char. cap. 27.

(18) Plutarch. Conviv. Sept. sapient. cap. XII.

(19) Aelian. Var. hist. VII, 4.

(20) Problem. XXVI, 9. p. 202. Ed. Duval.

Ueber die

Sprüchwörter der alten Griechen.

Digitized by Google

Die Volkslieder enthalten die poetiſchen Elemente, welche in einem Volke vorhanden ſind; die Sprüchwörter dagegen die philoſophiſchen Elemente, inſofern Ueberlegung, Nachdenken, Urtheil, überhaupt Thätigkeit der Intelligenz den Grund aller Philoſophie ausmacht. Die Weisheit der alten Welt hat lange in ſolchen einfachen Sprüchen ſich auszudrücken geliebt. In Zeiten, wo die Völker in einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und Naturnothwendigkeit, nach den Einflüſſen der ſie umgebenden Natur oder unter der Autorität von überlieferten Sitten und Gewohnheiten in einem engern Kreiſe von Vorſtellungen und Erkenntniſſen lebten, mußte ein ſolcher Satz, den ein klareres Bewußtſeyn und ein mehr umfaſſender Verſtand ausgeſprochen hatte, wie ein plötzlich aufgehendes Licht erſcheinen, da er Aufſchluß gab über das, was man bisher gedankenlos geübt hatte, oder eine Lebensregel enthielt, die in ſchwierigen Fällen als Rath und Hülfe, oder überhaupt für das ganze Leben als

Richtmaß dienen konnte. In der nämlichen Art theilten ja auch noch die unter dem Namen der sieben Weisen Griechenlands bekannten Männer die Früchte ihrer Erfahrung und ihres Nachdenkens mit. Aber auch ganz abgesehen von dem Nutzen für praktische Lebensweisheit haben Sprüchwörter einen wesentlichen Werth und einen großen Reiz in historischer Hinsicht für Kenntniß des Charakters und des Grades der jedesmaligen Volksbildung. Hier finden sich oft die Keime von Ueberzeugungen und Ansichten, welche im Leben des Volkes seine wichtigsten Aeusserungen bedingten; hier der Grund seiner Politik, Moral und zum Theil auch seiner Religion. In ihnen finden sich oft Erinnerungen an wichtige historische Begebenheiten aufbewahrt, und sie sind häufig merkwürdige Beweise, wie man solche Begebenheiten aufgenommen, wie man darüber geurtheilt hat. Endlich läßt sich hierher vielfältige Belehrung schöpfen über einzelne Sitten, Feste, Gebräuche und Beschäftigungen des Volkes.

All dieses eben angedeutete, mannigfaltige Interesse vereinigen auch die griechischen Sprüchwörter in sich und gerade sie in besonders hohem Grade. Es giebt nicht leicht einen bedeutenden Zustand des menschlichen Lebens, keine Sitten-

oder Klugheitsregel, keinen etwas ausgezeichneten Charakter, wofür die Griechen nicht ein Sprüchwort gehabt hätten, und zwar in den mannigfaltigsten Formen. Oft findet sich ein und derselbe Gedanke auf die vielfachste, verschiedenartigste Weise wiedergegeben. Aus der ganzen Natur und dem Kreise des menschlichen Lebens sind die Vorstellungen und Bilder dazu hergeholt. Da ist Scherz und Ernst, da sind gemeine und edle Gedanken in lebendiger Abwechselung, wie überall in dem griechischen Wesen nebeneinander. Hinsichtlich ihres häufigen Gebrauches darf man sich nur daran erinnern, daß bei den Griechen zwischen der Bildung der sogenannten gebildeten Stände der Gesellschaft und des eigentlichen Volkes dem Wesen nach weit mehr Einheit und Verwandtschaft war als bei uns, wo diese beiden Theile eine beinahe specifische Verschiedenheit zeigen. Daher kam es auch, daß die Sprüchwörter nicht auf den einen Theil nur eingeschränkt waren, sondern im Munde Aller gehört wurden. Die griechische Literatur selbst liefert davon einen deutlichen Beweis. Keine Art des Vortrags schloß den Gebrauch der Sprüchwörter aus, selbst nicht der philosophische. Wie häufig sind sie nicht bei Plato? Hier könnte man jedoch den-

ken, wären sie durch die dialogische Form herbeigeführt. Allein auch bei dem strengen und ernsten Vortrag des Aristoteles sind sie, wenigstens in seinen moralischen und politischen Schriften nicht selten, gewiß viel häufiger als in ähnlichen Werken unserer Literatur. Eben dieser Philosoph war auch der erste, welcher griechische Sprüchwörter in einem eigenen Werke sammelte und erklärte. Ein Gleiches thaten seine Schüler Theophrastus und Klearchus; was mit dem Bestreben dieser Schule, überhaupt das Gegebene und Bestehende in Natur und Menschenleben zu beobachten und zu beschreiben, gut zusammenstimmt. Außer diesen verfaßten viele Andere ähnliche Sammlungen; allein diese Werke sind leider verloren gegangen. Unsere noch übrigen Quellen außer dem gesammten Kreis der griechischen Literatur sind einige spätere Schriftsteller, Zenodotus, Diogenianus, Apostolius, welche jene früheren excerpirten und die Sprüchwörter in alphabetischer Ordnung nach Abtheilungen von je hundert zusammenstellten und erklärten. Eine große, aber ungeordnete Masse ist in dem bekannten und mehrmal gedruckten Werke des Erasmus von Rotterdam zusammengehäuft (Adagiorum Chiliades quatuor). Eine geordnete, schickliche Sammlung

aber, welche das wesentliche, charakteristische, interessanteste ausheben und sich auf wirkliche Sprüchwörter beschränken müßte, und nicht wie bei Erasmus geschieht, jeden Satz aufnehmen, wenn er auch nicht als Sprüchwort im allgemeinen Gebrauch war, sondern nur etwas den Sprüchwörtern ähnliches hat, eine solche Sammlung wird bis jetzt noch vermißt. Hier soll der Versuch einer Skizze davon gegeben werden.

Um die Masse des Stoffs für die Uebersicht ordnen zu können, wollen wir die Sprüchwörter von zwei Gesichtspunkten aus betrachten. Zuerst sollen solche vorgeführt werden, die von Seiten ihres Inhalts etwas Bemerkenswerthes haben, dann diejenigen, welche der Form nach so beschaffen sind.

Wie einer sich selbst überlassen handelt, so ist sein Wesen geartet. Sprüchwörter, welche eine Vorschrift für die Handlungsweise enthalten, sind gleichsam Gesetze, die sich das Volk giebt, und welche, da sie unmittelbar aus dem Charakter des Volkes hervorgegangen sind, um so deutlicher denselben zeigen. Der letzte Grund des Handelns ist das Verhältniß, in welchem sich der Mensch gegen das höhere denkt, und die Vorstellung, welche er von

dem höheren und göttlichen Wesen sich bildet. Was sich hier von griechischen Sprüchwörtern findet, stimmt ganz mit jener allgemeinen Ansicht des gesammten Alterthums überein, welches alle Schicksale und Gaben des Lebens unmittelbar von Gott herleitete. Da heißt es: Glück ist Gottes Gabe; und von etwas Zukünftigen noch Ungewissen: das liegt im Schoose der Götter, nach einem Homerischen sprüchwörtlich gewordenen Verse, den vielleicht aber auch schon der alte Sänger als Sprüchwort vorfand; ferner Ist's Gottes Wille, so kannst du auch auf einem Rohre schwimmen; und: Gott zu widerstreben ist arg. Die beste Vorschrift ist es demnach für den Menschen: Folge Gott. Das ist doch wohl eins mit dem Spruche: Folge der Vernunft (*νῷ πείθε*). Daß dieses wirklich das Höhere und Göttliche in uns ist, zeigt die Erforschung und Betrachtung unsrer selbst. Daher: Lerne dich selbst kennen. Diese Selbstkenntniß, gleichwie sie uns das Höhere in uns kund macht, zeigt auch das dem Menschen gesteckte Ziel und seine Gränzen, über die im Bösen wie im Guten hinausgehen zu wollen Vermessenheit ist. Daher die goldene Regel, welche in jeder Hinsicht für

ächt griechisch gelten kann, und durch das ganze griechische Leben und die ganze griechische Kunst sich ausgedrückt zeiget: Nichts zu viel; Maaß zu halten ist gut; die Mittelstraße ist die beste, und wie noch sonst dieser so häufig gebrauchte Spruch in Worten ausgedrückt werden mag.

Kein griechisches Sprüchwort mag vielleicht häufiger als: Nichts zuviel; Maaß zu halten ist gut; die Mittelstraße ist die beste, gefunden werden, keines scheint aber auch mehr aus dem innersten Leben des Volkes hervorzugehen, und so bezeichnend für den hellenischen Charakter zu seyn als dieses. Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß dieses Streben nach bestimmter Form und deutlicher Begränzung, diese Abneigung gegen alles im Guten wie im Bösen Uebermäßige und Ueberschwengliche, die Haupteigenschaft und eine Grundansicht des griechischen Geistes war, welche bewußt oder bewußtlos wirkend, alle Richtungen des Lebens und Denkens in Religion und Kunst, in politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen bestimmte. Denn, um nur weniges anzudeuten, indem andre Völker, wie die meisten des Orients, sich entweder innerlich in unbeschränkte grübelnde Spekulationen über die Un-

ermeßlichkeit der Gottheit verloren, oder äußerlich theils ihre Götterbilder, um ihnen symbolischen Vollgehalt zu geben, mit unförmlichen Gliedern und Zeichen überluden, theils in einem wilden Naturdienste alle Schranken überschritten: war es ein andres Princip, als das eben genannte, welches die Griechen zwar nicht abhielt die Unendlichkeit des göttlichen Wesens in Andacht zu ahnen, welches sie aber auch dahin leitete, ihre Götter in das Maaß einer schönen, zum Ideal gesteigerten Menschlichkeit einzuschließen, und ihren Dienst zwar mit frischer lebensvoller Heiterkeit, aber nicht mit unnatürlichem Taumel oder gleich unnatürlicher Vernichtung der Sinnlichkeit zu feyern? In der griechischen Kunst ist es bei der flüchtigsten Betrachtung sogleich sichtbar, daß Bestimmtheit und Vollendung oder, was am Ende dasselbe ist, das Festhalten des rechten Maaßes ihr Eigenthum ist, mögen auch andre Zeiten und Völker größere, göttlichere und dem Wesen der Dinge nähere Ideen dargestellt haben. Dasselbe innerste Bedürfniß des hellenischen Volkstammes, Alles in sich und um sich in menschliches Maaß und in naturgemäße Formen eingeschränkt zu sehen, ist wohl auch der letzte Grund der Abneigung desselben vor allem Ueber-

maaß und vor aller Uebergewalt einer glänzenden Despotie, welche die Asiaten zur Bewunderung und Unterwerfung brachte. Was endlich das Wissenschaftliche betrifft, so soll hier nur die Bemerkung aufgestellt werden, daß in dieser nämlichen Grundidee ohne Zweifel jener bekannte Satz der Aristotelischen Moralphilosophie gewurzelt ist: die Tugend sey die Mitte zwischen zwei Extremen. Denselben Satz finden wir vor Aristoteles auch schon bei andern Philosophen, die dem Leben noch näher standen und deswegen um so geneigter seyn konnten, einer so wahrhaft nationellen Ansicht diese Wendung zu geben; ich meine die Pythagoräer. Eben damit stehen auch die häufigen Warnungen in Verbindung, bei äußerm Glücke sich nicht zu übernehmen, noch das Maaß zu überschreiten, und wenn man von der Gunst des Schicksals über diese Gränzen hinausgehoben zu werden scheint, lieber selbst durch freiwilliges Opfer sich eine Beschränkung zu setzen. Denn wie Herodotus, der beste Gewährsmann für altgriechische Denkweise, mehrmal warnt, das göttliche Wesen selbst sieht mit Unwillen auf alles Irdische, welches zu ungemein und zu auffallend das gewöhnliche Maaß überschreiten will, und auch im Genuß der Glücksgüter

ist der Mittelweg der beste. Als Belege dieser Grundsätze können die zwei bekannten Geschichten dienen, die uns derselbe Geschichtschreiber erzählt, von dem Ringe des Tyrannen Polykrates und von Solons Aufenthalt bei Krösus. Wer sich aber gewöhnt hat, Maaß in Allem zu halten, der wird sich auch leichter in jede Lage des Lebens zu finden wissen, und sich das Wort gesagt seyn lassen: Ist kein Fleisch vorhanden, so nimm mit gesalzenen Fischen vorlieb. Er wird in das, was nicht zu ändern ist, sich fügen, denn: Gegen die Nothwendigkeit kämpfen ja selbst die Götter nicht. Wozu hilft auch solcher vergeblicher Kummer? Verzehre dein eigenes Herz nicht.

Doch nicht allein solche Gebote hat der Mann nöthig, welche ihm sagen, was recht und unrecht ist, auch solcher bedarf er, die ihn lehren, sich mit Klugheit im Leben vor Gefahr und Verlegenheit zu bewahren. Da sagt ihm der Mund der Weisen: Viel besser ist es den Anfang zu heilen, als das Ende. Ferner: Vor einem Mächtigeren hüte dich; und Lieben muß man, wie wenn man wieder einmal hassen, und hassen, wie wenn man wieder einmal

lieben wollte. Dabei soll man aber nicht blos sich in der Liebe zu Andern mäßigen, sondern auch in der Eigenliebe. Denn, heißt es, Viele hassen dich, wenn du dich selbst zu sehr liebst.

An diese praktischen Lehren der Tugend und Klugheit mögen sich nun solche Sprüchwörter anschließen, welche ihrem Inhalte nach insofern charakteristisch sind, als sie Bemerkungen und Ansichten des griechischen Volkes über das Leben und seine mannigfaltigen Verhältnisse enthalten. Da zeigt sich uns zuerst die Klage über den Wechsel der menschlichen Dinge: Ein Rad ist des Menschen Leben. Und wie das Rad einmal in Bewegung gesetzt, mit Nothwendigkeit das Unten und Oben wechselt, so ist eine gleiche Nothwendigkeit in diesem Wechsel des Lebens. Denn: Dem Schicksal kann Niemand entgehen. Auch hier finden wir eine allgemeine nationelle Ansicht im Sprüchworte ausgedrückt, welche in allen griechischen Gedichten und Geschichten so häufig wiederkehrt, daß es nicht weiter nöthig ist, besonders daran erinnern. Wer aber einmal vom Unglück verfolgt wird, kann schwer sich retten: Wen das Schicksal schwarz gezeichnet hat, den kann keine Zeit weiß waschen. Doch auch

widriges Geschick hat seinen Werth. Wird der Lehmen nicht geschlagen, so wird kein Topf daraus. Ebenso: Wird der Mensch nicht durchgegerbt vom Schicksal, so kommt er nicht zu Verstand. Letzterer Spruch muß besonderes Intresse für uns haben, da ihn unser Goethe gewürdigt hat, ihn seiner Lebensbeschreibung vorzusetzen. Auch damit mag sich der Unglückliche trösten, daß das Glück nicht ohne Gefahr ist. Uebersättigung gebiert Uebermuth, dem der Fall stets nachfolgt. Indessen steht es dem freien Manne frei, findet er hier das Glück nicht, es an einem andern Orte aufzusuchen. Denn: Einem weisen Manne ist die ganze Erde zugänglich, und: Die ganze Luft steht dem Adler offen. Wie lebendig diese Ueberzeugung bei den Griechen gewesen seyn muß, zeigen ihre Kolonien, die in jedem Lande der alten Welt sich ansiedelten, oft in weiter Ferne vom Mutterlande. Ueberall aber ist Klugheit nöthig. Unter jedem Stein steckt ein Skorpion, und: Den Klugen geräth alles am besten.

Ich füge zu dieser Klasse von Sprüchwörtern noch einige hinzu, welche Bemerkungen enthalten über einige Hauptmomente des Lebens,

über Erziehung, Freundschaft und Liebe. Da heißt es: Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht; ein Spruch, wie er von einem Volke von solcher Empfindung, wie das griechische, zu erwarten ist, das ja auch jenen Vers seines alten Sängers durch den Gebrauch zum Sprüchwort machte: Gut sind leicht weinende Männer. Eben so löblich und ehrenvoll für die Gesinnung, aus welcher es hervorgieng, ist das so oft gebrauchte Sprüchwort über die Freundschaft: Freundes Gut Gemein Gut (κοινὰ τὰ φίλων). Unter den Aeußerungen über die Liebe finden sich keine, welche auf eine höhere Ansicht derselben hindeuten, wohl aber solche, die mit der Art, wie die alte Welt überhaupt dieß Gefühl empfand und betrachtete, ganz im Einklange sind. Hier steht oben an der ungemein häufig vorkommende Spruch: Der Liebenden Meineid bleibt ungestraft, welcher auch bei den lateinischen Erotikern auf mannigfaltige Weise ausgedrückt sich findet. Dagegen heißt es doch auch: Liebhaber nenn' ich den nur, der beständig liebt. Eben so wenig fehlt es an Aeußerungen, welche ein recht lebendiges, frisches Gefühl für Liebe und Schönheit beweisen, wie z. B. Ein Pfeil ist Weibesblick

Ich kannte Rudy. Und Lotte wußte von der Freundschaft zwischen Rudy und mir. Sie kannte meine Briefe an ihn. Und sie kannte seine Briefe an mich.

Ich hatte Lotte nicht gesehen, seit sie mit dem Schneider verheiratet worden war, vor fünf Jahren. Und ich hatte sie auch in der ganzen Zwischenzeit nur wenig gesehen. Sie war eine Freundin meiner Jugend, aber eine sehr flüchtige, mit der Schneider mir Gelegenheit gab, die verlorene Freundschaft wieder anzuknüpfen. Ich hatte sie nicht vergessen, aber ich hatte sie auch nicht vermißt. Jetzt sah ich sie wieder. Sie war ein Jahr jünger als ich. Sie war eine Zeitgenossin. Blond und gelblich. Ihre Augen waren blau, ihre Haut war weiß, ihre Arme waren rund. Sie war, wie ich sagte, Schneiders Frau und Gattin. Aber Rudy hat sie geliebt, bevor sie Schneiders Frau und Gattin wurde. Und Rudy hat sie geliebt, nachdem sie Schneiders Gattin und Geliebte geworden war. Und Rudy hat sie geliebt, bevor sie Schneiders Gattin und Geliebte

etwas Vergebliches oder Unmögliches unternehmen. Da heißt es: Eher wird die Schildkröte dem Hasen vorlaufen; Eher wird der Wolf des Schafes Hüter; Du willst ein Seil aus Sand flechten; Du willst die Flamme zerschneiden; Einen Löwen scheren; Du willst einen Stein kochen; Wolfsflügel suchen; Wolken schlagen; Auf Felsen säen; Wind pflügen; Den Wind mit Netzen fangen; in den Himmel schießen; u. s. w.

Das zweite charakteristische Merkmal in der Form der griechischen Sprüchwörter finden wir darin, daß sie mit einem so umfassenden Blick aus dem ganzen Kreis der Natur und des Lebens, aus allen Ständen, aus einer so reichen Menge von Geschichten und Sagen hergenommen sind. Man findet zwar etwas Aehnliches bei allen Sprüchwörtern überhaupt, aber hier in ganz vorzüglichem Maaße. Dieß beweiset einerseits die Lebendigkeit und Beweglichkeit des griechischen Geistes und den überall beobachtenden und auffassenden Blick, so wie anderseits, was die historischen Quellen der Sprüchwörter betrifft, den Reichthum des griechischen Lebens an hervorstechenden Zügen und Eigenthümlichkeiten in Begebenheiten, Sagen

und Sitten. Wir wollen nun dieſe ebengenannten verſchiedenen Quellen etwas genauer beobachten. Außer der Mythologie, welche eine Maſſe von typiſchen Charakteren und allgemein bekannten Geſchichten, und eben dadurch vielfältigen Stoff zu ſprüchwörtlichen Redensarten darbot, laſſen ſich die Sprüchwörter, wie eben angedeutet, auf folgende Hauptquellen zurückführen. Sie ſind hergenommen aus der Natur, aus Volksſagen und wirklichen Geſchichten, aus Sitten und Gebräuchen, und letztlich aus der Beſchäftigung einzelner Stände. Unter denen der erſten Klaſſe kommen mancherlei Notizen vor, über Eigenthümlichkeiten von Naturkörpern, Lebensart der Thiere u. dgl., mancherlei dahin gehörigen Beobachtungen und Erklärungen, welche, wenn ſie auch oft unrichtig ſind, doch gewöhnlich von irgend einer Seite her Intereſſe darbieten. So erfahren wir, daß auf der Inſel Seriphus die Fröſche nicht quakten. Daher hieß ein ſtummer Menſch im Sprüchwort ein ſeriphiſcher Froſch. So ſagte man von einem, der ſich ganz unmächtig und vernichtet ſtellte, ohne es zu ſeyn: Er hält den Athem an, wie ein Igel; und: Er ſtellt ſich todt wie ein Panther, weil man bei dieſen Thieren eine ſolche

Kriegslist bemerkt haben wollte. Von klugen und vorsichtigen Leuten sagt man: Die Kraniche verschlucken Steine. Man findet von diesem Sprüchworte einen doppelten Grund angegeben. Die Kraniche, sagen einige, halten bei ihrem Fluge auf ihren Wanderungen den Kopf ganz gerade ausgekehrt, so daß sie den unter ihnen liegenden Boden nicht sehen können. Um nun wissen zu können, ob sie über dem Land oder Meere schweben, tragen sie einen Stein im Schnabel, den sie fallen lassen, wenn sie sich setzen wollen, um dann nach dem Schall schließen zu können, ob sie Land unter sich haben. Andere meinten, der Stein diene als eine Art von Ballast, um dem Vogel in seinem Fliegen mehr Stetigkeit und Ruhe zu geben. Einen Neidischen verglich man einem Hund beim Troge; einen sicher treffenden Pfeil dem Stachel des Stachelschweines, von welchem man glaubte es könnte seine Stacheln nach Belieben absenden. Von einem hülflosen Armen hieß es: Er ist ärmer als eine Bachstelze, weil man glaubte, die Bachstelze wäre zu schwach, sich, wie die andern Vögel, ein eignes Nest zu bauen, und irre hülflos herum, bis sie ein andres leeres Nest fände. Von einem Feigen und Ehrlosen:

Er hat nicht das Ehrgefühl eines Rebhuhns. Man pflegte nämlich wie mit Hahnen, so auch mit Rebhühnern unter sich Kämpfe anzustellen. Zu einem jeden männlichen Rebhuhn stellte man sein Weibchen und bemerkte, daß die Hähne dann mit doppelter Tapferkeit stritten, gleichsam um in den Augen der Weibchen nicht durch eine Niederlage beschimpft zu werden. Von einem Schlaflosen: Er schläft nicht einmal so lang als eine Nachtigall. Dankbare und wohlgesittete Leute verglich das Sprüchwort mit den Störchen, von deren Dankbarkeit gegen die Eltern und übrigen Tugenden das Alterthum Vieles zu sagen wußte. Daher ohne Zweifel rührt auch die noch heutigen Tages unter dem Volk geachtete Heiligkeit und Unverlezlichkeit dieses Vogels. Wenn eine Familie ganz ausgestorben oder ausgerottet war, hieß es: Ausgerottet wie eine Fichte mit der Wurzel. Einem der sich an eiteln und gefährlichen Dingen ergözte, rief das Sprüchwort zu: Du freust dich, wie eine Fliege bei der Flamme.

Eine zweite nicht minder reiche Quelle von Sprüchwörtern floß in der Menge von Volkssagen, deren es außer den bekannteren, durch

Dichter, Künſtler und Geſchichtſchreiber verherrlichten noch eine bedeutende Anzahl gegeben haben muß, welche am längſten blos in der mündlichen Tradition des Volkes fortlebten. In dem oben angeführten Aufſatze über die griechiſchen Volkslieder ſind mehrere aus derſelben Wurzel entſproſſene Lieder beigebracht worden, die man mit der modernen Gattung der hiſtoriſchen Romanze vergleichen kann. Hier ſollen nun einige eben dahin gehörige Sprüchwörter mitgetheilt werden. So war von einer übermäßigen und unglücklichen Eiferſucht ſprüchwörtlich ſie zu vergleichen mit der Leukone Eiferſucht, worüber man ſich folgendes erzählte. Cyanippus, der Gemahl Leukones, war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd und durchſtrich ganze Tage lang die Wälder. Seine neuvermählte Gattin argwöhnte, ſeine häufige Abweſenheit möchte einen andern Grund haben. Sie folgte daher einmal unbemerkt ſeinem Pfad und verſteckte ſich, um ihn zu belauſchen, in einen Buſch. Als nun die Jagdhunde die Aeſte ſich dort bewegen ſahen, glaubten ſie, es ſey ein Wild verborgen, und in blinder Wuth zerriſſen ſie die unglückliche Leukone. Im Schmerz über dieſen Anblick nahm ſich Cyanippus ſelbſt das Leben. Wenn etwas nicht

so gelang, wie man nach den getroffenen Anstalten hoffte, gab es ein Sprüchwort: Nicht immer bringt der Fluß Aexte herauf. Man gab folgende Geschichte als Grund des Sprüchwortes an. Ein Bauer, der an einem Flusse vorbei gieng, ließ durch einen unglücklichen Zufall seine Axt in das Wasser fallen. Da erbarmte sich seiner der Flußgott, und ließ aus der Tiefe eine silberne Axt emporsteigen. Da der Bauer sagte, es sey nicht die seinige, so schickte er eine goldne, und als der Bauer auch diese nicht als die seinige nehmen wollte, so schickte der Gott die verlorne Axt aus den Wellen, und schenkte die andern dem Eigenthümer dazu als Belohnung für seine Redlichkeit. Ein andrer der davon gehört hatte, warf seine Axt absichtlich in die Fluthen, um durch erdichtetes Spiel einen gleichen Gewinn sich zu verschaffen; allein es kam nur seine eigene Axt wieder zum Vorschein, und der erstere Bauer, der dieß mit ansah, sagte ihm die obenangeführten Worte, die nachher sprüchwortlich wurden. Wenn jemand alle mögliche Mittel anwendete, um sich berühmt und geehrt zu machen, sagte man: Psaphons Vögel. In Libyen nämlich, wie die Sage erzählte, lebte ein Mann, Psaphon mit Namen, der nach

nichts Geringerem, als nach göttlicher Ehre trachtete. Da lehrte er vielen Vögeln die Worte: «eine große Gottheit ist Psaphon ꝛc.» und ließ sie wieder auf die Berge fliegen. Seine Landsleute, über den wahren Grund der Sache in Unkunde, hielten diese Stimmen der Vögel für ein göttliches Wahrzeichen, und opferten dem Psaphon, als einem Gotte. Dergleichen Sagen finden sich mehrere durch Sprüchwörter aufbewahrt, die wir der Kürze wegen hier nicht weiter anführen.

Unter den auf historischer Wirklichkeit beruhenden Sprüchwörtern sind nicht wenige belehrend und interessant, weil sie charakteristische Züge und Eigenschaften von einzelnen Personen oder ganzen Gegenden aufbewahren, weil sie zeigen, welches Interesse die Griechen an sich selbst und an jeder Aeußerung des öffentlichen Lebens genommen haben, endlich auch darum, weil sie öfters Zeugniß geben von der Art, wie dieß oder jenes Faktum von den Zeitgenossen und Nationalen aufgenommen und angesehen worden ist. Es kommen eine Menge Namen von Personen vor, welche theils durch auffallende Charaktere oder besondere einzelne Handlungen Veranlassung zu Sprüchwörtern gegeben haben. Da viele derselben jedoch uns sonst nicht

bekannt sind und eine große Anzahl solcher Sprüchwörter mehr im unmittelbaren Verkehr des wirklichen Lebens vorkam, als in dem Schriftwesen, so wäre eine umständliche Anführung derselben jetzt mehr eine Nomenklatur, als ein lebendiges Gemälde. Doch sollen hier mit Weglassung der ganz bekannten, welche den typischen Charakteren der griechischen Götter- und Heroenwelt entnommen sind, einige in diesen Kreis gehörige als Probe gegeben werden. Ein bedeutender Theil davon scheint ganz lokal und darum auch nicht von allgemeinem Gebrauche gewesen zu seyn. Zur sprüchwörtlichen Bezeichnung von dummen Leuten sagte man: Buthos geht herum, in Erinnerung an einen besonders stumpfsinnigen Athleten dieses Namens; oder dümmer als Akko: so hieß nämlich ein Weib, die der Sage nach so kindischen Sinnes war, daß sie mit ihrem Bilde im Spiegel als mit einer wirklichen Person sich ganz ernsthaft unterhielt. Diese Akko scheint ein bekannter und auch im Lustspiel häufig vorkommender Charakter gewesen zu seyn. Wenigstens deuten dahin mehrere Namen von verloren gegangenen Lustspielen. Auch sagte man: Dümmer als Korybos. Dieser soll ein Phrygier gewesen seyn schon zur trojanischen

Zeit und ſo einfältig, daß er die Wellen des Meeres zu zählen unternahm. Von einem Gaſtfreyen hieß es: Immer iſt eben Jemand in Kydons Haus. So hieß nämlich ein überaus gaſtfreier Korinther. Bûnas iſt Richter, ſagte man bei einem langwierigen Prozeſſe. An einen Namens Bûnas, oder, wie Andre ſchreiben, Bûlias aus Athen, wendeten ſich einſt in ihren Streitigkeiten die Eleer und Kaledonier, indem ſie ihn zum Schiedsrichter wählten und mit einem Eide beſchwuren, ſo lange keine Feindſeligkeiten gegen einander auszuüben, bis ſein Urtheilsſpruch erfolgt wäre. Der Schiedsrichter mochte wohl Grund haben zu glauben, daß ſein Spruch den Frieden doch nicht herſtellen würde und, um wenigſtens eine Zeitlang den Zwiſt aufzuhalten, verſchob er immer das Urtheil, bis er endlich ſtarb. Wenn jemand glaubte, einer Sache recht gewiß zu ſeyn und dennoch getäuſcht wurde, hatte man das Sprüchwort: Des Phanios Thüre, von einem blinden Geizhalſe, welchem ſein Sklave, ohne daß er es merkte, ja indem er ſich noch ſeiner Vorſicht wegen rühmte, alle Thüren öffnete. Von künſtlichen und feinen Arbeiten ſagte man zu Athen: Akeſis und Helikons Arbeit. Die

beiden hatten nämlich das schöne Peplum der Göttin Athene, der Stadtbeschützerin, verfertigt. Akesias ist sein Arzt, hieß es von einem Kranken, mit dem es immer schlechter gieng, weil ein Arzt dieses Namens, über den auch Aristophanes irgendwo spottet, sich nur durch schlechte Kuren bekannt gemacht hatte. Nicht minder bedeutend ist die Anzahl von Sprüchwörtern, welche auf den Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten von Gegenden, Völkerschaften und Städten beruhen. So war, um an der ersten Stadt Griechenlands anzufangen, sprüchwörtlich der attische Blick, von einem freien, etwas trotzigen Aussehen. Doch weniger ehrenvoll für die Athener ist ein andres Sprüchwort: Ein Attiker hält die Hand hin, auch noch im Sterben. Dieser Geldgeiz, der hier gemeint ist, wird auch bei Plato in dem Dialog Gorgias als ein charakteristischer Zug der Bewohner von Athen angeführt und dem Perikles zur Last gelegt, er habe durch den Lohn, der durch ihn den ärmern Bürgern für manche vorher unbezahlte Functionen ausgesetzt worden sey, viel zum Aufkommen dieser Untugend beitragen. Daher mag es auch kommen, daß unter den Charakterschilderungen des Theophrast, die ganz nach

dem Attiſchen Leben gezeichnet ſind, drei verſchiedne Schilderungen vorkommen, die dieſen nämlichen Gegenſtand behandeln. Dagegen hieß es aber auch im Sprüchwort Attiſche Treue und: Ein attiſcher Zeuge, wenn man einen recht treuen, wahrheitsliebenden Menſchen bezeichnen wollte. Ueberhaupt war die griechiſche Redlichkeit in frühern Zeiten allgemein anerkannt. In dieſem Sinne ſagt auch Plautus irgendwo: Graeca mercari fide. Von den Thraziern ſagte man hingegen. Die Thrazier kennen keinen Eid. Doch dieſe gehörten ja mehr den Barbaren als den Hellenen an, und, wie ein anderes Sprüchwort ſagte: Von Tugend wiſſen die Barbaren nichts. Auch die Egyptier waren in dieſem Punkte übel berüchtigt. Im Ränke ſchmieden hieß es, ſind Egypter wohl geübt. Doch unter den Griechen ſelbſt gab es ein Volk, dem man ein gleiches nachſagte: die Einwohner der Inſel Kreta. Kretiſiren (*κρητίζειν*) hieß ſo viel als lügen und betrügen. Eines ſprüchwörtlichen Verſes des Epimenides ähnlichen Inhalts werden ſich die Bibelleſer aus Paulus Brief an den Titus erinnern: Die Kreter ſind immer Lügner, bösartige Thiere, und faule Bäuche.

Bekannt ist ferner die Schwerfälligkeit, Dummheit und Geschmacklosigkeit der Böotier. Ein böotisches Schwein, sagte man im Sprüchwort, und: ein böotisches Gehör. Ebenso hieß es von einem solchen Menschen: Er wohnt in Keskos, und: Roher als ein Libethrier. Ersteres war eine Stadt in dem barbarischen Cilicien, die Libethrier aber ein thracisches Volk, unter welchem Orpheus seinen Tod gefunden haben soll. Die Cilicier waren überhaupt im Sprüchworte wegen ihrer Rohheit und Wildheit bekannt. Ein cilicischer Tod hieß ein grausamer Tod, und unmenschlich harte Strafen nannte man in Athen cilicische. Wir übergehen eine Menge anderer ähnlicher Sprüchwörter, um nicht zu viele Namen zu häufen. Auch einzelne historische Fakta gaben zu sprüchwörtlichen, zum Theil sehr treffenden Redensarten Veranlassung. Wie wenn man die Rubrik: «für geheime Ausgaben» in unsern Staatsbudjets sprüchwörtlich machen wollte, so sagte man in ähnlichen Fällen zu Athen: Für nöthigen Bedarf. Perikles hatte nämlich einmal während des peloponesischen Krieges den spartanischen König Plistianax mit einer bedeutenden Summe bestochen, um ihn zum Rückzug aus

dem athenienſiſchen Gebiete zu vermögen. Als er nun dem Volke von den öffentlichen Geldern Rechenſchaft ablegte, mochte er dieſe Ausgabe natürlich nicht angeben, und ſuchte ſie deswegen unter der oben angeführten Rubrik zu verſtecken. Ein anderes athenienſiſches Sprüchwort, wenn man nicht mehr wußte, wo ein Menſch in der Fremde ſich hin verloren hatte, hieß: Entweder iſt er todt oder er iſt Schulmeiſter geworden. Man giebt davon folgenden Urſprung an. Eine große Expedition, welche die Athener bekanntlich einmal gegen Sicilien unternahmen, mißlang gänzlich. Ein großer Theil der Mannſchaft kam um, der größte gerieth in Gefangenſchaft. Dieſe Gefangenen ſuchten ſich in der Regel ihre Lage durch Unterricht zu erleichtern, den ſie in den ſiciliſchen Städten den Kindern und jungen Leuten in der griechiſchen Sprache und Litteratur ertheilten. Wenn nun die Angehörigen in Athen ſich bei den noch übrigen zurückkommenden erkundigten, ſo erhielten ſie in der Regel immer die oben angeführten Worte zur Antwort, welche man auf dieſe Art ſo oft wiederholen hörte, daß ſie endlich ſprüchwörtlich wurden. Wenn Jemand ſich ſelbſt eine ſchlimme Lage bereitete, wendete man das Sprüchwort auf ihn an:

Die karpatiſchen Haſen. Auf der Inſel Karpathus hatte man nämlich durchaus keine Haſen. Um dieſem Mangel abzuhelfen, ließen die Karpathier ein Paar dieſer Thiere kommen, die ſich da vermehren ſollten. Bald aber nahmen ſie ſo überhand, daß keine Garten- und Feldfrüchte vor ihnen mehr zu ſichern waren, und man die größte Mühe hatte, ihnen nur einigermaßen Einhalt zu thun. Wenn jemand an einer gewiſſen Sache zweifelte, pflegte man ihm zu ſagen: Es iſt wahrer als Das bei Sagra. Man erzählte davon Folgendes: Die Lokrer ſprachen einſt in einem Krieg gegen die Krotoniaten die Lacedämonier um Hülfe an. Dieſe verſagten ihnen einen thätigen Beiſtand; um ſie jedoch nicht ganz ohne Troſt gehen zu laſſen, ſagten ſie, ſie wollten ihnen die Dioskuren als Helfer ſchicken. Der Krieg begann und die Lokrer beſiegten ihre Feinde mit dem Beiſtand der Dioskuren. Während dieſer Zeit verbreitete ſich in Sparta auf einmal ein Gerücht von einem entſcheidenden Siege der Lokrer, ohne daß Jemand die Quelle oder einen Gewährsmann des Gerüchtes angeben konnte. Nicht lange darauf kamen Boten, die deshalb aus Italien an die Lacedämonier geſchickt worden waren, zu Sparta

ein und Schlüsse zur Ordnung, welche
Ordnung kann Gegenstand einer Wissenschaft
und Kunst werden. Ordnung setzt ein
Mannigfaltiges voraus, das geordnet wird,
und ein Princip, nach welchem geordnet wird.
Es entstehen dadurch, je nachdem die Gegen-
stände und Principien verschieden sind, ver-
schiedene Arten von Ordnung, die sich auf
mannigfache Weise durchkreuzen können. Es
ist daher nicht nur die Aufgabe der Wissen-
schaften, sie auf einander zurückzuführen
und in ihrer Verbindung darzustellen, sondern
auch jede einzelne, und eine jede besonders
streng. Niemals ist diese eine vollendet,
jene auch nicht fast. Sie kann aber so
weit an sie gebracht werden, als sich an
ihr Mannigfaltige und Principien unterschei-
den. Es ist dieses eine Aufgabe, die sich
nicht ein für allemal lösen läßt, sondern
immer wieder gelöst werden muß.

Diese und jene Arten der Ordnung sind
nun in der Wissenschaft und Kunst der Ge-
schichte zu finden. Einige Ordnungen sind
hier so alt und augenscheinlich, daß sie sich
von selbst darbieten, und daß sie schon in
den ältesten Geschichtbüchern, die wir haben,
auf diese Weise in der Geschichte Gebrauch

ſchicken, das er daſelbſt laufen laſſen mußte. Man wollte dadurch ſymboliſch anzeigen, daß die feindlichen Wohnungen ſo zerſtört werden ſollten, daß Gras an ihrer Stelle wachſen und eine Weide für das Vieh daraus werden würde. Bei einer glücklichen Veränderung der Umſtände ſagte man ſprüchwörtlich: dem Schlechten bin ich entgangen, das Beßre hab ich gefunden. Bei den Hochzeitsfeſten in Athen war es Sitte, einen Knaben mit Dornen und Eichlaub zu bekränzen und ihm einen Korb voll Brod zu geben, der dann in der Geſellſchaft herumgieng, und die oben angegebenen Worte ſprach, alles zur Erinnerung an jene alte rohe Zeit, wo die noch wilde Menſchheit die Gaben der Ceres nicht hatte und ſich von Eicheln nährte. Er verdient den Schild zu Argos hieß es von einem beſonders gut gearteten Knaben, der zugleich von edler Abkunft war. Denn ſolche Knaben, die ſich durch beides auszeichneten, wurden ausgewählt, um in Argos zu gewiſſen Zeiten mit Schilden verſehen, einen feierlichen Umgang zu halten. Von Geſprächen, Geſängen und andern dergleichen Dingen, wenn ſie kein Ende nehmen wollten, ſagte man: Der arabiſche Hornbläſer! In Arabien nämlich, erzählte man, bliesen die Hirten des Nachts, wenn ſie

bei den Heerden wachten, auf einem langen Horne, und der, welcher den vorhergehenden ablöſete, nahm immer das Horn und fuhr fort zu blaſen zum Zeichen ſeiner Wachſamkeit, ſo daß der Lärm in einem fort bis zum Morgen währte. Ein moloſſiſcher Stier wurde derjenige genannt, der ſich mit vielerlei Geſchäften abgab und gleichſam zerſtückelte. Denn die Moloſſer, ein Volk in der Landſchaft Epirus, wenn ſie ein Bündniß ſchloſſen, hatten die Sitte die dabei geſchlachteten Opferſtiere in viele kleine Stücke zu zerſchneiden. Wenn Jemand wankelmüthig war, und von einem ſich ſchnell zum andern wendete, ſagte man: Er iſt wechſelnder als ein Kothurn. Die Kothurne nämlich, bekanntlich die Fußbekleidung der Schauſpieler im Trauerſpiel, waren ſo eingerichtet, daß man ſie abwechſelnd an jedem Fuß tragen konnte, da hingegen die gewöhnlichen Schuhe für jeden Fuß beſonders zugerichtet waren. Wollte man andeuten, daß Jemand vom Tode nicht mehr zu retten wäre, hatte man das Sprüchwort: Der kann jetzt auch die drei Worte ſagen. Ehe nämlich die Verbrecher in Athen hingerichtet wurden, bekamen ſie an Eſſen und Trinken, was ſie begehrten, und hatten die Erlaubniß, drei Sätze zu ſagen mit der größten Freimüthig-

keit, die sie wollten. Dann aber wurde ihnen der Mund bis zu ihrem Tode zugebunden. Entweder achtzehn oder drei sagten Wagehälse, wenn sie bei einer Sache alles aufs Spiel setzten. Denn beim Würfelspiel waren achtzehn Augen das Höchste, was man werfen konnte und drei das Niedrigste. Wenn Jemand unverhofft und ohne Anstrengung ein Glück fand, sagte man: Auch wenn die Fischer schlafen, gehen die Fische in das Netz. Einem, welcher nachdem die Gefahr vorüber war, sich kühn und muthig zeigen wollte, rief man zu: Die Attischen Schiffer im Hafen.

Catull's Liebe.

Digitized by Google

Unter den Gedichten des Catullus befinden sich mehrere, deren Veranlassung und Inhalt eine theils glückliche, theils unglückliche Liebe des Dichters ist. Obgleich durch die Sammlung seiner Gedichte zerstreut, machen sie dennoch durch die Einheit des Gegenstandes und ihre Aufeinanderfolge ein für sich bestehendes, zusammenhängendes Ganzes aus. Ich stelle sie hier in ihrer natürlichen Ordnung und in der Form des Originals verdeutscht zusammen. Weit entfernt, durch Zusätze eine Art von Liebes-Roman des Dichters hervorbringen zu wollen, werde ich nur durch kurze Andeutungen die einzelnen Stücke zu einem Ganzen verknüpfen. Außer dem unmittelbaren, poetischen Interesse, welches ein so frischer, saftvoller, duftender Blumenstrauß gewährt, geben folgende zwei Nebenrücksichten dieser Zusammenstellung vielleicht noch ein Interesse anderer Art. Einmal können diese Gedichte als Beitrag dienen zur Vergleichung, wie die Alten die Liebe fühlten und darstellten, im

Gegensatz gegen die Neueren. Man wird auch hier, wie anderwärts, finden, daß bei jenen die Liebe mehr im Sinnlichen, bei diesen mehr im Geistigen sich bewegte. Deswegen wird, wenn wir beide Arten, jede in ihrer höchsten Vollendung, das ist, der Idee nach betrachten, die antike Liebe der modernen, oder wie wir jetzt diesen Gegensatz in der Poesie zu bezeichnen pflegen, der romantischen immer nachstehen. Sehen wir dagegen, von der Idee abgewendet, auf die Wirklichkeit, so finden wir diese letztere Art der Liebe gleichwie edler und höher, also auch seltner, und der Unnatur, Falschheit, Verkehrtheit vielfältig ausgesetzt; jene andere aber, da sie weit weniger von geistiger Freiheit ausgeht, als vielmehr auf dem sichern Boden der Natur und ihrer gleichförmigen Nothwendigkeit wurzelt, ist, wenn auch an idealer und ethischer Würde nachstehend, dennoch insgemein mit frischerem Leben beseelt, in ihren Aeusserungen bestimmter, geformter und vor Verirrungen geschützter. Zweitens kann diese Zusammenstellung der Catullischen Liebeslieder auch dazu dienen, den Charakter dieses Dichters im Vergleich mit Tibullus und Propertius, mit denen er gewöhnlich verbunden wird, und mit der erotischen Elegie jener Dichter in ein helleres Licht zu setzen. Hier

zeigt sich zunächst folgender Unterschied. Eine innere oder äussere Veranlassung, welche jenen Dichtern bei größerer Thätigkeit der Phantasie und der Reflexion ausgeführtere poetische Produktionen eingibt, bringt bei ihm häufiger nur einen kürzeren und kunstloseren Ausdruck des Gefühls hervor, der aber um so lebendiger und inniger ist.

Die vier ersten hier gegebenen Stücke fallen in die Zeit der glücklichen Liebe unsers Dichters, welche sich hier in scherzendem, aber doch empfindungsvollem Spiel und in lebensfroher Freudigkeit äussert. Der eigentliche Name seiner Geliebten, die er hier Lesbia nennt, war Clodia. Sie war aus Verona und somit eine Landsmännin Catulls.

An Lesbias Sperling.

(II.)

Sperling, süßes Vergnügen meines Mädchens,
Mit dem freundlich sie spielt auf ihrem Schooße,
Dem den rosigen Finger sie dann hinreicht,
Und ihn neckend zu heft'gem Zorne reizet,
Wenn durch Sehnsucht nach mir gequält sie etwas
Liebes wünschet zum Spielen und zum Scherzen:
(Denn so will sie in ihrem Schmerz sich trösten
Und des Herzens verzehrend Feuer dämpfen)
Könnt' ich Vögelchen doch wie sie dich necken,
Und im Spiele der Trennung Schmerz vergessen!

Ein so liebliches Spielwerk wärst du mir, als
Atalanten der goldene Apfel, welcher
Einst der trotzigen Jungfrau Gürtel löste.

Auf den Tod des Sperlings.

(III.)

Weine Venus, ihr Liebesgötter, weinet,
Und was artiges es noch gibt, das weine.
Denn ach! denket der Sperling meines Mädchens
Ist nicht mehr, ach! des Mädchens einz'ge Wonne,
Den sie mehr noch geliebt als ihre Augen,
Weil so herzig er war und kannte seine
Herrin, wie nur ein Kindlein seine Mutter;
Und nie gieng er von ihrem weichen Schooße,
Munter hüpfte er dahin bald, bald dorthin,
Mit dem Schnäbelchen ihr allein nur schmeichelnd.
Und nun ist er den dunkeln Weg gegangen
Woher Niemand noch je zurückgekommen.
Euch verwünsch' ich, des Orkus finstre Mächte,
Die ihr jegliches Schöne uns hinwegrafft.
Dieses Vögelchen auch habt ihr entführet.
Traurig! traurig, unsel'ger Schmerzensvogel,
Deinetwegen erröthen meines Mädchens
Schöne Augen von heißen, heißen Thränen.

An Lesbia.

(V.)

Laß uns Lesbia lieben, laß uns leben
Und der grämlichen Alten zankend Schelten
Keinen Deut werth all zusammen schätzen.
Sinkt die Sonne: sie kehrt am Morgen wieder;
Doch wenn unseres Lebens Sonne sinket,
Folget ewige Nacht im Todesschlummer.

Gieb mir Lesbia tausend Küsse, hundert
Drauf, dann andere tausend und noch hundert
Und dann abermal tausend, wieder hundert;
Dann wann mehrere tausend wir geküsset,
Laß uns ohne zu zählen küssen, daß wir
Selbst nicht wissen wie viel, und daß kein Neider,
Hörend unserer Küsse Zahl, uns schade.

An Lesbia.

(VII.)

Wissen, Lesbia, willst du, wie viel deiner
Küsse deinem Geliebten wohl genug sind?
So viel als in der öden Wüste Sand liegt,
In Cyrenes heiß durchglühten Feldern,
Zwischen Jupiters sandumgebenem Tempel
Und dem heiligen Grab des alten Battus:
Oder ebensoviel als Sterne schweigend
Auf der Liebe verborgene Feier blicken.
Kannst du, Liebliche, so viel Küsse spenden,
Dann sagt endlich genug Catull, dein Trauter.
Denn die Späher vermögen nicht zu zählen
So viel Küsse, noch uns durch Neid zu schaden.

Nach diesem muß das glückliche Verhältniß gestört worden seyn: denn auf das letzte eben angeführte Gedicht folgt nun dieses bittere und schmerzvolle Klaglied.

An sich selbst.

(VIII.)

Catull, du armer, sey nicht länger mehr thöricht,
Noch woll' vergebens, was auf ewig flieht, suchen.

Einſt ſahſt du freilich ſchönrer Tage Licht glänzen.
Da giengſt du hin, wohin dein Mädchen dich führte,
Geliebt von dir, wie keine je geliebt wurde,
Wo uns der Liebe Scherz und ſüßes Spiel blühte,
Das ich gewünſcht, und auch das Mädchen nicht haßte.
Wohl ſahſt du einmal ſchönrer Tage Licht glänzen.
Jetzt will ſie nicht mehr, nun wohlan woll' auch du nicht.
Thor! laß ſie fliehn, mach nicht dein Leben ſo qualvoll;
Nimm Eigenſinn zu Hülfe, und ertrag's männlich.
Leb'Mädchen wohl, die Trennung trägt Catull männlich.
Nicht bittet er dich mehr, nicht ſucht er dich fürder.
Sehnſüchtig wirſt du in der Einſamkeit klagen.
Was wartet für ein freudenleeres Loos deiner!
Wer wohl beſucht dich jetzt? Wer wird dich ſchön finden?
Wen wirſt du lieben? Wer wird jetzt dich ſein nennen?
An weſſen Mund wirſt du im Kuſſe feſt hangen?
Doch du, Catull, mit ſtarkem Sinn' ertrag's männlich.

Der Schmerz über die verlorne Geliebte wird nun durch qualvolle Eiferſucht geſteigert, und ſucht ſich in Schmähungen und rächendem Spotte Luft zu machen. Beiderlei Empfindungen beſeelen folgende zwei Gedichte. Das erſtere iſt großentheils eine Nachbildung, oder vielmehr Ueberſetzung eines bekannten Liedes der Sappho.

An Lesbia.

(LI.)

Einem Gotte ſcheinet mir jener ähnlich,
Darf ich's ſagen, ſchöner noch als ein Gott ſelbſt,
Der dir gegenüber mit Liebesblicken ſchmachtet,

Dem du ſo zärtlich
Liebe lächelſt. Ach! mir betäubt dies alle
Sinne. Wie ich Lesbia dich erblicke,
So verläßt mich meine Beſinnung, flieht mich
Athem und Leben.
Meine Zunge ſtarret; ein glühend Feuer
Brennt verzehrend Mark und Gebein; die Ohren
Füllt betäubend Sauſen; die Augen decket
Nächtliches Dunkel.
Such' Catullus! Ruhe und Troſt in Arbeit:
Träge Ruhe bringet Gefahr dem Herzen,
Träge Ruhe ſtürzte der Herrſcher Thronen,
Stürzte die Freiheit.

An Cälius über Lesbia.

(LVIII.)

Jene Lesbia, Freund, die hochgepriesne,
Jene Lesbia, die Catullus mehr als
Sich ſelbſt liebte, und mehr als all die ſeinen,
Höre! ſchweifet durch Gaſſen und durch Winkel,
Jagend nach der Quiriten edeln Söhnen.

Nach dieſen heftigeren Ausbrüchen folgt nun, ganz der Natur nach, eine mehr ruhige Wehmuth und elegiſche Stimmung.

An Lesbia.

(LXXII.)

Einſtens ſagteſt du mir, du liebteſt allein nur Catullus,
Lesbia, und du nähmſt Jupitern ſelbſt nicht für mich.
Und dich liebte mein Herz nicht mit gewöhnlichem Triebe,
Nein, wie der Vater den Sohn, wie er die Seinigen liebt.

Doch nun kenne ich dich. Fühl' gleich ich im Herzen die Flamme
Heftiger glühn, dennoch bist du mir weniger werth.
Wie das geschieht, fragst du? weil bei Untreue der Liebsten
Leidenschaft heftiger wird, Achtung und Liebe vergeht.

An Lesbia.

(LXXV.)

Nie kann sich rühmen ein Weib, daß je sie also geliebt ward.
Als ich, Lesbia, dich innig und herzlich geliebt.
Auch nicht treuer ward je ein anderes Bündniß gehalten,
Als dein Geliebter es hielt, ganz dir ergeben und treu.
Darum verwunden mein Herz auch doppelt deine Vergehen:
Das ist der Treuheit Lohn, daß ich unglücklicher bin.
Achtung kann ich dir nie, Wohlwollen niemals dir schenken;
Lieben muß ich dich stets, wenn du auch alles vollbringst.

An sich selbst.

(LXXVI.)

Giebt es Freude und Trost an rechte Thaten zu denken,
Welche man früher gethan, rein im Gewissen und gut;
Sich zu erinnern, wie man die Treu' stets heilig gehalten,
Nie durch frevelnden Schwur je einen Menschen getäuscht.
Dann hast, o Catull, du der Freuden noch viele zu hoffen,
Denkst du der Liebe dereinst, die dich jetzt ach! so betrübt.

Denn was immer ein Menſch je anderen freundliches ſagen,
Was er je thun nur kann, haſt du geſagt und gethan.
Doch das alles hat ſie, die Undankbare, vergeſſen:
Darum ſage: wozu trauerſt du dennoch um ſie?
Stärke dein männliches Herz, laß ab noch an ſie zu denken,
Und dem Schickſal zum Trotz ſchaffe dir ſelber dein Glück.
Schwer iſt es freilich, ja ſchwer ſo lange dauernder Liebe
Sich zu begeben ſo ſchnell: dennoch ſo muß es geſchehn.
Das iſt dein einziges Heil, hier gilt es zu ſiegen mit Starkmuth,
Das mußt du thun und ſey's noch ſo beſchwerlich für dich.
Kennt ihr Götter Erbarmen und habt ihr irgend ſchon jemals
Noch an den Pforten des Tod's Leidenden Hülfe gebracht:
O ſo helfet auch mir, der ſich keines Frevels bewußt iſt;
Und nehmt gnädig von mir dieſes verzehrende Feu'r,
Welches mir Mark uud Gebein durchzieht, mein Leben erſtarrend,
Das aus dem Herzen mir ganz jegliche Freude verbannt.
Nicht ja erbitt' ich von euch, daß ſie mich wiederum liebe,
Daß ſie, was ſie nicht kann, aufhöre untreu zu ſeyn.
Nein; mir ſelbſt nur wünſche ich Heil und Befreiung vom Wahnſinn.
Als der Frömmigkeit Lohn ſchenket, o Götter! mir dies.

Von nun an bemerkt der verlaſſene Geliebte Spuren, daß die Ungetreue ihn doch nicht ganz vergeſſen habe. Er faßt ſie begierig auf, und in der dunkeln Hoffnung die Verlorne wieder zu gewinnen, neigt er ſich auch ſchon wieder zu ihrem Lobe.

Auf den Mann der Lesbia.

(LXXXIII.)

Lesbia ſchmähet auf mich vor ihrem Manne: er hört es,
Und der thörichte Narr freuet ſich über Gebühr.
Eſel, verſtehſt du es nicht? Hätt' Lesbia meiner vergeſſen
Spräche ſie nicht von mir: daß ſie nun ſchwätzet und ſchmäht,
Macht, weil ſie meiner gedenkt: ja mehr noch, daß ſie mir zürnet,
Zeigt daß gequält ſie ſich fühlt. Liebe erzeugte den Zorn.

Auf ſeine Liebe.

(LXXXV.)

Haſſen muß ich und lieben zugleich; doch wie das geſchehe,
Frage mich nicht: daß es iſt fühle ich leider zu ſehr.

Quintia und Lesbia.

(LXXXVI.)

Quintia nennet man ſchön: ich nenne ſie blendend von Weiſſe,
Nenne ſie grad' und ſchlank; lobe das einzelne ſo.
Dennoch iſt ſie nicht ſchön, dieweil ihr fehlet die Anmuth;
Ohne ein Körnchen Verſtand iſt ſie, die große Geſtalt.

Lesbia nenne ich schön, weil an ihr des Ganzen Vollendung,
Weil sie vereinet in sich jeglicher Grazie Schmuck.

Auf Lesbia.

(XCII.)

Lesbia lästert mich stets, nie höret sie auf mich zu schmähen;
Sterben will ich zur Stund', wenn mich nicht Lesbia liebt.
Grundlos scheint dir der Spruch? so will ich anders ihn sagen:
Sterben will ich zur Stund, wenn ich nicht Lesbien lieb'.

Bei der nähern Aussicht einer glücklichen Versöhnung vergißt der vorher so schmerzlich verwundete, so bitter gereizte, alle seine frühere Schmerzen, Klagen, seinen Unwillen, seine Vorwürfe und Rache. Nicht allein vergißt er es selbst, er will auch bei andern das Andenken daran vertilgen.

An Einen über Lesbia.

(CIV.)

Glauben konntest du je, daß ich mein Leben gelästert,
Meine Lesbia, die theurer als alles mir ist.
Hätt' ich das jemals gekonnt, nicht wäre so groß meine Liebe.
Nein; ihr irret euch sehr, alle die solches gesagt.

Endlich sehen wir die schöne Ungetreue sich dem Geliebten wiederschenken, seine Freude dar-

über und seinen tiefgefühlten Wunsch einer ungetrübten Zukunft. Nachdem auf diese Art alle Krisen jener mächtigen Leidenschaft durchlaufen sind, die Befriedigung der glücklichen Liebe, der Schmerz der Trennung, Eifersucht, schmähende Rache, stillere Wehmuth, Hoffnung und endliches Wiederfinden: so findet hier dieser kleine Cyklus lebensvoller Lieder seinen natürlichen Schluß.

An Lesbia.

(CVII.)

Wird, was man heiß sich ersehnt, ganz wider Verhoffen gewähret,
O dann erquicket das Herz Freude und Wonne zumal.
Solche Gefühle erquicken mich jetzt, die mit Gold nicht zu schätzen,
Weil du Lesbia dich wieder dem Liebenden schenkst;
Weil du aufs neue dich schenkest dem Liebenden wider Verhoffen,
Weil du es selbst so gewollt. Herrlicher, glücklicher Tag!
Wer, so frag ich mit Stolz, lebt jetzt ein glücklicher Leben?
Wer mit größerem Recht wünschet ihm ewige Daur?

An Lesbia.

(CIX.)

„Reich an Freuden fortan sey unsre erneuerte Liebe
Und ohn' Ende zugleich:" also gelobest du mir.
Mächtige Götter, o gebt, daß sie die Wahrheit gesprochen,
Daß aufrichtig und treu sie das Versprechen gethan;
Und daß sicher und fest bis zu unserer Tage Vollendung
Unserer Lieb' und Treu heiliges Bündniß besteh'.

Baiä, ein römiſcher Badeort.

Digitized by Google

Bei der jetzt so allgemeinen Vorliebe für den Aufenthalt in Bädern und für die Vergnügen und Zerstreuungen derselben, mag es vielleicht nicht ohne Interesse seyn, den berühmten altrömischen Badeort Baiä der Betrachtung vorzuführen. Alles was uns in den glänzendsten und besuchtesten Bädern unserer Zeit gefällt, Schönheit der Gegend, lebendiges Menschengedränge, gewählte Gesellschaft, heitere, freiere Lebensweise — alles das finden wir in diesem römischen Bade, aber auf römische Art, das ist, höchst großartig und mit einem über unsern gewöhnlichen Maaßstab für solche Dinge weit hinausreichenden Aufwand von Kraft und Mitteln. Freilich müßte man selbst dort gelebt und mit der großen römischen Welt die Badezeit dort zugebracht haben, um ein recht lebendiges Gemälde davon entwerfen zu können. Nun aber müssen wir uns damit begnügen dasjenige zusammenzustellen, was Augenzeugen unter den Alten hie und da zerstreut in ihren Schriften erzählen.

Unter allen Gegenden Italiens galt den Alten immer die Küste von Campanien für die reizendste und herrlichste. Das warme aber dennoch durch die Seeluft wieder erfrischte Klima, die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens, die malerische Schönheit der Gegend, welche die trefflichsten Ansichten auf der Land- und Seeseite darbietet — alles traf zusammen, um den dortigen Aufenthalt angenehm und reizend zu machen. War nun so diese selige Küste gleichsam das Auge Italiens — wie sie irgendwo genannt wird — so könnte man einen Theil derselben, nämlich die Gegend von Baiä, den Stern dieses Auges nennen. Natur und Kunst hatten sich vereinigt, um diesen Ort mit seinen Umgebungen vor allen andern auszuzeichnen. Vor sich hatte man den schönen Meerbusen, an dessen einem Ende das reizende Puteoli (jetzt Puzzuolo), am andern Misenum lag; zwischen diesen beiden Punkten das herrlichste Ufer, bedeckt mit Landhäusern, Gärten, Tempeln und andern Gebäuden. Landeinwärts in einem Umkreis von wenigen Stunden um Baiä gab es eine Menge von Naturmerkwürdigkeiten und malerischen Ansichten. In der Nähe von Puteoli erhob sich der schöne Berg Taurus mit seinen berühmten Weinreben; in seiner Nähe gegen das Meer zu stand eine von

Cicero's Villen. Westlich davon eine Meile von Baiä lag der dunkle averniſche See mit den ſchwarzen Todesſchatten der ihn dicht einſchlieſſenden Cypreſſen. In dieſer einſamen ſchauerlichen Wildniß dachte ſich das Volk lange Zeit hindurch den Eingang zu dem Schattenreich. Es iſt dieß dieſelbe Gegend, wo auch Virgil den Aeneas in die Unterwelt hinabſteigen läßt. Als aber jene dunkeln Wälder gelichtet und die Hügel, die den See umgaben, abgeholzt waren, da verſchwanden dieſe Sagen, wie Strabo bemerkt, und das Dunkel jener poetiſchen Phantaſien löſte ſich auf in helle, aber inhaltsleere Proſa. Zwiſchen dem Averner See und dem Meer lag der Lucriner See, berühmt durch ſeine trefflichen Fiſche. Auguſtus hatte ihn durch einen Kanal mit der offnen See verbinden laſſen, und dadurch ſo wie durch ungeheure in das Waſſer geſetzte Dämme einen Hafen gebaut, der nach des Erbauers Namen Portus Julius hieß. Nicht weit von dem See Avernus zeigte man die Höhle, wo einſt die Seherin Sibylle in begeiſterter Raſerei Orakel gab. Noch ſieht man dieſe Höhle und weitläufige damit zuſammenhängende Subſtructionen. In der Nähe die Stadt Cumä, intereſſant als die älteſte griechiſche Colonie in Italien und ausgezeichnet

auch noch in der Kaiſerzeit durch griechiſche Eigenthümlichkeit und Feinheit im Leben und den Sitten der Einwohner. Südlich davon lag der Acheruſiſche See (jetzt Coluccio), über den Charon die Seelen der Abgeſchiedenen in das Todtenreich führt. Von dieſem See und den ihn umgebenden dunkelbewachſenen Hügeln und Felſen kam man in eine freundliche ſchöne Ebene, die eliſäiſchen Felder genannt. Es war ganz natürlich, daß die frühere Vorwelt dort ein ſolches Abbild der Hölle und des Aufenthaltes der Seligen ſah. Der abſpringende Wechſel von ſchauerlichen und ſanften Naturſcenen erregte die Phantaſie, und der durchaus vulkaniſche Boden der ganzen Küſte, voll heiſſer Quellen, Schwefel und Feuer hatte allerdings etwas infernaliſches. Wir haben etwas Aehnliches in unſerm Vaterland. Wenn man nämlich aus einem der Hauptthäler des Schwarzwaldes in das Breisgau herabſteigt, kommt man durch ein enges, ſtarres Felſenthal in die geſegnete, lachende Ebene, worin Freiburg liegt. Jenes Thal heißt ſchon ſeit Jahrhunderten Hölle und die daran ſtoßende Ebne Himmelreich. Wäre der Gegenſatz im Charakter dieſer Gegenden noch ſtärker und hätten die Bewohner die ſüdliche Lebhaftigkeit der

Phantaſie, ſo hätte es gewiß auch hier nicht an einer weitern poetiſchen Ausmahlung dieſer Bilder gefehlt. Südlich von den zuletzt genannten eliſäiſchen Feldern war der große Hafen von Miſenum, das jetzige mare morto. Dort war die Hauptſtation der römiſchen Flotte im mittelländiſchen Meere. Man kann daraus ſchließen, welcher lebhafte Verkehr, welches regſame Treiben hier geweſen ſeyn muß: gewiß eine der intereſſanteſten Excurſionen, die man von Baiä aus machen konnte. Nicht weit davon war eine Villa des berühmten Redners Hortenſius und ein großes künſtliches Baſſin auf acht und vierzig ſteinernen Pfeilern, das jetzt unter dem Namen Piscina mirabile bekannt und bewundert iſt. Endlich ſchloß den Halbkreis des Meerbuſens auf dieſer Seite das Vorgebirg Miſenum, ausgezeichnet durch eine entzückende Ausſicht, die man von hier aus hatte, durch große Bauwerke von Bädern, wovon jetzt noch Trümmer übrig ſind in der ſogenannten Grotta dragonara und die vortreffliche Villa des Lucullus.

Mitten in dieſen Merkwürdigkeiten und Naturſchönheiten lag Baiä. Man leitete ſeinen Urſprung und Namen von Baios einem Gefährten des Ulyſſes ab. In der römiſchen

Geſchichte wird Baiä mehrmal genannt, aber bei keinen erfreulichen Veranlaſſungen. Hier ſchloſſen Cäſar, Pompejus und Craſſus das Bündniß zum Untergang der Republik. Der hoffnungsvolle angebetete Marcellus wurde hier vergiftet, und hier war es, wo Nero ſeine Mutter Agrippina in das Schiff begleitete, in dem ſie auf ſeine Veranſtaltung den Tod finden ſollte. Dieſe Schreckensſcenen ſtehen in geradem Widerſpruch gegen die freundliche, herrliche Natur der Gegend. Die Alten können die Stadt nicht genug in dieſer Hinſicht preiſen. So ſagt Martial irgendwo: (1)

„Baiä, der holden Venus goldnes Uferland,
Das lieblichſte Geſchenk der gütigen Natur,
Baiä auch tauſendfach, Flaccus, von mir gelobt
Wird nie genug gelobt, der wunderſchöne Ort.“

Dagegen galt bei andern die Lage des Ortes für nicht ganz geſund. (2) Wie dem auch ſey: den beſten Beweis von der allgemeinen Vorliebe, die man für Baiä hatte, geben die ungemein vielen Landhäuſer und andern Anlagen, welche die Reichen und Großen der weltherrſchenden Stadt hier hatten. Marius, Cäſar, Pompejus hatten hier Villen, doch in etwas anderer Art angelegt als die ſpätern. Später zog man nämlich die Nähe des Mee-

res und die Ebne vor. Jene Häuser aber waren auf die höchsten Punkte gebaut, wie unsere Ritterschlösser. Zu dieser Vergleichung veranlaßt uns Seneca's (3) Nachricht über dieselben. «Es kam jenen Männern wohl vor, sagt er, es sey passend für Kriegsleute von oben herab, das Land weit und breit mit seinem Blick zu beherrschen, so daß man diese Gebäude, wenn man auf ihre Lage und Bauart sieht, eher für Castelle als für Villen hält.» Nebst diesen gab es dort noch eine Menge Landhäuser mehr oder wenig bekannter Männer. Sie bildeten um Baiä herum eine eigne Stadt, wie sich Strabo (4) ausdrückt. Ein besonders heimliches und schönes Plätzchen muß sich ein gewisser Vatia ausersehen haben. In den traurigen und gefährlichen Zeiten der Regierung des Tiberius hatte sich derselbe gegen den Lucriner See hin an einem einsamen, stillen Orte eine Villa gebaut, und lebte da, ohne seinen Reichthum auf glänzendere Art benützen zu wollen, in dem tiefsten Frieden und der ungestörtesten Musse. So oft in Rom ein neues Opfer der Anklägerei und der tyrannischen Laune des Machthabers fiel, sagte man sprüchwörtlich zum Lob des vorsichtigen Einsiedlers: «Vatia, du allein verstehst zu leben.» Der

Philoſoph Seneca aber meint, ſo in Unthätigkeit zu vegetiren, verdiene nicht den Namen Leben; er ſey nie, ſagt er, bei Vatias Lebzeiten an jener Villa vorübergegangen, ohne zu ſagen: « hier liegt Vatia. » (Vatia hic situs est.) (5) Noch zeigt man die Trümmer dieſes Sitzes der Ruhe und Einſamkeit. Die meiſten Häuſer der römiſchen Großen waren an das Meer gebaut, ja ſogar ſelbſt in das Meer hinein. Durch den großartigen Sinn und die überſchwenglichen Mittel der Beſitzer wurden hier bewunderungswürdige Werke aufgeführt, von denen jetzt noch die impoſanteſten Trümmer übrig ſind. Beſonders muß dieſe Liebhaberei für Waſſerbauten im auguſteiſchen Zeitalter geherrſcht haben. Wenigſtens ruft der lebensweiſe Horaz einem Reichen zu, der keine größere Sorge im Leben als ſolche Bau-Unternehmungen hatte: (6)

Du dem Tode nah' verdingſt
Zu haun noch Marmorblöck und nicht des Grabmals
Denkend thürmſt du Häuſer auf,
Und drängſt dem Meere, das an Baiä herrauſcht
Sein Geſtade mit hinaus,
Zu knapp auf feſtem Uferland begütert.

Das iſt dieſelbe Klaſſe von Menſchen, die er an einer andern Stelle ſo treffend charakteriſirt. (7)

„Kein Meerbuſen der Welt ſtrahlt anmuthsvoller denn Baiä“
Sprach ein Reicher das Wort; ſtraks fühlet das Meer und der Landſee
Liebe des haſtigen Herrn: und ſobald ihm kränkliches Lüſtern
Neue Geſicht eingab: „Auf! morgen des Tags gen Teanum
Zimmerer ſchafft das Geräth'.“

Solche großen in das Meer hineinreichende Bauten erhielten eine eigne Feſtigkeit durch eine beſondre Art von Sand, der in der Nähe von Baiä und Puteoli gefunden wurde und einen ungemein feſten Mörtel gab, der ſich unter dem Waſſer immer noch mehr härtete. Das zeigen noch die Trümmer, die ſich aus den gewaltſamen Zerſtörungen der Erdbeben und der Barbaren gerettet haben.

Nachdem wir die Lage und Umgebung Baiä's betrachtet haben, wollen wir nun ſehen, wie für die zwei Haupterforderniſſe eines jeden Bades hier geſorgt war: ich meine die Bäder und Unterhaltungen. Die Bäder waren warme mineraliſche Quellen und vorzüglich natürliche Dampfbäder von Schwefel. Sie waren wegen ihrer Heilſamkeit ungemein geprieſen und beſucht. Doch gab es auch Zeiten, wo der Rath der Aerzte und die Mode-Bäder von entgegen-

geſetzter Temperatur vorzog. Das war beſonders der Fall ſeit Antonius Muſa, Leibarzt des Kaiſer Auguſtus. Dieſer hatte ſeinen Herrn, der durch Schweißbäder dem Tod nahe gebracht worden war, durch die entgegengeſezte Cur gerettet. Nun ſuchte alles Geſundheit und Stärkung in den kalten Bädern. So erzählt Horaz, daß ihm Antonius Muſa ebenfalls verordnete, Baiä mit den kalten Quellen von Gabii und Cluſium zu vertauſchen. Daran konnten nun freilich die guten Baianer keinen großen Gefallen finden, wie der Dichter ſeinem Freund mit Laune erzählt: (8)

— — Wiſſe, daß mir Muſa
Antonius das warme Bad zu Baiä
ſo viel als unnütz hält und mit den Leuten dort
mich ganz entzweit hat, die ſich ordentlich
ereifern, wenn ſie mich zu dieſer froſt'gen Jahrszeit
noch gar in kaltem Waſſer baden ſehn.

Als vorzüglich wirkſam galten die Schwefeldampfbäder und namentlich die von Horaz erwähnten bei den Myrthen. Die ganze Küſte um Baiä hatte ſehr viele Stellen, wo Schwefeldampf aus Höhlen von ſelbſt hervorkam oder durch ganz weniges Nachgraben einen Ausgang erhielt. Von dieſer Art iſt die bekannte Solfatara, wie die Gegend jetzt heißt. Bei den Alten hieß ſie forum Vulcani oder auch die phlegräi-

ſchen Felder. Man gräbt hier nur Gruben von ganz geringer Tiefe, in die ſich die Kranken ſetzen, um das Dampfbad zu nehmen. Noch iſt ein ähnliches Bad übrig ganz nahe bei Baiä, die Schweißbäder von Tritola, auch Bäder des Nero genannt. Dort iſt bei einer heißen Quelle eine Höhle, aus der auf einige Schritte weit eine erſtickende Hitze hervordringt. Die in der Nähe wohnenden Bauern zeigen den neugierigen Fremden gegen eine kleine Belohnung die Wirkung der Dämpfe. Faſt unbekleidet gehen ſie in die Höhle, und nach wenigen Minuten kommen ſie triefend von Schweiß zurück. Man ſieht in dieſem Dampfbad ſechs Gänge nebeneinander; jeder iſt drei Fuß breit und ſechs Fuß hoch. Sie dienten als Badkammern und werden noch jetzt zu dieſem Zweck gebraucht.

Für die Kranken war alſo, wie wir ſehen, hier hinlänglich geſorgt. Aber die Geſunden, deren hier, wie in ſolchen Bädern gewöhnlich iſt, eine noch größere Menge ſeyn mochte, fanden nicht weniger ihre Rechnung. Das herrliche Clima, der ſüdliche, lebhafte Charakter der Einwohner, der Zuſammenfluß ſo vieler Reichen bildete hier ein Leben voll Reize und Vergnügen, aber, wie es zu geſchehen pflegt, nicht eben ſehr in den Schranken der Ordnung und Sittlichkeit ſich hal-

tend. Schon zur Zeit der Republik muß Baiä wenigstens bei den strengeren für einen solchen Ort gegolten haben. Denn Cicero rechtfertigt sich in der Vertheidigung des M. Coelius, eines jungen Mannes von etwas ausschweifender Lebensweise, daß er sich eines Menschen annehme, «der kein Gelag ausschlage, der sich parfümire, der sogar schon Baiä besucht habe.» Man sieht, der Redner spricht mit Ironie; aber das steht mit dem oben bemerkten nicht in Widerspruch. Eben so kann sich Propertius nicht genug beeilen, seine Geliebte von diesem gefährlichen Aufenthalt zurückzurufen. (9)

„Schnell, mein Mädchen, nur schnell, verlasse den Ort der Verführung;
Viele Liebende schon hat er zur Trennung gebracht.
Züchtigen Frau'n ist dieß ein zu gefährliches Ufer.
Fort von dem baischen Bad; mög' es versiegen zur Stund'."

Der strenge Stoiker Seneca (10) spricht mit noch schärferem Tadel von diesem paradiesischen Orte. Zugleich erfahren wir von ihm verschiedene recht interessante individuelle Züge des dortigen Lebens. Eines der Hauptvergnügen bestand in Wasserfahrten an der Küste. Immer sah man da auf dem Meer muntere Gesellschaften in schön gezierten Kähnen hin und her schaukeln: Musik und fröhlicher Jubel ertönte bis spät in die Nacht

dazwiſchen. Die Bahn, welche die Kähne durchfuhren, wurde mit Roſen beſtreut. Andre ſaßen beim frohen Mahle am Ufer: dabei fehlte es nicht an ſchönen und gefälligen Mädchen und Frauen. In der Stadt ſelbſt muß ein ungemein lebendiges, lärmendes Drängen und Treiben geweſen ſeyn. Seneca wenigſtens gibt in dieſer Hinſicht von ſeinem Aufenthalt in einem dortigen Gaſthof und Badhaus ein Gemälde in den ſtärkſten Farben. Da hörte man von Frühem an ſolche, die gymnaſtiſche Uebungen vornahmen, der Unterhaltung wegen, oder, was bei den Alten gewöhnlich war, wegen der Geſundheit; daneben das Klagen oder um Hülferufen der Kranken in den Bädern, und deren, wie Seneca ſagt, die ſich krank ſtellten; ferner die Bader und Salber (Alipten), welche mit großem Lärmen umhergingen und die Badenden abtrockneten, rieben und ſalbten. Andre ſpielten in der Nähe Ball und zählten die Treffer mit lautem Geſchrei. Da ſang einer im Bad, dort ſtürzten ſich welche in die Baſſins, die zum Schwimmen beſtimmt waren, mit großem Geräuſch; hier wurde ein Dieb feſtgenommen, der vergebens auszureißen ſuchte. Dazwiſchen ſchrien eine Menge Leute, die Kuchen, Backwerk und Eßwaren aller Art feilboten. (10)

Welchen Contraſt bildet gegen dieſes laute, reiche Leben der jetzige Zuſtand dieſer Gegend! Der Lärm der fröhlichen Geſellſchaften iſt längſt verhallt, der Geſang der Freude verſtummt. Alle die herrlichen Villen, Tempel, Bäder ſind theils ganz verſchwunden, theils nur noch in einzelnen zerſtreuten Trümmern übrig. Das einſt ſo blühende Baiä iſt ein Haufen Steine und der ſonſt ſo lebhafte Hafen verſchüttet und kaum von einzelnen Fiſcherkähnen beſucht. Das Land rings umher iſt wenig angebaut, voller Sümpfe und daher höchſt ungeſund. Das Schloß Baia, auf einer Höhe gelegen, iſt faſt der einzige noch bewohnte Ort und auch hier ſoll die Sterblichkeit in den heißen Monaten unter der Beſatzung bedeutend ſeyn.

---

(1) XI. 80. (2) Cicero Epp. fam. IX. 12. (3) Epist. 51. (4) V. p. 197. (5) Ep. 57. (6) Od. II. 18. (7) Epist. I, 1, 85. (8) Ebend. 15, 2. (9) I, 11. (10) Epist. 57.

Ariſtoteles als Lehrer Alexanders.

Digitized by Google

Philippus, König von Macedonien, war geistreich und talentvoll genug, um an wissenschaftlicher Bildung Reiz und Gefallen zu finden. Zugleich hatte er es an sich selbst, wie früher an seinem Vorbilde, dem großen Thebaner Epaminondas, hinlänglich erfahren, wie sehr durch einen wissenschaftlich ausgebildeten Geist politische Wirksamkeit und Herrschaft gestützt und gehoben werden kann. Was war demnach eher zu erwarten, als daß er die nämlichen Vorzüge auch seinem Sohne zu geben trachtete? Aristoteles wurde ausgewählt, um seine Absichten zu verwirklichen. Dieser große Mann war damals noch nicht als Lehrer öffentlich aufgetreten, aber durch Schriften berühmt, und ausserdem dem ganzen Hause des Philippus genau bekannt. Er selbst war gebürtig aus Stagira, einer macedonischen Stadt, und sein Vater Nikomachus war Leibarzt und Freund des Amyntas, Vaters des Philippus. Schon frühe war er von Philippus deswegen zu diesem Geschäfte bestimmt. Gleich bei

Alexanders Geburt schrieb er ihm: (1) «Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden ist. Vielen Dank habe ich darum den Göttern: aber nicht sowohl wegen der Geburt des Kindes, als weil es gerade in deiner Zeit geboren wurde; denn ich hoffe, daß es, von dir erzogen und gebildet, einst meiner und der Herrschaft würdig werden wird.» In diese frühere Zeit, da Aristoteles noch in Athen lebte, können auch die beiden noch übrigen Briefe desselben an den Philippus fallen. Aus dem einen dieser Briefe mag ein Theil hier seinen Platz finden, weil man daraus schließen kann, wie frei von schlechten oder kleinlichen Absichten der Mann auf die Bildung des jungen Königsohnes gewirkt haben muß, der mit so edler Freimüthigkeit gegen den Vater sich äußerte. «Diejenigen, schreibt er, (2) welche die Herrschaft führen zur Wohlfahrt der Untergebenen, nicht blos weil sie durch Zufall oder Natur oben an stehen, verlassen sich nicht auf ihre Gewalt, welche dem Wechsel unterworfen ist, sondern sie vertrauen auf ihre Tugenden, und regieren wohl und mit Weisheit. — Deswegen unterlasse es Hellas, nach tyrannischen Grundsätzen vorzustehen, oder mit harter Willkühr: denn das eine ist ein Beweis von Unüberlegtheit, das andere von offenbarer Thorheit.»

Fünfzehn Jahre hatte Alexander, als Aristoteles seine weitere Ausbildung übernahm; er selbst stand in dem reifsten Mannes-Alter, in seinem zwei und vierzigsten Jahre. Alexander mit nicht geringeren Geistesgaben, als sein nachheriges unermeßliches Glück, war durch frühern Unterricht gehörig vorbereitet, und sein ganzes Wesen, gleichsam als wollte ihn die Natur für die Kürze seines Lebens entschädigen, schon in diesem ersten Jünglingsalter zu männlichen Thaten und Gedanken reif. Dabei war er voll Wißbegierde, Seelenhoheit, begeistert von den Idealen alter Heldengröße, zwar voll Selbstgefühl, und deswegen durch keine Art von Zwang zu bestimmen, aber, was für das Geschäft des Erziehens von der höchsten Wichtigkeit ist, durch Gründe mit Sicherheit zu allem Guten zu lenken. (3) Auf der andern Seite hatte des Aristoteles großer Geist, der wohl einzig genannt werden darf, nicht allein die ganze Summe der philosophischen und historischen Bildung seiner Zeit in sich allein vereinigt, und mit bewunderungswürdiger Kraft weiter gebracht, sondern er war auch nach der ganzen Art seines Strebens und Wissens geschickt und gestimmt nach außen zu wirken. Was war aus einem solchen Zusammentreffen nicht zu erwarten? Der Eine hatte Kraft

und Beruf, den Erdkreis zu erobern und zu beherrschen, der Andre hatte dem menschlichen Geiste und der Wissenschaft eine neue Welt entdeckt und unterworfen. Beide standen am Wendepunkt einer für die Griechen nach innen und außen neuen Zeit. Das politische Leben der griechischen Republiken war theils verwelkt, theils gewaltsam zerstört; und in dem geistigen Leben, und was als Maaßstab desselben gelten kann, in der Philosophie giengen nicht geringere Veränderungen vor. Von frühem Anfange an hatte zwar der stets rege Griechengeist gedacht und geforscht, aber bis dahin, auch noch in Plato, immer geschmückt oder gehindert durch nationelle und überlieferte Religionsansichten, und folgend der leuchtenden Spur jener alten Heroen und heiligen Sänger. Aristoteles zuerst zerriß den Kranz der griechischen Musen, und durch ihn erst entwand sich gänzlich die freie, nur nach allgemeinen Gesetzen des Denkens geregelte philosophische Forschung dem Schoose der vaterländischen Religion und Poesie. Wurde diese Ansicht gleich erst später allgemeiner, so mußte sie doch in demjenigen, in dessen Geiste sie am lebendigsten und klarsten erwachte, bei jedem Verhältnisse rege seyn, und gewiß am meisten dann,

wenn dieſe Ueberzeugungen und Erkenntniſſe einem ſo hoch geſtellten, wirkungsreichen Zöglinge mitgetheilt werden konnten. Welche waren denn nun die Diſciplinen, die der ernſte Weiſe lehrte, wenn er dem jungen, blühenden Königsſohne gegenüber war?

Bekanntlich beruhte ein Haupttheil des griechiſchen Unterrichtes auf der Kenntniß der Dichter, namentlich des Homer. Wenn wir deswegen leſen, Ariſtoteles habe eine neue Recenſion der Iliade für Alexander beſorgt, ſo geſchah dieſes wohl nicht blos zur unterhaltenden Lektüre, ſondern wahrſcheinlich auch zum Behuf der Erklärung bei dieſem Unterricht. Es kam ihm hier die ſchwärmeriſche Vorliebe Alexanders für die Homeriſchen Geſänge entgegen, welcher in Achilles ſein Vorbild fand und in der Betrachtung jenes kräftigen Heldenlebens das edelſte Vergnügen und Anfeuerung zu ähnlichen Thaten. Es iſt kein leerer Einfall, zu vermuthen, daß jene neue Ausgabe des Homer, (bekannt unter dem Namen ἡ ἐκ τοῦ νάρθηκος, wegen des koſtbaren Behältniſſes, worin Alexander ſein Exemplar in dem perſiſchen Feldzuge mit ſich führte,) vielleicht ohne dieſe Vorliebe des Alexander nicht entſtanden wäre. (4) Daſſelbe mag gelten auch von

den andern Aristotelischen Schriften über die Homerischen Gesänge. (5)

Nach der Kenntniß der vaterländischen Dichter wurde die griechische Jugend durch Unterricht in der Beredtsamkeit und Philosophie zum politischen Leben gebildet, wozu die meisten derjenigen bestimmt waren, welche eine höhere Bildung erhielten. Es ist mit Grund anzunehmen, daß bei Alexander der nämliche Gang befolgt wurde, da er in der Natur der damaligen Verhältnisse lag, und Alexanders Bildung überhaupt griechischer Art war. Ausser den vielen verloren gegangenen Schriften rhetorischen Inhaltes besitzen wir bekanntlich von Aristoteles noch zwei Werke über Rhetorik; nicht bloße Anweisungen zu stylistischer Ausbildung, wie die der spätern Rhetoren, sondern nach der Bedeutung, welche damals noch die Beredtsamkeit hatte, praktische Anleitungen, durch Rede zu überzeugen und zu siegen, in genauester Verbindung mit praktischer Philosophie und Politik. Eines dieser beiden Werke ist Alexandern dedicirt, und zeigt sich auch seinem Zwecke ganz gemäß durch die geringere Ausführlichkeit, dadurch, daß überall das praktisch nöthigste hervorgehoben ist, und durch den Schluß, der so nachdrücklich persönliche Vorzüge durch Tugend und Verstand als erste Bedingung einer ersprieß-

lichen Wirkung der Beredtsamkeit aufstellt. Vorangeschickt ist eine Zuschrift des Aristoteles an Alexander, woraus wir folgende Stelle ausheben: « Wie du in dem schönsten Gewande vor allen übrigen erscheinen willst, so mußt du dich auch bemühen, die ausgezeichnetste Kraft der Vernunft und Rede zu gewinnen. Denn weit schöner und fürstlicher ist es, eine verständige Seele als einen mit einem schönen Kleide angethanenen Leib zu sehen. Auch ist es ein Widerspruch, daß derjenige, welcher über die wichtigsten Dinge durch die That entscheiden will, im Denken und Reden hinter jedem andern zurückbleiben soll; besonders da du doch weißt, daß in der Demokratie alle Geschäfte zur Entscheidung des ganzen Volkes gebracht werden, in den Monarchien aber zur Entscheidung nach der Einsicht eines Einzigen. Wie nun die freien Staaten das gemeinsame Gesetz zu dem Besten führt, so kann die deiner Herrschaft Untergebenen nur dein Verstand zu ihrem Glücke führen, u. s. w. » (6)

Mit der Rhetorik stehen die philosophischen und politischen Wissenschaften in dem Verhältniß des Zweckes zum Mittel. Die Politik machte nach griechischer Ansicht einen Theil der Philosophie aus: natürlich, da die Philosophie sich im-

mer auf die wichtigsten Interessen des Lebens und Wissens wendet, und das Höchste für den Griechen der Staat war. Obgleich nun Aristoteles nach allen Seiten hin das Gebiet der Philosophie erweiterte, und durch seine logischen Schriften der Sphäre der Wissenschaft eine ganz andere Are gab, so ist doch sichtbar, daß er mit besonderer Rücksicht und eben so glücklichem Erfolg die politischen Wissenschaften bearbeitete. Wem hätte er nun mit mehr Liebe und Eifer diese Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrung mittheilen sollen, als dem jungen Erben eines nicht unbedeutenden Reiches, dem künftigen Eroberer und Gesetzgeber so vieler Völker? Ein großer Geschichtschreiber unsrer Zeit, dessen hervorstechender Charakter es ist, genaue Beobachtung des Individuellen mit allgemeinen Ideen auf das glücklichste zu vereinigen, bemerkt folgendes über den Einfluß des Aristoteles auf die politischen Ansichten Alexanders: (7) «Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Alexander alle unterworfene Völker durch Vermischung der Geschlechter und Sitten und durch Colonien in ein griechisches Reich vereinigen und auf eine Stufe der Humanität erheben, daß er durch gemeinschaftlichen Gottesdienst und Handelsverbindungen Europäer und Asiaten gewöhnen wollte, sich als

Mitbürger zu betrachten. — Als Schüler des generaliſirenden Ariſtoteles hatte Alexander vor andern Eroberern die Neigung und das Geſchick, allgemeine Geſetze vorzuſchreiben.» Die erſte Bemerkung mag ſich beſonders auf das Zeugniß des Plutarch (8) gründen. Allein die zweite ſcheint, wenigſtens im Sinne des Geſchichtſchreibers, ungegründet, da Plutarch ausdrücklich berichtet: (9) Alexander habe das eben geſagte wider die Meinung des Ariſtoteles gethan, welcher ihm gerathen habe, die Griechen als oberſter Anführer (ἡγεμονικῶς) zu behandeln, die Barbaren aber als unumſchränkter Herr (δεσποτικῶς.) Dieſer große Philoſoph hatte auch zu viel praktiſchen Sinn und zu viel politiſche Erfahrung durch das Leben ſelbſt und durch hiſtoriſche Kenntniß, als daß er eine zwar große, aber der Ausführung nach ſo beinahe unmögliche Idee, als dieſe, hätte faſſen und empfehlen können. Dagegen liberale Ideen über Menſchen- und Bürgerrechte, würdige Anſichten über den höchſten Zweck der Staaten, Kenntniß und ſcharfe Beurtheilung der politiſchen Inſtitutionen im Einzelnen, das konnte Alexander von ſeinem Lehrer lernen, und lernte es wohl auch zum Glücke der Welt, bis er in jener traurigen Verirrung am Ende

ſeiner Laufbahn dieſe Grundſätze vergaß. Was den Einfluß betrifft, welcher von dieſer Seite auf Ariſtoteles wirken mußte, ſo fand er hier Gelegenheit, die monarchiſche Regierungsform genauer ihrem Weſen nach kennen zu lernen, als es ſonſt hätte geſchehen können. Wie weit er in dieſer Kenntniß kam, liegt in ſeiner Ethik und Politik vor. Ferner, nebſt einer beſſern praktiſchen Einſicht in politiſche Geſchäfte, gewann er hier Veranlaſſung zu mehreren einzelnen ſtaatswiſſenſchaftlichen Werken. So ſchrieb er für Alexander über das Königthum ein Buch, (10) dann für eben denſelben über die Gründung neuer Colonien. (11) Ein anderes gleichfalls wie die eben genannten verloren gegangenes Werk hiſtoriſch-politiſchen Inhaltes, eine Beſchreibung der Geſetze und Verfaſſung ausländiſcher Völker, (12) konnte gewiß Niemand mehr durch äußere Verhältniſſe begünſtigt ſchreiben, als Ariſtoteles. Macedonien gränzte an viele barbariſche Völker, mit denen es durch Krieg oder Geſandtſchaften ſtets in Verkehr ſtand, und bei dem nachherigen Zuge Alexanders nach Aſien konnte Ariſtoteles durch den König ſelbſt oder durch eigne Freunde, welche in Menge ſich dabei befanden, die beſten und zuverläßigſten Nachrichten erhalten.

Wie die Politik, deren integrirender Theil bei Aristoteles die Ethik ist, die praktische Philosophie ausmacht, indem sie sich bezieht auf menschliches Wesen und Thun: so hat die theoretische Philosophie, nach seiner Ansicht, drei Theile: Mathematik, Physik, Theologie oder Religionslehre. (13) Die letzte, als der Zielpunkt alles Wissens und Glaubens, steht bei ihm am höchsten, und er theilte sie, der Konstruktion seiner Philosophie nach, wahrscheinlich dem königlichen Schüler zuletzt mit, der nach dem hohen Schwunge seines Geistes gewiß hiebei am aufmerksamsten dem tiefen Denker zuhörte. Alexander legte einen solchen Werth auf diese höhere Erkenntniß, daß er es ungern sah, als Aristoteles später dieselbe durch Herausgabe seiner dahin gehörigen Schriften allgemeiner machte. Ich finde darin keine innre Unwahrscheinlichkeit. Der hochstrebende Jüngling fühlte sich in so vielem über das gewöhnliche Maas der Sterblichen erhoben, und richtete seine Ruhmbegierde auf mehr als äußerliche Herrschaft, daß er diese neue Weisheit, welche durch Form und Inhalt etwas von dem früher gegebenen ganz verschiednes bot, und aus den bisherigen, wenn auch schönen Beschränkungen, den griechischen Geist in ein ausgedehnteres Feld der Forschung führte, gewiß

mit allem Enthusiasmus aufnahm und bewahrte. Plutarch und andere haben uns die zwei folgenden darüber gewechselten Briefe aufbehalten: (14) «Alexander wünscht dem Aristoteles Wohlergehen. Du hast nicht recht gethan, daß du die akroamatischen Schriften herausgegeben hast. Denn wodurch werden wir uns denn vor den andern auszeichnen, wenn die Kenntnisse, wodurch wir gebildet worden sind, allgemein werden? Ich aber ziehe es vor, durch Einsicht in den besten und wichtigsten Dingen mich auszuzeichnen, als durch Gewalt. Lebe wohl.» «Aristoteles wünscht dem König Alexander Wohlergehen. Du schriebst mir wegen der akroamatischen Schriften, und glaubst, ich hätte sie geheim halten sollen. Wisse, daß sie herausgegeben sind, und auch nicht herausgegeben. Denn sie sind nur denjenigen verständlich, welche mich gehört haben. Lebe wohl.»

Wie wir hier sehen, daß auch noch in der Entfernung die Theilnahme des Königes für das früher empfangene Wissen fortdauerte, so finden wir davon auch in einem andern für die Wissenschaft äußerst wichtigen Umstand eine bemerkenswerthe Bestätigung. Aristoteles hatte nämlich, durch den Geist seiner Philosophie geführt, nach den bisherigen, mehr oder weniger begeisterten

kosmogonischen und theosophischen Betrachtungen der ganzen Natur in ihrer Gesammtheit, zuerst eine besonnene und ruhige Anschauung und Erforschung des Einzelnen eingeleitet. Unter seinen dahin gehörigen Schriften verdanken die naturhistorischen und namentlich die nach dem Urtheil der Kunstverständigen so ausgezeichnete Thiergeschichte, wie man mit Grund behaupten kann, vorzüglich dem Andenken und der Liebe des dankbaren Königes ihren Werth, welcher durch die ausgedehntesten Veranstaltungen und dem bedeutendsten Kostenaufwand aus allen Ländern und Welttheilen Thiere sammeln und seinem Lehrer zuschicken ließ. (15)

Auch anderes lernte der wißbegierige Jüngling, als was unmittelbar mit seinem hohen Beruf in Verbindung stand, sey es aus besonderer Liebhaberei, oder durch Umgang und Einfluß des geliebten Lehrers. Aristoteles nämlich, aus einer ärztlichen Familie entsprossen, war in der Arzneiwissenschaft wohl erfahren, und hatte selbst mehreres darin geschrieben. (16) Nun weiß man von Alexander, daß er nicht nur sich für das Theoretische der Arzneikunst sehr interessirte, sondern auch seinen Freunden ärztliche Hülfe leistete, Heilarten und Diät vorschrieb; (17) nicht unähnlich hierin dem großen Peter von Rußland,

der bekanntlich öfters chirurgische Operationen mit dienstfertiger Liebhaberei vornahm.

Fünf Jahre blieb Aristoteles an Philipps Hofe, bis dieser starb. Sein zwanzigjähriger Sohn folgte ihm nach, und unternahm sogleich den Zug nach Persien. In diese Zeit des Regierungsantrittes Alexanders scheint der erste schöne Brief an Alexander (von den zwei noch übrigen) zu fallen, von denen der andere oben gegeben worden ist. «Indem ich mich, schreibt er, (18) an dich wende, weiß ich nicht, wo oder wie ich zunächst anfangen soll. Denn wohin ich sehe, erscheint mir alles groß und ausgezeichnet und nichts der Vergessenheit werth; sondern vielmehr werth solcher Ermahnungen und Erinnerungen von meiner Seite, die den Wechsel aller Zeit aushalten können. Denn auf wirklich gute Belehrungen und Ermahnungen derer, welche unterrichten, achtet die ganze Folgezeit. So bemühe dich denn also, deine Regierung mit Wohlthun und nicht mit Stolz anzufangen. Denn Wohlthun ist das schönste im Leben: das ist es, welches unsrer sterblichen Natur, wenn sie auch, dem Laufe des Schicksals nach, sich aufgelöst hat, dennoch ein durch seine innere Größe unsterbliches Andenken verschafft. Daran denke stets. Du bist ja auch nicht ohne ver-

künftige Bildung aufgewachsen, wie andere deines gleichen, die deswegen in verkehrten Ansichten befangen sind. Ehrenvolle Abstammung, ererbte Herrschaft, Erziehung nach festen Grundsätzen, ausgezeichneten Ruhm — das alles hast du erhalten. So hoch du nun durch das Glück gestellt worden bist, in demselben Maaße mußt du unter den Guten durch Tugend voranstehen. Schlüßlich wünsche ich dir, daß du nur Ersprießliches unternehmen mögest, und dann — Vollbringen deinen Entschließungen!» — Aus Macedonien gieng Aristoteles nach Athen zurück, und lehrte dort im Lyceum noch dreizehn Jahre. So lange er bei den macedonischen Königen lebte, hatten ihm beide die ausgezeichnetsten und herzlichsten Beweise ihrer Liebe und Dankbarkeit gegeben, und er hatte auf beide einen bedeutenden und wohlthätigen Einfluß ausgeübt, so wie andrerseits dieser Aufenthalt auf sein wissenschaftliches und übriges Leben von bleibender Wirkung war. Auf seine Verwendung wurde das von Philipp im Krieg zerstörte Stagira wieder hergestellt. Er selbst gab der Stadt Gesetze und Verfassung, und auf solche Art Beweise seiner praktischen Weisheit. Ebenso rettete er Eressus auf Euboea durch seine Fürsprache bey Alexander. Dieser König selbst hatte voll

Liebe und Bewunderung das ſchöne Wort geſprochen: er ehre Ariſtoteles nicht weniger, als ſeinen Vater; denn dieſem verdanke er das Leben, jenem aber ein wohl und löblich geführtes Leben.

Indeſſen ſollte ein ſo ſchönes Verhältniß nicht ungetrübt bis zum Ende fortdauern. Kalliſthenes, ein Sohn der Nichte des Ariſtoteles, ein geiſtreicher Philoſoph von untadelhaften Sitten, aber freimüthiger, als es bei Königen erlaubt iſt, kam in Verdacht, an einer Verſchwörung gegen Alexander Theil genommen zu haben, und brachte den königlichen Argwohn und Unwillen auch auf ſeinen Anverwandten, Ariſtoteles. Dieß der Anfang der Kälte und Entfremdung gegen den Lehrer. Wir übergehen die nähere Erzählung der Umſtände, und bemerken nur noch folgendes: Ariſtoteles konnte freilich unmöglich mit Gleichgültigkeit die unglückliche Ausartung des Königes anſehen, welcher erdrückt von einer größern Macht, als ein Sterblicher ertragen zu können ſcheint, und berauſcht von Jugend, Glück und Hoheit, um ſo feſter in dieſer Geſinnung blieb, je mehr dieſer Verirrung ein durch große Ideen eraltirter Geiſt zum Grunde lag; welcher lieber Gott und Despot des größten Reiches der Welt ſeyn wollte, als nach der gleichheitsliebend-

den und der Glorie der Majeſtät nicht günſtigen griechiſchen Vernunft und Sitte regieren. Allein, daß er an dem Tode des Königes Antheil gehabt haben ſoll, iſt eine ſo ungegründete hiſtoriſche Sage, und das natürliche Hinſcheiden deſſelben ſo gewiß, daß man, um den Ruhm des großen Mannes nicht zu beflecken, dieſe Notiz eher vergeſſen als widerlegen ſollte.

Anmerkungen.

(1) Aristot. Op. ed. Duval. t. IV. p. 789.

(2) Ibid. p. 788.

(3) Plutarch. Alexand. Cap. 7. t. IV. p. 259. ed. Hutten.

(4) Ueber dieſe Recenſion ſ. Wolf. Prolegom. p. CLXXXIV.

(5) *Ὁμηρικὰ ἀπορήματα* und *προβλήματα*; dann noch *ἀπορήματα ποιητικά*. Fabricii Bib. Gr. t. III. p. 398.

(6) Rhetor. ad Alexandr. t. III. p. 831. ed. Duval.

(7) Johannes Müller Allgemeine Geſchichte. Bd. I. S. 160.

(8) De Alexandr. virt. I, 6. t. IX. p. 38. 41.

(9) L. c. p. 88.

(10) Fabric. Bib. Gr. t. III. p. 390.

(11) Ibid.

(12) *Νόμιμα βαρβαρικά*. Fabric. l. c.

(13) Aristot. Metaphys. VI, 1. p. 347. XIII, 7.

(14) Aristot. Op. t. IV. p. 789. ed. Duval.

(15) Plin. Hist. nat. VIII, 17. t. II. p. 79. ed. Bipont.

(16) Fabric. Bib. Gr. t. III. p. 395.

(17) Plutarch. Alex. cap. 8. p. 260.

(18) Aristot. Op. t. IV. p. 789.

Ueber das Sittliche

in der

griechiſchen Volksreligion.

Eine Rede.

Digitized by Google

Wie die Gottheit in der bewußtloſen Natur ſich durch eine unerſchöpfliche Fülle verſchiedener Formen äußert: ſo offenbart ſie ſich auch in dem Bewußtſeyn, welches dem Menſchen von ihrem Weſen inwohnt, auf die verſchiedenartigſte, mannigfaltigſte Weiſe. Kein Theil der Welt iſt ausgeſchloſſen von dem allgemeinen, unendlichen Leben, das alles durchdringt; eben ſo iſt keine Art des religiöſen Glaubens ohne allen Antheil an dem Göttlichen. Nur ſind hier wie dort unvollkommne und vollkommnere Gebilde, trübe und klare, gleichſam nur erſt begonnene und mehr vollendete Erſcheinungen des Weſens. Aber nirgends wird der Forſcher auf dieſem Gebiete ſtehen, ohne mit jenem alten Weiſen ſagen zu können: « Tretet herein; auch hier ſind Götter. » In einem langen, unabſehbaren Zuge wallen die Völker vom Anfang der Zeiten her, und bringen dem Ewigen ihre Opfer und Gebete, ein jedes nach ſeiner Weiſe, vom Aufgang bis zum Niedergang, von den tiefſinnigen Prieſtern des alten Indiens bis zu un-

sern Vätern in den heiligen Eichenhainen. Welche Fülle religiöser Gefühle, Anschauungen, Erkenntnisse ist uns hier gegeben! Unter allen Völkern der Vorwelt jedoch ist außer demjenigen, welches bestimmt war, ein höhres Licht in seinem Schooße aufgehen zu sehen, kein anderes, dessen Religion mehr unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, als das uns verwandte Volk der Griechen, jenes von dem Himmel so offenbar begünstigte Geschlecht, in dem sich alle Kräfte des Leibes und der Seele mit eigenthümlicher, innerer Lebensfülle, nicht gehindert durch äußere Einwirkungen, gesund und in der glücklichsten Harmonie bis zur vollendeten Reife ausbildeten. Sind es ja doch die Höhen des hellenischen Olympus, wo sich die schöne Welt jener seligen Götter erhob, in welchen sich der ätherische Schein idealer Schönheit mit aller frischen Kraft der irdischen Natur so wunderbar vermählte; die durch Liebe, Schutz und Kampf sich mit einem edlen Heroengeschlechte verbanden, das ihre Herrlichkeit abstrahlte; die nachher, als sie selbst nicht mehr auf Erden wandelten, durch die bildende Hand der Kunst herabgeführt wurden von den Höhen des Himmels in die Hallen der Tempel, in die heiligen Haine, in die Wohnungen der Menschen.

Und ſo klar und lebendig ſteht dieſe Welt in den Schöpfungen griechiſcher Kunſt und Poeſie vor uns, ſo wahr und nothwendig gieng ſie aus dem freien Spiel der ſchönſten menſchlichen Vermögen hervor, daß ſie noch jetzt unter uns fortlebt, und daß dieſe Religion gleichſam eine Weltreligion aller Dichter und Künſtler geworden iſt. Doch wenn Gefühl und Phantaſie an dieſen herrlichen Gebilden ſich ergötzt haben, ſo behauptet dann auch der Verſtand ſeine Rechte. Es machen ſich geltend die Ueberlegungen einer mehr gereiften, erleuchteten Vernunft, die Anforderungen einer ſtrengen Sittlichkeit, die reinern Begriffe einer mehr geiſtigen Religion. So iſt das, was uns bei dem erſten Anblick dieſer heitern griechiſchen Götterwelt als ſo erfreulich und bewunderungswürdig entgegen kam, der Gefahr preisgegeben, durch dieſe ernſten Betrachtungen Reiz, Werth und Bedeutung zu verlieren, indem vieles nicht nur leer an religiöſen Gehalt zu ſeyn, ſondern ſogar in ſchneidendem Widerſpruche mit demſelben zu ſtehen ſcheint. So ergeht es nicht blos uns: dieſer Mangel fühlten ſchon unter den Griechen ſelbſt alle ernſteren und denkenden Geiſter. Daher die vielen Allegorien, durch welche man ſchon frühzeitig anfieng, der Volksreligion den vermißten

höhern Gehalt zu geben; daher das harte Urtheil des selbst so dichterischen Plato gegen die Dichter, als die vorzüglichsten Schöpfer dieser phantasievollen Religion, so daß er ihnen sogar den Eingang in seinen idealischen Staat untersagte, der nur durch das reine, farbenlose Licht der Philosophie erleuchtet seyn sollte. Indessen, ohne in der griechischen Volksreligion diesen Zwiespalt gänzlich aufheben zu können, zwischen der frei sich bewegenden Phantasie und dem Sittlichen und Religiösen in seiner Reinheit, und abgesondert von allen Einflüssen der übrigen menschlichen Kräfte, Freuden und Bedürfnisse; zeigt sich dennoch auf diesem Gebiete für den unbefangenen Forscher manches, das nur der Phantasie und dem sinnlichen äußern Cultus anzugehören scheint, in einer viel nähern Verbindung mit wahrer Religion und Sittlichkeit, als man nach dem ersten Anblick erwarten sollte. Diese Verbindung nachzuweisen scheint kein unnützes Unternehmen: einmal zur genaueren Kenntniß und Würdigung des Glaubens der alten Griechen, vielleicht auch als Beitrag zur Beantwortung der großen und fortwährend so bedeutenden Frage, ob man Etwas und wieviel man im Gebiete der Religion dem Gefühle und der Phantasie einzuräumen habe. Lassen Sie uns also untersuchen,

in welchem Verhältniß dieser heitre Götterglaube und Götterdienst zu den Ideen des sittlich Guten stand, welchen Einfluß er hatte, auf das recht- und unrecht Handeln sowohl im öffentlichen als im Pritvat-Leben. Ueber das Ethische der griechischen Volksreligion demnach werde ich versuchen, die wichtigsten und fruchtbarsten Sätze hier zusammen zu stellen, oder vielmehr, damit ich Ihre Aufmerksamkeit nicht zu sehr in Anspruch nehme, nur in Umrissen anzudeuten.

Ich habe absichtlich diese Betrachtungeu auf die Volksreligion eingeschränkt. Denn wollten wir allen religiösen Glauben und alle religiösen Institute Griechenlands umfassen, so müßte hier noch vieles andre zur Sprache kommen, was wir nach diesen gesetzten Gränzen übergehen dürfen. Nichts kann also hier gesagt werden von jenen Mysterien, in welchen würdigere Vorstellungen über das Wesen der Gottheit, über die Abkunft und Wiederkehr der Geister, über die Reinigung und Besserung der Seele gelehrt wurden. Eben so können hier nicht verfolgt werden die Spuren des Götzendienstes der ältesten, noch ganz rohen Bewohner jenes Landes, ehe sie zu dem Besitz derjenigen Vorzüge gelangt waren, welche den eigenthümlichen Charakter des griechi-

schen Genius ausmachen. Wir gehen vielmehr von jener Zeit aus, da im Laufe von Jahrhunderten durch die fortgehende natürliche Entwickelung des menschlichen Geistes, durch Völkerwanderungen und politische Veränderungen sich das eigentliche Hellenenthum, bildete und aus seinem Schooße jene heitre und schön geformte Götterwelt hervorgieng. Da verschwanden entweder gänzlich oder traten in das Dunkel zurück die gestaltlosen und mißgestalteten Idole, die eben so formlosen, wenn auch inhaltsvollen, mystischen Sagen, und Kalliope sang zur homerischen Leier in dem nämlichen Tone, in welchem sie die Thaten, das Leiden und Lieben ausgezeichneter Menschen verherrlichte, nun auch das Leben und Wirken zwar menschlicher, aber mit übermenschlicher Kraft und Schönheit ausgestatteter Götter. Dieser so entschiedne und ausgeführte Anthropomorphismus der griechischen Volksreligion, als ihr am meisten charakteristisches Kennzeichen, sey das erste Moment, das wir von unserm Standpunkte aus betrachten wollen. Auf den ersten Anblick freilich, wenn man von dem Zauber der Poesie absieht, und an die religiösen Forderungen und Vorstellungen einer gereifteren Menschheit denkt, scheint es unmöglich mit diesen Liebeshändeln, mit diesen Kämpfen und Verwun-

dungen ſinnlich lebensluſtiger und lebenskräftiger Götter irgend eine Anſchauung oder Empfindung des Unendlichen und Ewigen zu verbinden. Doch laſſen Sie uns ſehen, ob dieſe Anſicht, wenigſtens in ihren Wirkungen, ſo ganz aller ſittlichen Elemente beraubt war. Dadurch, daß die Götter Menſchen waren, aber geſteigert nach jeder Seite der menſchlichen Anlagen und Kräfte, mußten ſie nicht zugleich auch den Menſchen zur Nachahmung näher gerückt ſeyn? Gewiß, in einer Zeit, die nicht geeignet war, durch metaphyſiſche Lehren und abſtrakten Unterricht gebildet zu werden, mußte die deutliche und lebendige Anſchauung einer ſo gehobnen Menſchheit, wie ſie dieſe Götterwelt im hellen Spiegel des Liedes zeigte, entſchieden beitragen zur Veredlung, Milderung und Verſchönerung des Lebens. Denn das war doch wohl nach dem Weſen der menſchlichen Natur nothwendig, daß das Volk und die erſten Gründer ſeiner Religion das Beſte und Edelſte, was ſie zu fühlen und denken im Stande waren, ihren Göttern beilegten. Ueberdieß was uns, nach den ſtrengen Forderungen einer reineren und mehr geiſtigen Moral beurtheilt, in dieſer griechiſchen Götterwelt bei allen Vorzügen einer geſteigerten Menſchheit befremdet, ja oft erröthen machen

muß, das konnte bei jener frühern Menschheit, bei welcher der Geist gleichsam noch nicht entbunden in der sinnlichen Hülle schlummerte, das Göttliche nicht herabwürdigen. Sie sah darin nur Aeußerungen einer stets frischen, stets lebendigen Naturkraft. Waren ferner die Götter solche gesteigerte Menschen, so konnte man in ihrem Dienste auch nichts thun, was über die Schranken des menschlichen Lebens hinausgieng. Von welcher Bedeutung dieses war, können wir leicht wahrnehmen, wenn wir auf andre Völker der alten Welt sehen. Blicken wir von Griechenland hinüber nach Klein-Asien, an den Pontus oder auf die alten Nachbarn der Israeliten und nach Babylon; blicken wir nach der lybischen Küste. Dort waren die alten Naturgötter weniger in die Schranken, in die festbegränzte Form eines ganz menschlichen Wesens eingeengt; sie hatten mehr von dem Ueberschwenglichen und Schrankenlosen der elementarischen Weltkräfte, als deren Personifikation sie anzusehen sind. Aber hätten wohl diese Völker sich verirren können, durch den grausamsten und ausschweifendsten Dienst, durch das Opfer von Menschenleben und weiblicher Zucht und Jugendblüthe, ihre Götter zu verehren, wenn sie ihre schrankenlosen Anschauungen des unendlichen Le-

bens der Natur, wenn sie den Erguß ihrer fanatischen Gefühle in eine Vielheit von Göttern getheilt hätten, versehen mit einem klaren, bestimmten, menschlichen Thun und Leben? — Ausser diesen negativen Vorzügen der griechischen Götter, in Hinsicht auf das Ethische, bleiben ihnen noch andre positiver Art. Ich habe schon darauf hingedeutet, daß sie als gesteigerte, erhabnere menschliche Naturen die ganze Sphäre der menschlichen Anlagen und Thätigkeiten in sich aufgenommen hatten. Zu diesen gehören nun aber die sittlichen, welche darum auch der Volksglaube und der Volksgesang seinen Göttern in vielfältigen Zügen beilegte, nebst allem, was aus diesen sittlichen Eigenschaften mit Nothwendigkeit hervorgeht. In diesem Sinne sagt der wackere Hirt Eumäus bei Homer, welcher Dichter als die erste und sicherste Quelle der volksmäßigen Ansichten auf diesem Gebiete anzusehen ist: (1)

„Alle gewaltsame That mißfällt ja den seligen Göttern;
Frömmigkeit ehren sie nur und billige Thaten der Menschen.“

Darum sind die Götter auch die Austheiler von Strafe und Belohnung; und so lebendig war dieser Glaube an ihre austheilende Gerechtigkeit, daß die Griechen, wie die meisten andern

alten Völker, überzeugt waren, schon hier in diesem Leben fange das Amt derselben an. Der Gerechte, dachte man, wird mit Glück von den Göttern gesegnet; so wie der Böse von seiner auf unerlaubten Wegen erstiegenen Höhe herabstürzt. (2) Keine Handlung der Sterblichen entgeht dem allsehenden Auge des Zeus. Tausende von unsichtbaren Genien, seine Diener, umschweben uns und beobachten die Thaten eines Jeden. (3) Diese Vorstellungen der schon in diesem Leben wirksamen göttlichen Gerechtigkeit gehen zu allgemein durch das ganze griechische Alterthum hindurch, als daß es nöthig wäre, einzelne Belege beizubringen, am allerwenigsten aus dem homerischen Epos. Denn macht nicht eben die Bestrafung der gottlosen und übermüthigen Freier unter dem Schutze und durch den Willen der Götter den Kern und das Ziel der ganzen Odyssee aus? Nicht zu gedenken der Tragiker und einer Menge eben dahin sich beziehender Aeusserungen der andern Dichter, so ist ja eben dieselbe Ueberzeugung von dem nothwendigen Fall der Bösen und Uebermüthigen, von ihrer Bestrafung durch das göttliche Walten, auch die Grundansicht des grossen herodoteischen Geschichtwerkes. Noch sicherer und gewisser aber erwartet die Sterblichen

nach dem Tode Strafe und Lohn. Da ist Tartarus und Elysium, das die Dichter dem Volke in reizenden und furchtbaren Bildern und mit so frischen, unvergänglichen Farben darstellten. Es sind dies freilich nicht die reinsten sittlichen Ansichten, so wie sie auch nicht die reinsten Motive des Handelns enthalten; aber sie giengen doch ursprünglich von einem lebendigen Gefühl des Rechtes und Unrechtes aus, und darnach, so wie nach den Wirkungen, welche sie im Leben hervorbrachten, sind sie wohl zu den ethischen Bestandtheilen dieser Religion zu zählen.

Wenn wir nun von dieser Betrachtung der göttlichen Strafe und Belohnung übergehen zur Betrachtung der griechischen Ansicht von moralischer Zurechnung, von Schuld und Verdienst, durch welche Strafe und Lohn bedingt wird, so begegnen uns einige Vorstellungen, welche alle Moralität zu untergraben und aufzuheben scheinen, und auch diese Wirkung gehabt haben müßten, wenn eine durchgeführte Consequenz, wenn kalte, zu bösen Zwecken alle Mittel berechnende Reflexion im Wesen dieser unbefangenen, kindlichen Vorwelt gelegen hätte. Wo nämlich das Gebiet der gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens, der mit besonnenem, hellem Bewußtseyn begonnenen Gedanken und Handlungen aufhört,

da trat nach der Ansicht des griechischen, ja man kann sagen, des gesammten Alterthums unmittelbare Wirkung der Gottheit ein. Es war also natürlich, daß man nach dieser Denkweise so wie die ausgezeichneten Gaben und Vorzüge guter Art, also auch die gewaltigen, übermächtigen Triebe zum Bösen, die plötzlichen, unerklärlichen Verirrungen einer sonst guten Natur als unmittelbar von Gott zugeschickt sich dachte. In dieser Ueberzeugung spricht Agamemnon bei seiner Versöhnung mit Achilles vor den versammelten Griechen:

„Oft schon haben mir dieses Achajas Söhne gerüget,
Und mich bitter bestraft; doch trag ich dessen die Schuld nicht.
Sondern Zeus, das Geschick und das nächtliche Schrecken Erinnys,
Die in der Volksversammlung zu heftigem Fehl mich verblendet,
Jenes Tags, da ich nahm sein Ehrengeschenk dem Achilles.“

Auf dieselbe Weise urtheilt Penelope von der Verirrung der Helena, indem sie spricht:

„Doch sie wandte den Sinn, von der Göttin erregt, zu der Unthat.“

Und diese selbst sagt von sich:

„ich beseufzte das Unheil, das Aphrodite
Gab, da sie dorthin mich vom Vaterlande geführet.“

Dieſe Verblendung und Verführung zum Böſen, wodurch ſich das menſchliche Gemüth ſo oft umſtrickt fühlt, in ihren mannigfaltigen Gründen und Wirkungen zuſammengefaßt und perſonifizirt iſt die furchtbare Göttin Ate.

Hiebei iſt jedoch dieſes zu berückſichtigen. Einmal, wie ich ſchon andeutete, findet ſich keine Spur, daß man böſe Handlungen mit Abſicht unternahm, und dieſelben dann durch dieſen Satz gerechtfertigt glaubte. Es war dieſer Glaube, wenn ich ſo ſagen darf, mehr theoretiſch als praktiſch; man wollte ſich damit nur das ewig dunkle Räthſel vom Urſprunge des Böſen, von dem Zwieſpalt der menſchlichen Natur erklären. Ferner findet ſich dieſe Vorſtellung in vielen Fällen auch ſo gewendet, daß die erſte böſe Regung und der Anfang der Sünde von dem freien Entſchluſſe ausgehend gedacht wird; aber dann, nachdem dieſer Anfang gemacht iſt, verblenden die Götter den Böſen und Stolzen noch mehr, um ihn von einer um ſo höhern Höhe herabſtürzen zu können. Endlich fehlt es hier auch nicht an reineren und richtigen Vorſtellungen. So läßt Homerus gleichſam zur Belehrung und Zurechtweiſung ſeiner Zeitgenoſſen Hermes, den Gott des klaren und hellen Verſtandes, irgendwo ſagen:

„Wunder, wie sehr doch klagen die Sterblichen wider die Götter!
Nur von uns sey Böses vermeinen sie; aber sie selber
Schaffen durch Unverstand auch gegen Geschick sich das Elend.“

Doch wundern wir uns nicht über diese Beschränkung des menschlichen Willens. Sind ja doch selbst die unsterblichen Götter nach griechischer Ansicht nicht im Besitz vollkommner, unumschränkter Freiheit des Handelns. Auch sie stehen unter dem Gesetze eines ewigen, unabänderlichen Schicksals. So klagt Zeus selbst darüber, daß sein Sohn Sarpedon dem Geschicke unterliegt, und er vermag es nicht, ihn zu retten; und so war ja auch aller Wechsel der Götterherrschaft, des Uranos und Kronos Fall von dem Schicksale bestimmt, das auch die Begegnisse des menschlichen Lebens unabänderlich festsetzt. Man würde jedoch irren, wenn man diese fatalistischen Vorstellungen in sittlicher Hinsicht für so nachtheilig hielt, als sie allerdings hätten werden können, wenn man sie mit bösartiger Absichtlichkeit als Maxime des Handelns erdacht hätte. Es trat dieser Glaube fast nur in solchen Fällen hervor, wo auf eine besonders augenscheinliche und auffallende oder vernichtende Weise sich die Wirkung jener unendlichen Macht

zeigte, welche unserm Willen unbezwingbar entgegensteht. Daher denn auch die Inkonsequenz in der Volksansicht und deren treuestem Spiegel, den homerischen Gedichten, daß bald dem Schicksale die Bestimmung der Weltbegebenheiten und des Looses der Einzelnen zugeschrieben wird und bald dem Willen der Götter. In der ersten Ansicht spricht Hektor zu seiner Gemahlin: (5)

„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais.
Doch dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt ward.“

Dagegen heißt es an andern Stellen: (6)

„Zeus selber ertheilt der Olympier jeglichem Menschen,
Edeln so wie geringen, nach eigner Wahl ihr Verhängniß.“

Und: (7)

„Zeus, der sein Geschick giebt
Jedem sterblichen Mann, so wie ihm selbst es beliebet.“

Eine Milderung dieser Schicksals-Idee war es auch, daß man annahm, Beschlüsse des Verhängnisses könnten zwar nicht aufgehoben, aber durch sittliche Kraft, durch Tugend und Anstrengung doch verschoben und geändert werden. (8) In den homerischen Gedichten überdieß wird das

Schickſal nicht ſo ſehr oft von dem auf alles ausgedehnten und alles umfaſſenden Walten der unergründlichen Nothwendigkeit verſtanden, ſondern meiſtens nur von dem vorausbeſtimmten Lebensziele, (9) welches, wie alles andre in der Natur, durch ewige Ordnung feſtgeſetzt iſt. Daß die älteſte griechiſche Vorwelt überhaupt in dem Schickſal dem Grunde nach nichts anderes als die ewige Ordnung der Dinge ſah, zeigen uns die für dieſe Vorſtellung gebräuchlichen Wörter, (10) welche ſowohl ihrer urſprünglichen Bedeutung, als ihrem ſonſtigen Gebrauche nach nichts anders ausdrücken als Ordnung, gehörigen Antheil, gehöriges Maaß. Liegt doch auch bei unſerer deutſchen Bezeichnung die nämliche Anſchauung zu Grunde. Schickſal iſt zuletzt im Weſen und Lauf der Dinge das, was ſich ſchickt und paßt, auch wenn wir nicht jedesmal die Gründe davon einſehen. Die ſpätern Griechen, durch die Entwickelung eines hellern Selbſtbewußtſeyns zu einer mehr geſchloſſenen und der Außenwelt ſchärfer entgegengeſetzten Subjektivität gelangt, zugleich durch eine größere Fülle von Erfahrungen mehr mit der Schattenſeite des Lebens bekannt, bildeten ſich ein mit mehr Conſequenz durchgeführtes, trüberes Fatum. Das iſt die Anſicht, welche die tragiſche Bühne, ein eben

ſo ſehr der Religion als Poeſie gewidmetes Inſtitut, aufnahm und fortbildete. Doch auch dieſe Anſicht wirkte nicht verderblich oder lähmend auf die griechiſche Sittlichkeit, wie die Geſchichte zeigt, und zwar, wie es ſcheint, aus folgenden Gründen. War das Gewicht und die Macht eines eiſernen, oft zu Frevelthaten und Verbrechen gleichſam zwingenden Schickſales auf dieſe Weiſe verſtärkt: ſo hatte ſich auch auf der andern Seite im Verlauf der Zeit das moraliſche Gefühl durch natürliche Entwicklung, ſo wie durch Einwirkung einzelner ausgezeichneter Männer, Geſetzgeber, Dichter und Philoſophen geſchärft und geläutert. Ferner wird man bei den meiſten Schickſalsfabeln der griechiſchen Tragödie und gerade bei einigen der furchtbarſten finden, daß das Schickſal nicht leicht den ganz unſchuldigen und reinen trifft, ſondern meiſtens durch Vergehen und Fehltritte, durch Nichtachtung eines heiligen Orakelſpruches, oder ſonſt irgend eines göttlichen oder menſchlichen Geſetzes herbeigeführt wird, und auf dieſe Art als ein rächendes, wenn aucht furchtbar ſtrenges, aber eben dadurch um ſo wirkſameres Strafgericht erſcheint. Dann bewegte ſich ja auch das ganze tragiſche Spiel auf der Höhe der Heroen- und Götterwelt, und das Schickſal der hier auftretenden

alten Helden und Könige war den Griechen gleichsam Völker- und Weltschicksal, so daß, was der Zuschauer mit Staunen und heiliger Furcht hier sah, sich nicht so unmittelbar zur Anwendung im gewöhnlichen Privatleben darbot. Ein klarer Beweis von dem ethischen Gehalt dieser dramatischen religiösen Festspiele geht endlich daraus hervor, daß noch jetzt der Leser derselben sein sittliches Gefühl und seine sittliche Thatkraft nicht gelähmt, noch niedergedrückt, sondern vielmehr durch den Anblick der erhabensten Aeusserungen menschlicher Kraft und Tugend, durch Gesänge und Sprüche voll gereifter Weisheit und der edelsten Gesinnungen gestärkt und erhoben fühlt.

Nachdem wir nun bei dieser Betrachtung des Ethischen in der griechischen Vorstellung von dem göttlichen Wesen den Anthropomorphismus und die Idee des Schicksals herausgehoben haben, bleibt uns jetzt noch ein drittes allgemeines Moment dieser Untersuchung übrig, welches uns zugleich überführt zu einer kurzen Aufzählung der einzelnen Gottheiten, an welche bestimmte ethische Ideen geknüpft sind. Wie nämlich die ganze Natur dem Griechen eine große Gesammtheit göttlicher Wesen war, wie er alle natürlichen Vorzüge, alle Fer-

tigkeiten und Künſte als unmittelbare Geſchenke eines Gottes anſah, und jedes Geſchäft, jeden Stand unter den theilnehmenden Schutz und die Leitung eines Gottes ſtellte: ſo ſtand gleichermaßen alles Rechtliche und Sittliche in den Lebensverhältniſſen der Einzelnen, der Familien, der Staaten, in innigſter Verbindung mit der Religion und in unmittelbarem Bezug auf das Göttliche. Es iſt offenbar, von welch durchgreifendem Einfluſſe, von wie überaus heilſamen Folgen dieſe Anſicht der Dinge ſeyn mußte. Denn mögen die griechiſchen Volksgötter auch noch ſo menſchenähnlich und darum in gewiſſer Hinſicht beſchränkt ſeyn: ſo behauptete doch das Gefühl des Göttlichen ſeine Rechte, und ſo wenig befriedigend dieſe Anſicht der Dinge für uns iſt, ſo enthielt ſie doch für jene Menſchheit, aus der ſie hervorgieng, das Höchſte und Schönſte, deſſen ſie fähig war. Wenn nun alſo an dieſes Höchſte die ſittlichen und rechtlichen Verhältniſſe der Geſellſchaft geknüpft waren, wenn die daraus entſpringenden Rechte und Pflichten dem Schutze und der Aufſicht der Götter übergeben wurden, ſo bereicherte man einerſeits die Religion mit einem wirkſamen ethiſchen Elemente, ſo wie man andrerſeits dem Rechte und der Verfaſſung eine Garantie gab, welche bei der damaligen Art zu denken und zu

fühlen, die sicherste und höchste, ja beinahe die einzige war.

Auf diesem Gebiete tritt uns zuerst entgegen der panhellenische Nationalgott Zeus. Derselbe Gott, von dem die Dichter so viele Liebeshändel und täuschende Verwandlungen erzählten, der mit der Blüthe sterblicher Frauen in heitrer, leichter Lebensfülle ein Geschlecht kräftiger Heroen erzeugte, derselbe Gott war auch Urheber und Aufseher von Recht, Ordnung und Gesetz im Hause, auf dem Markte, in dem Rathe der Könige, in der Versammlung des gesammten Volkes, und hatte als solcher eine Menge ehrender und bezeichnender Beinamen und eine gottesdienstliche Verehrung, welche vielfältig Ernst, Heil und Ordnung in das Leben brachte. So wunderbar durchdrangen sich bei diesem Volke die heitersten, üppigsten Spiele der Phantasie und des Scherzes mit besonnenem Ernste und religiöser Scheu, da, wo es die ersten Pflichten und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, wo es die Bande der Natur und überhaupt, wo es das Wesentliche im Leben galt. — Die erste Bedingung, so wie die erste Wohlthat eines menschlicheren, gesitteten Daseyns ist fester Wohnsitz, Heimath, eigner Heerd und der dadurch theils gegründete, theils befestigte Familienverein.

Das Alterthum, noch näher der Urzeit thierischer Rohheit und wilden Umherschweifens, mußte eben darum den Werth dieser Einrichtungen lebendiger fühlen, als wir: ihm galten sie für etwas Göttliches und Heiliges. Diese Wohlthaten nun eines sichern Wohnortes, diese Freuden der Häuslichkeit leitete man unmittelbar von Zeus ab und stellte dieselben unter seinen Schutz und Segen. Von der griechischen Benennung des umschlossenen Hofraumes, der alles dieses, Haus, Eigenthum, Familie, in sich barg, hieß der Gott in dieser Beziehung Zeus herkeios. Sein Bild stand auf einem Hausaltar an dem äußersten Thore des Hofes. Bei wichtigen Vorfällen, welche des Hauses Ehre und Wohl berührten, wurden an diesem Altare, Schwüre, Zeugnisse und Gericht gegeben. Eben so war auch das Innere des Hauses durch die Nähe und Verehrung einer Gottheit geheiligt. Der Heerd, von dem die Segnungen der Wärme ausgehen, so wie eine bessere, menschlichere Nahrung, als die rohe Kost der ersten Zeit war, galt für den Altar der hehren Hestia. In demselben Sinn hatte auch fast eine jede griechische Stadt in ihrer Mitte einen Tempel dieser Göttin, den man Prytaneum nannte, gleichsam einen Gesammtheerd der zu einer großen Familie

vereinigten Gemeinde, und der sichtbare Mittelpunkt der gemeinsamen Heimath. Und gleichwie ruhiger, ungestörter Besitz und Genuß des Hauses Anfang und Ende der bürgerlichen Vereinigung ist: so war es Sitte der Griechen bei feierlichen Bündnissen und Verträgen, ja fast bei allen Opfern mit einem Gebete an Hestia zu beginnen und zu schließen. — Wenn man am eignen Heerde sitzend dessen Werth so lebendig fühlte, so war es natürlich, daß bessere Gemüther Unglückliche, welche keine Heimath hatten, daß sie Fremdlinge, welche sich fern von ihrem heimathlichen Heerde befanden, gern an den Vortheilen und Segnungen desselben Theil nehmen ließen. Dieser menschlichen und schönen Regungen bemächtigte sich die Religion, machte sie zu einer heiligen Pflicht und knüpfte ihre Ausübung an die Scheu vor den höchsten Göttern. Denn was der Sänger die Königstochter Nausikaa zum Troste des Odysseus sagen läßt: (11) — «Zeus gehören ja alle Fremdling' und Darbende an» — war allgemeiner Glaube jener Zeit. Heilig war, wer irgend in einer Noth als Fremdling Hülfe suchte, und als solch ein Hülfsbedürftiger und Bittender sich durch gewisse Zeichen zu erkennen gab. Daran erinnert Odysseus den ungastfreundlichen Cyklopen, indem er sagt: (12)

„Scheue doch, Bester, die Götter! Wir nahn dir jetzo mit Demuth;
Aber dem Bittenden ist und Fremdlingen Zeus ein Rächer,
Der gastfreundlich den Gang ehrwürdiger Fremdlinge leitet.“

So bildete sich jene so schöne Sitte der griechischen Gastfreundschaft unter dem Schutze und der Autorität der Religion, eine Sitte, die immer dem menschlichen Gefühle wohlthätig und für den Verkehr der Menschen unter sich ersprießlich ist, die aber in jenen früheren Zeiten bei den noch nicht vervollkommneten gesellschaftlichen Einrichtungen um so wichtiger und heilsamer seyn mußte. Besonders erfreuten sich dieses milden Schutzes diejenigen Unglücklichen, die sich eines unfreiwilligen Mordes schuldig gemacht hatten, und dadurch der Blutrache der Verwandten preisgegeben waren, so wie der göttlichen Rache, von welcher nach den Begriffen des Alterthums auch ein unvorsätzlicher Mord nicht verschont blieb. War nun ein solcher zu dem Altar der Hestia geflohen, so hatte der Hausherr die Pflicht, ihn zu schützen, durch vorgeschriebene Opfer und Gebräuche zu reinigen und so wieder in die Gemeinschaft der Götter und Menschen den Verstoßenen zurückzuführen. Alle diese eben genannten Pflichten und heiligen Gebräuche leiteten die

Griechen von Zeus ab, ſtellten ſie unter ſeinen Schutz, und verehrten ihn in dieſer Beziehung mit den entſprechenden Namen: Zeus Xenios, Hikeſios, Katharſios. Aber Zeus iſt nicht blos die Quelle des Rechten und Ordnungsmäßigen in den Privatverhältniſſen, welche ſich auf das Haus gründen: er iſt auch Ertheiler des öffentlichen Rechtes, der Ordnung der Gemeinden, Völker und Staaten. Jene alten Stammkönige, jene Hirten der Völker, welche in der früheſten Zeit in erblichen Königreichen Anführer, Richter und Prieſter waren, leiteten meiſtens nach der mythiſchen Genealogie ihr Geſchlecht und eben ſo auch ihre Gewalt und ihr Recht von dieſem oberſten König der Menſchen und Götter ab. Von Zeus kommt der Scepter her, ererbt von Vater auf Sohn, womit Agamemnon über die Achäer herrſcht. Als ſpäter das Königthum nach und nach der Ariſtokratie und Demokratie wich, waren auch bei dieſen neuen Formen die wichtigſten politiſchen Ideen, die bedeutendſten Staatseinrichtungen, die Autorität des öffentlichen Rechtes und der Geſetze auf Religion gegründet und vielfältig an göttliche Weſen und Namen geknüpft. Zeus, der ſtädtiſche, (13) galt den Hellenen als höchſter Stadtkönig und Stadtbeſchützer, ſowohl der Geſammtheit der

Gemeinde, als auch der einzelnen, für ſich beſtehenden Theile derſelben. Denn ſo finden wir es doch in den Staaten des Alterthums, daß die Gemeinden wahrſcheinlich von ihrem erſten Entſtehen an durch das Zuſammentreten einzelner, vorher patriarchaliſch geführter Familien und Stämme, aus kleinern und größern Abtheilungen, Phylen und Phratrien, Tribus und Curien genannt, beſtanden. Die Glieder dieſer Zünfte und Stämme nun waren durch gemeinſchaftliche Götter, Opfer und Feſte zur Hülfe und Luſt des Lebens innig mit einander verbunden, und wurden durch dieſes religiöſe Band hauptſächlich zuſammengehalten. Dieſer Geſellſchaften Eintracht und Wohlfahrt beaufſichtete und erhielt Zeus Phratrios, Zeus Homognios. Denſelben Kreis ethiſch-politiſcher Religions-Ideen berührt auch die Göttin Athene, welche ohnehin als perſonificirte Weisheit in den Künſten des Friedens und Krieges, als reine Jungfrau, als Beſchützerin kluger und tugendhafter Helden mehr der Sphäre des Geiſtigen als des Sinnlichen angehörte. Unter ihrer Autorität und ihrem Schutze ſtand eines der älteſten und angeſehenſten Criminalgerichte zu Athen, das bei dem Palladium. Ferner wie überhaupt die alte Welt Verträge der Völker und Bundesverſammlungen durch

Opfer, religiöse Gebräuche und Anrufung der Götter bekräftigte und heiligte: so stand auch das Gericht der Amphyktionen unter dem Schutze dieser Göttin, welche in dieser Beziehung Pronöa, die vorsichtige, hieß.

Ich breche diese Betrachtungen über den so äußerst wichtigen und folgereichen Zusammenhang der politischen Institutionen mit der Volksreligion der Griechen hier ab, um schließlich noch an einige einzelne Gottheiten erinnern zu können, welche dem Gebiete des Ethischen angehören. Diese sind theils solche, deren erste Hauptvorstellung ursprünglich physisch und historisch war, aber nachher ethisch gewendet wurde, oder es sind solche, welche gleich anfänglich und durchaus als Allegorien und Personifikationen ethischer Ideen angesehen werden müssen. Als ein sehr bedeutendes und beziehungsreiches Beispiel der ersten Art kann uns der Mythus des Herkules gelten. Diese ursprüngliche Personifikation der starken, siegreichen Sonne wurde ethisch aufgefaßt als Vorbild eines Kämpfers gegen alle Erzeugnisse des Dunkels und des Bösen, als Ideal der Heldenkraft und männlichen Tugend. Solche Deutungen hatte man nicht nöthig mit vieler Mühe zu suchen: sie boten sich gleichsam von selbst dar

nach dem Parallelismus zwiſchen Geiſt und Natur, der innern und äußern Welt, worauf am Ende aller bildliche Ausdruck, alle Symbolik und Allegorie beruht. Aber auch von rein ethiſchen Perſonifikationen und Allegorien hatte die griechiſche Volksreligion eine bedeutende Anzahl, die gleich anfangs mit lebendiger, fruchtbarer Anſchauung aufgefaßt, um ſo glücklicher und reifer nachher von Künſtlern und Dichtern weiter ausgeführt wurden. Mit der Themis, dem Urgeſetze der Dinge, erzeugt Zeus die Dike, das Recht, eine der drei Horen, der Göttinnen, welche die Ordnung der Natur, die geſetzmäſſige Folge und Entwickelung der reifenden Zeit beſtimmen und lenken. Gleich dieſer ewigen Ordnung der Natur ſind auch die weſentlichen Geſetze des Rechtes unabänderlich und über menſchliche Willkühr erhaben. Wer gegen dieſe heiligen Satzungen der Themis und Dike ſich vergeht, den ſtrafen die furchtbaren Erinnyen. Man kann die Qualen und nie ruhenden Vorwürfe eines ſchuldbewußten Gewiſſens nicht wahrer und lebendiger empfinden und darſtellen, als es von den Griechen in der Vorſtellung dieſer Göttinnen geſchehen iſt. Noch mächtiger als ſie, und das ganze Gebiet des menſchlichen Lebens umfaſſend, waltet die

Göttin Nemesis, erzeugt im Schooße der Nacht, oder nach einer andern Sage Tochter der Gerechtigkeit, die Göttin des strengen Maaßes, welche den Uebermuth straft im Thun und Handeln einzelner Menschen und ganzer Völker, die jeden, der sich nicht selbst mäßigt, in die Schranken der Ordnung mit vernichtender Macht zurückdrängt. Es läßt sich nicht leicht eine tiefer empfundene, klarer ausgesprochne und reicher ausgeführte ethische Allegorie irgendwo nachweisen, als diese. Keine Anschauung, keine Lehre war auch dem griechischen Geiste eigenthümlicher, als diese; ja in ihr liegt eigentlich der ganze, bis jetzt noch von keinem Volke erreichte Vorzug der Griechen. Dieses Maaß, dieser überall angewendete goldne Spruch: «Nichts zu viel» war es, der ihr ganzes Denken und Thun in klarer Einfachheit und Ruhe hielt, entfernt von allen, über die Schranken einer gesunden, natürlichen Menschheit hinausschweifenden Gefühlen, Wünschen und Gedanken. Dieses Maaß schuf ihre Götter eingeschlossen in menschliche Formen und doch so voll Kraft und Erhabenheit; dieses Maaß schuf ihre Kunst, welche in ihren schönsten Werken mit weiser Enthaltsamkeit sich überall auf das Wesenliche beschränkt; es zeigt sich in

den Lehren ihrer Philoſophen, welche die richtig gemeſſene, gleiche Entfernung von allem Aeuſſerſten und Uebertriebenen für den ſicherſten Weg der Tugend und wahren Lebensweisheit hielten. (14) Daſſelbe Maaß endlich ſpricht ſich aus in ihrem Widerwillen gegen alle überſchwengliche Macht und Vorzüge einzelner Stände und Perſonen, und geſtaltete darnach die Freiheit ihres politiſchen Lebens. Iſt es nicht, wie wenn auch jetzt das Walten dieſer Göttin, welche die Weltgeſchichte durchſchreitet, ſich offenbarte, da die Nachkommen der alten Hellenen den Thron ihrer übermüthigen, alles Maaß überſchreitenden Zwingherrn wanken ſehen? Mögen auch nur ſie Maaß halten im Gefühle der Rache, Maaß in der Freude des Sieges, in ihren Wünſchen und Forderungen. Dann wird wohl Nemeſis das Rad der menſchlichen Schickſale, das ſie in ihren Händen hält, zu ihrer Rettung drehen. Und ſo wie ihre Ahnen in mancher heißen Schlacht Götter und verklärte Heroen in den Reihen ihrer Vorkämpfer ſahen, ſo mögen auch in dieſem Kampfe der Verzweiflung ſie führen und ſtärken alle die ſchönſten menſchlichen Gefühle und edelſten Geſinnungen, aus welchen ihr Volk ehemals

ſeine Götter ſchuf; mögen ihnen voranſtreiten die großen Heldenſeelen ihrer Ahnen, auf daß ſie bei den Todten die Hülfe finden, welche ihnen die Lebenden verſagen.

Anmerkungen.

(1) Odyss. XIV, 83.
(2) Odyss. XXII, 412. XIX, 109. Hesiods T. u. W. V. 238. f f.
(3) Hesiod a. a. O. V. 252.
(4) Iliad. VI. 486.
(5) Od. VI, 486.
(6) Od. VI, 188.
(7) Od. I, 348.
(8) Od. XVI, 780. XVII, 321.
(9) Heyne zu Il. VI, 487.
(10) *μοῖρα*, *αἶσα*.
(11) Od. VI. 207.
(12) Od. IX. 270.
(13) *πολιεύς*.
(14) Vergl. des Verfaſſers Ausgabe der Ethik des Ariſtoteles. Bd. II. S. 72.

Ferienschriften

von

Karl Zell,

Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg.

Zweite Sammlung.

Freiburg im Breisgau.

Druck und Verlag von Fried. Wagner.

1829.

Digitized by Google

Dem Herrn

August Nüßlin,

Großherzoglich badischem Hofrath und Professor an dem Lyceum zu Mannheim,

Seinem verehrtesten

Lehrer und Freunde

widmet diese Blätter

als Zeichen aufrichtiger und inniger Dankbarkeit, Hochachtung und Liebe

der Verfasser.

Digitized by Google

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche das erſte Bändchen dieſer Ferienſchriften fand, ſo wie beſonders das wohlwollende Urtheil, deſſen Göthe daſſelbe würdigte, ermuntern mich dieſe angefangene Sammlung weiter fortzuſetzen, obgleich ich es ſonſt als eine Gewiſſensſache anſehe, die überſchwengliche Maſſe von Büchern durch einen, wenn auch kleinen, Beitrag zu vermehren. Die hier gegebenen Aufſätze ſind, was die Auswahl des Stoffes und die Art der Behandlung betrifft, ohngefähr in derſelben Weiſe wie die früheren abgefaßt. Ich ſuchte auch hier Gegenſtände zu wählen, die noch weniger häufig oder gar nicht bearbeitet worden ſind, und ich bemühte mich, ſie ſo zu behandeln, daß ſie einiger Aufmerkſamkeit von Seiten der Ge-

lehrten vom Fache nicht ganz unwürdig, zugleich aber auch für das allgemeine gebildete Publikum nicht ganz uninteressant wären. Diese letztere Richtung scheint immer noch unter uns bei Behandlung von Gegenständen aus dem Kreise des klassischen Alterthums nicht genug beachtet zu werden, ob sie gleich den doppelten Gewinn bringt, daß sie der gelehrten Wissenschaft Anschaulichkeit und Lebendigkeit giebt und der allgemeinen Bildung eine unerschöpfliche Quelle geistiger Anregung und Belehrung eröffnet. Da von den Meistern des Faches unter uns verhältnißmäßig wenige sich zu solchen Arbeiten verstehen, so dürfen sich Gesellen von einigem Geschick vielleicht um so eher aufgefordert fühlen, sich auf diesem Weg zu versuchen.

Der zweite Titel ist auf ausdrückliches Verlangen des Verlegers hinzugefügt worden, damit diejenigen Freunde der Literatur, welche etwa das erste Bändchen dieser Sammlung nicht kennen, erfahren, was sie in diesen Ferienschriften zu erwarten haben.

Freiburg im Breisgau, den 23. Mai 1829.

K. Zell.

Ueber die

Sprüchwörter der alten Römer.

Digitized by Google

Was man gewöhnlich unter der Benennung Sprüchwörter zuſammenfaßt, ſind entweder vollſtändige Sätze, wirkliche Sprüche, in denen eine Beobachtung, ein Urtheil, oder eine Aufforderung zum Handeln ausgedrückt wird, oder es ſind keine ſolche vollſtändigen Sätze, ſondern nur einzelne Wörter und Ausdrücke. Was dieſen beiden Klaſſen den ſprüchwörtlichen Charakter giebt, iſt zuletzt die Allgemeinheit ihres Gebrauches, die volksthümliche Allgemeinheit und Bedeutung der ihnen zu Grund liegenden Anſichten, Vorſtellungen, Beobachtungen und Erfahrungen, endlich das mit dem Gebrauch eines Sprüchwortes verbundene Bewußtſeyn, daß man damit etwas ſo allgemein bekanntes und anerkanntes ausſpreche. Alle andern Merkmale, nach denen man noch ſonſt den Begriff des Sprüchwortes beſtimmen möchte, als Kürze, Bildlichkeit des Ausdruckes, und anderes der

Art, gehören nicht dem Wesen sondern nur der Form des Sprüchwortes an: denn wenn man nur auf die zuletzt genannten Eigenschaften Rücksicht nehmen wollte, so müßte man eine Menge von sinnreichen Gedanken, die von Einzelnen in Büchern oder in der Unterhaltung geäußert werden, zu den Spüchwörtern rechnen, ohne daß sie als solche anerkannt würden. In dem oben angedeuteten Wesen der Sprüchwörter liegt zugleich der größte Theil ihrer Bedeutsamkeit und ihres Reizes. Denn gerade dadurch sind sie gleichsam Ausspräche des Gesammtverstandes, und dienen auf diese Weise zur Charakterisirung der Gesammtheit oder eines großen Theiles desjenigen Volkes, dem sie angehören.

Wir schicken diese Vorbemerkung voraus, theils um damit die Eintheilung zu begründen, nach welcher wir die Masse der altrömischen Sprüchwörter hier ordnen, theils aber auch, und ganz besonders, um die dabei beobachtete strenge Auswahl zu rechtfertigen. Die frühern Sammler [1]) bringen eine viel größere Masse von römischen Sprüchwörtern zusammen, als die hier gegebene ist; aber sie nehmen dabei vieles auf, was gar nicht hieher gehört, namentlich eine Menge von Sätzen und Redens-

arten lateiniſcher Schriftſteller, welche erſt in der modernen gelehrten Welt durch häufige Anführungen und Anſpielungen einen ſprüchwörtlichen Charakter erhalten haben. Hier dagegen werden nur ſolche Sprüchwörter aufgenommen werden, deren antike Echtheit entweder aus der Gebrauchsweiſe der alten Schriftſteller oder aus beſondern ausdrücklichen Zeugniſſen unbezweifelt erhellt. Nach einer ſolchen ſtrengen Sichtung und Ausſcheidung zeigt ſich freilich keine ſo große Anzahl von altrömiſchen Sprüchwörtern, als man vielleicht erwarten könnte, wie die folgende Darſtellung beweiſen wird, welche nicht auf Mittheilung einzelner Proben ſich beſchränkt, ſondern auf eine gewiſſe Vollſtändigkeit Anſpruch macht. Dieſer Mangel mag beſonders darin ſeinen Grund haben, weil ganze Partien der römiſchen Literatur für uns verloren ſind, die gerade für eine ſolche Blumenleſe wohl eine reiche Ausbeute gegeben hätten, wie z. B. die Mimen, die Satiren von Lucilius und Varro, von welchen die letztern, wie man aus den noch übrigen Fragmenten ſieht, häufig Sprüchwörter zu Ueberſchriften hatten, endlich die Werke der ältern römiſchen Redner vor der Periode von Cicero und Hortenſius. Allein dieſe ſo ſehr beklagens-

werthen Lücken der römiſchen Literatur ſcheinen dennoch dieſe Erſcheinung nicht ganz zu erklären. Von der griechiſchen Literatur hat uns das Schickſal nicht wenigeres auf dieſem Gebiete entzogen, und dennoch haben wir eine viel reichere und mannigfaltigere Fülle von griechiſchen als von römiſchen Sprüchwörtern übrig. Man darf daher wohl annehmen, daß der in Vergleich mit den Griechen minder bewegliche und fruchtbare Geiſt des römiſchen Volkes wie überhaupt in allem Dichten und Denken, ſo auch auf dieſem einzelnen Gebiete dem ſinnreichen Witze und der Erfindungsgabe der Hellenen nachſtand. Dafür mögen jene echten Römer der guten alten Zeit mit ihrem einfachen Ernſte um ſo feſter in ihrer ganzen Handlungsweiſe an jenen Sprüchen gehalten haben, in welchen der Verſtand und die Sittlichkeit ihres Volkes ſich ausſprach.

Wir gehen bei unſerer Darſtellung von den Sprüchwörtern, im engern Sinne des Wortes, aus, und laſſen dann die ungleich größere Anzahl von ſprüchwörtlichen Ausdrücken und Redensarten folgen. Jene zuerſt genannte Klaſſe könnte man wieder in theoretiſche oder praktiſche Sprüchwörter eintheilen, je nachdem ſie nur eine Beobachtung, eine Bemerkung, ein

Urtheil oder eine ausdrückliche Regel, einen Rath, ein Gebot zum Handeln enthalten. Da jedoch beide Arten ſich zuletzt auf das praktiſche Leben beziehen und aus dem praktiſchen Leben hervorgehen, ſo reihen wir ohne Unterſchied die Sprüchwörter beider Arten an einander, wie ſie ſich unſerer Betrachtung darbieten, die von den allgemeinen und höchſten Beziehungen zu den einzelnen Seiten und den beſondern Verhältniſſen des menſchlichen Lebens fortſchreiten ſoll.

Dem griechiſchen Sprüchwort gemäß: Von Zeus jeglicher Anfang, denken wir zuerſt an Gott und den Grund alles ſittlichen Handelns. Da ruft uns die Weisheit der römiſchen Sprüche zu: [2]) Vor Gott iſt nichts verborgen; Das Gewiſſen gilt für tauſend Zeugen; Strafe folgt dem ſchuldigen Haupt; Eine ſchlechte That dauert ewig und begleitet den Schuldigen. Daran knüpfen ſich die von griechiſchem Boden verpflanzten Sätze: Lerne dich ſelbſt kennen, und Nichts zu viel. Dazu iſt es nöthig den wahren Werth des äußern Lebens zu kennen und ſich des Wechſels und der Hinfälligkeit der menſchlichen Dinge ſtets zu erinnern. Darum heißt es: Ein Poſſenſpiel iſt unſer Le-

ben, und: Des einen Aufgang iſt des andern Niedergang. Doch dürfen wir uns dadurch nicht niederſchlagen laſſen: Um das Gute zu genießen, muß man auch das Schlimme ſich gefallen laſſen. Du mußt nur ſelbſt auch deine Kräfte brauchen; denn: Dem Muthigen hilft das Glück; Ein jeder macht ſich ſelbſt ſein Geſchick; und nach einer frommern Anſicht: Die Götter helfen den Thätigen.

Doch ein ſolcher allgemeiner Zuſpruch reicht nicht hin, um ſicher durch das gefährliche und ſturmbewegte Leben zu ſteuern; dazu müſſen die Regeln der Klugheit uns den leitenden Kompaß geben. An ſolchen Regeln fehlt es im Kreiſe der römiſchen Sprüchwörter nicht; obgleich eine Menge ſolcher Regeln für den Klugen nicht einmal nöthig iſt: denn Ein Wort iſt für den Geſcheuten genug; und die einförmige Allgemeinheit der Regeln reicht für den vielgeſtaltigen Wechſel der einzelnen Fälle nicht aus: Auf dem Kampfplatz macht der Fechter ſeinen Plan. Der ſicherſte Weg iſt hier, durch Beiſpiele und ſomit durch den Schaden andrer ſich belehren zu laſſen; in dieſem Sinne konnte man wohl ſagen: Am beſten iſt's aus fremder Narrheit Nu-

zen ziehen. Doch hören wir, was für Regeln der Lebensklugheit der alte Römer in seinen Sprüchwörtern fand. Hier bietet sich uns zuerst die Warnung dar, unsre Kräfte nicht zu überschätzen und uns nicht zu sehr in fremde oder unter sich selbst zu verschiedene Angelegenheiten zu mischen: Wer einen Kahn nicht führen kann, übernehme kein Lastschiff; Bleib fein im eigenen Fell; und: Zugleich blasen und einschlürfen, ist gar zu schwer. Der Hauptnerv der Klugheit besteht darin, daß man von dem äußern Anschein sich nicht täuschen lasse; daran erinnern die Sprüche: Nicht alle, die eine Cither haben, sind Citherspieler; Der Fuchs ändert seine Haare, doch niemals seinen Sinn; Ein Zwerg ist nicht groß und wenn er sich auch auf einen Berg stellt. Dazu gehört, daß man sich nicht durch falsche und eigennützige Lobpreisungen einer Sache bestechen lasse; denn Jeder Trödler lobt seinen Trödel; ferner, daß man überhaupt Personen und Sachen scharf unterscheide und von einem Zeichen auf das andre schließe: denn Flamme und Rauch sind nah bei einander; Die Krähe weiß nichts vom Saitenspiel; und, wie ein

andres Sprüchwort, mit unumwundner Natürlichkeit ſagt, Das Schwein riecht anders als der Hund. Nicht weniger haben wir uns vor Ungeduld und Voreiligkeit des Urtheils zu hüten: Man weiß nicht, was der Abend bringt, und: Es iſt noch nicht aller Tage Sonne unter. Beſonders aber darf der Kluge ſich nicht ſelbſt vergeſſen; denn Alle gönnen lieber ſich als andern etwas gutes; Der Leibrock iſt uns näher als der Mantel; Die Stirne iſt näher als das Hinterhaupt.

Was iſt jedoch alle Klugheit ohne Tugend? Ehrlich währt am längſten, ſagen wir; und ebenſo ſieht der Römer in der Ehrlichkeit die beſte und für alles dienliche Geſchicklichkeit, nach dem Spruch: Ein braver Mann macht alles recht. Allein auch an ſolchen Sprüchwörtern fehlt es nicht, welche zu den einzelnen Tugenden uns anmahmen. Ganz im Geiſte jener ältern Römer, die als tüchtige Hausväter und ſorgſame Wirthſchafter ſich auszeichneten, wird beſonders angelegentlich die Schwierigkeit einer guten Haushaltung und die Nothwendigkeit weiſer Sparſamkeit eingeprägt: Aus einem luſtigen Bruder wird eher ein reicher Mann, als ein Hausvater;

Was nicht nöthig iſt, iſt um einen Heller zu theuer erkauft; Bei der Neige kommt die Sparſamkeit zu ſpät; Vermögen ohne einen Sparpfennig iſt unſicher; Auch gute Schuldner werden böſe Zahler, wenn man ſie nicht mahnt; Schenkluſt hat keinen Boden. Arbeit aber iſt die Mutter der Sparſamkeit, und an Arbeit fehlt es nie: Dem fleißigen bleibt immer etwas noch zu ſchaffen übrig; und: Gethane Arbeit iſt am angenehmſten. Feigheit und Lügenhaftigkeit trifft ſtrafender Spott in den beiden Sprüchen: Des Feigen Mutter hat nicht zu weinen, und: Der Lügner muß ein gut Gedächtniß haben. In allem Löblichen voranzuſtreben, ſoll das freilich etwas derbe Sprichwort anfeuern: Dem Letzten die Krätze an den Hals! Damit ſcheint im Widerſpruch ein anderes zu ſtehen: Der Römer ſiegt durch ſitzen bleiben. Doch kann man den Sinn dieſer Worte nicht mißdeuten, wenn man ſich an Fabius Cunctator erinnert, der ſein beſonnenes Zögern mit ſo glücklichem Erfolg dem karthaginienſiſchen Sieger entgegen ſetzte.

Wir wenden uns nun zu den einzelnen Verhältnissen und Beziehungen des Lebens und der Gesellschaft, um zu sehen, wie sich hier die volksmäßigen Ansichten der altrömischen Welt aussprechen. Wohin sollten wir in diesem Kreise zuerst unsern Blick werfen, als auf den ersten Grund der menschlichen Gesellschaft, auf Liebe, Ehe und Familie? Hier begegnen uns jedoch leider keine Aeußerungen die von besonderer Innigkeit und Gemüthlichkeit zeigen, am allerwenigsten aber solche, die mit unsern modernen zarten oder wohl gar romantischen Empfindungen zusammenstimmten. So zeigt sich uns sogleich die Liebe nicht in der ätherischen Gestalt eines zwischen Himmel und Erde schwebenden höhern Wesens, sondern von ganz irdischer Natur mit nahrhaftem und nahrungsbedürfendem Fleisch und Blut in jenem bekanntem Sprüchwort: Ohne Ceres und Bacchus bleibt Venus kalt. Eben so wenig idealisch lauten zwei andere: Liebende träumen, und: Traue keinem Weibe, so wenig als deines Rockes Schoos. Dieses letztere bedarf wohl einer kleinen Erläuterung aus der Erinnerung an die Art der römischen Kleidung. Diese bestand doch bekanntlich aus der am Leibe anschließenden bis unter die

Kniee herabreichenden Tunica und der als Mantel darüber geworfenen falteureichen Toga. So wie man nun in den Falten der Toga, welche ſich vorn an der Bruſt beim Umſchlagen derſelben bildeten, (sinus), wohl zuweilen etwas aufzuheben und zu tragen pflegte, was man der Unbequemlichkeit wegen nicht in der Hand halten wollte: eben ſo legte man auch, wenn man ſaß, nach Umſtänden manches auf den Schoos der Tunica, der ſich beim ſitzen bildete. Es war natürlich, daß man bei dem Aufſtehen ſich öfters daran nicht mehr erinnerte, ſo daß dann das auf den Schoos einſtweilen hingelegte herabfiel und verloren gieng. So konnte man alſo wohl ſagen, dem Schoos des Kleides ſey nicht zu trauen. Die heftige Lebhaftigkeit des römiſchen Amors bezeichnet das Sprüchwort: Wer nicht eiferſüchtig iſt, liebt nicht. Amor erinnert uns an ſeinen Bruder Hymen. Keines jedoch der noch übrigen Sprüchwörter zeigt ſich ihm günſtig, obgleich die Römer vor der Zeit der Sittenverfeinerung und Sittenverſchlechterung, wenn auch ſtrenge doch gewiſſenhafte Ehemänner waren, und obgleich das Band der Ehe ſo heilig gehalten wurde, daß nicht früher als im fünften Jahrhundert der Gründung der Stadt die erſte

Ehescheidung statt fand; vielmehr schreckt von der Ehe ab: Kein Weib, kein Streit; und: Der besten Väter Kinder taugen nichts. Eine Regel über die schickliche und unschickliche Zeit für das hochzeitliche Fest hat sich in dem Sprüchwort erhalten: Im Monat Mai heirathen nur die bösen Mädchen. Man glaubte nämlich der Monat Mai sey für hochzeitliche Feste unheilbringend und von böser Vorbedeutung, weil in diesem Monat das alt-römische Allerseelenfest (Lemuria) gehalten wurde. Fromme Leute, die nicht so gottlos waren, sich über solche heilige Rücksichten hinaus zu setzen, nahmen dieses häusliche Geschäft entweder früher im April vor, welcher Monat ganz der Venus heilig war, oder später im Junius, dem Monat der Göttin Juno, der Schutzpatronin der Ehe und der Ehefrauen.

Das Gefühl der Sicherheit und Befriedigung, welches ein eigener Heerd und der Kreis der unsrigen giebt, drücken die beiden Sprüche aus: Jeder Hahn fühlt sich auf seinem Mist am stärksten; und: Der flieht zu weit, der von den Seinen flieht. An jene traurige Schattenseite des Privatlebens und öffentlichen Lebens der Alten, welche das Sklavenwesen hervorbrachte, erinnert: So

viel Sklaven, so viel Feinde. Willst du Gäste um deinen Heerd versammeln, so vergiß die Regel nicht: Sieben Gäste ein Mahl, neun eine Qual. Diese Regel muß uns allerdings sehr auffallend scheinen in Vergleich mit den jetzt üblichen so viel zahlreichern Gesellschaften; allein noch auffallender ist es, daß man im alten Rom bis in die Kaiserzeit wirklich von dieser einfachen Sitte sich nicht viel entfernte. Man kann dieses aus einer Stelle des Geschichtschreibers Capitolinus schließen, welcher es als einen besonders auffallenden Zug im Leben des Kaisers Verus [3]) hervorhebt, daß derselbe zuerst gegen die durch das oben angeführte Sprüchwort angedeutete römische Sitte, eilf Gäste zu einem Essen gebeten habe. Etwas lieberaler als dieß Sprüchwort ist doch das bekannte Wort des gelehrten Römers Varro, welcher der Meinung war, es dürfe die Zahl der Gäste nicht die Zahl der Musen überschreiten, aber auch nicht unter der Zahl der Grazien seyn. In den frühern Zeiten der Republik war man dagegen in diesem Punkte noch eingeschränkter: denn wie wir von Plinius erfahren, war es damals Sitte höchstens jedesmal nur vier Gäste zusammen einzuladen. Daß man seinen Gästen nicht

zu fleißig einſchenke, daran mahnt ein Sprüchwort, welches aber nicht etwa an das Maaß der Trinkgefäße, ſondern an das Maaß ganz anderer Gefäße erinnert, und ſo nach einer rhetoriſchen Figur die Folge ſtatt der Urſache bezeichnet. Indeſſen nahm dennoch Terentius Varro, nach der Natürlichkeit und Unumwundenheit der Alten, durchaus keinen Anſtand von dieſem Sprüchwort Gebrauch zu machen, und einer ſeiner Satiren, die von der Trunkenheit handelt, die Ueberſchrift zu geben: Est modus matulae.

Ein ſchöneres Gefühl, als in den Sprüchwörtern über die Liebe und die damit in Verbindung ſtehenden Verhältniſſe, drückt ſich in denjenigen aus, welche ſich auf die Freundſchaft beziehen, wie denn überhaupt im Alterthum die höhern Geſinnungen und Anſprüche der Treue und Entſagung, kurz jede edlere Richtung, gerade umgekehrt als in der modernen Welt, viel mehr an die Freundſchaft als an die Liebe geknüpft waren. In dieſem Sinne heißt es: Freundſchaft ſoll ewig ſeyn; Eines Freundes Charakter lerne kennen, doch nie um ihn zu haſſen; Viele Scheffel Salz muß man zuſammen gegeſſen haben, bis ſich geprüfte Freundſchaft

bildet. Vor falſchen oder zu nachſichtigen Freunden warnt: Viel beſſer ſind oft bittre Feinde, als ſüße Freunde. Kräftigen Haß gegen Feinde athmet das Sprüchwort: Mögen auch die Freunde untergehen, wenn nur die Feinde mit. Auf böswillige oder doch zu ſehr aufpaſſende Nachbarn und Landsleute deutet, daß man bei einer ſchlimmen Nachrede über Jemand ſprüchwörtlich ſagte: Das hat gewiß ein Nachbar oder Landsmann geſagt.

Wenig Achtung und Schonung für das Alter zeigen die beiden Sprüche: Greiſe werden zum zweitenmal Kinder; und: Herunter von der Brücke mit den Sechzigern. Die Veranlaſſung und Bedeutung des letztern wird von den Alten ſelbſt ſehr verſchieden angegeben. Nach einer Erklärung beruht der Urſprung auf einer barbariſchen Sitte der frühſten italiſchen Vorzeit, wornach man jährlich einen oder mehrere Greiſe, wohl als eine Art von Opfer, in die Tiber warf. Dieſe barbariſche Sitte, hören wir weiter, ſey von Herkules während ſeines Aufenthaltes in Latium abgeſchafft, und dafür der Gebrauch eingeführt worden, ſtatt der Menſchen Strohmänner in den Fluß zu werfen. Allerdings fand dieſer

Gebrauch auch in der spätern Zeit statt, und wie in dem neuen Rom der Verräther Judas jährlich am grünen Donnerstag in effigie dem Feuer übergeben wird, eben so versäumten im alten Rom die Priester nicht, jährlich im Mai den Strohmann in die Tiber zu werfen. Daß in dieser Ceremonie eine Erinnerung an frühere Menschenopfer gelegen sey, wäre ganz dem Geiste der alten Religionen angemessen. Allein die Sage wußte davon auch einen andern Grund anzugeben, der einen eignen Zug alterthümlicher Naivetät enthält. Als nämlich einige Gefährten Evanders, die mit ihm aus Griechenand nach Italien gekommen waren, ihr Ende herannahen fühlten, da baten sie, man möchte nach ihrem Tode ihre Leichen dem Strom übergeben, damit er sie in das Meer führte; so glaubten sie hoffen zu dürfen, daß vielleicht irgend ein glücklicher Zufall ihre Leiber an eine der Küsten des geliebten Heimathlandes anspüle. Man vollzog aber ihren Willen nicht; man begrub sie auf italischen Boden. Um jedoch ihre vielleicht darüber zürnenden Manen zu versöhnen, oder aus einer ähnlichen Ursache, veranstalteten die Priester den oben angeführten Brauch. Eine dritte Erklärung setzt den Ursprung des Sprüchwortes in die traurige Zeit,

als nach dem Abzug der Gallier von dem zerstörten und geplünderten Rom eine große Hungersnoth herrschte, in welcher man zu der grausamen Maaßregel geschritten seyn soll, alle Greise von sechzig Jahren und darüber, als unfähig die Waffen zu tragen, von der Brücke in die Tiber zu stürzen. Eine vierte Erklärung deutet auf keine so grausame Veranlassung hin, wie die drei ersten. Brücken hießen nämlich auch in den Comitien jene schmalen Zugänge zu dem Orte, wo die Stimmen und Stimmtäfelchen abgegeben wurden. Nach dieser Erklärung wären nun hier solche Brücken zu verstehen, und das Sprüchwort käme daher, weil die Greise von der Erfüllung solcher Bürgerpflichten, wie das Abstimmen in der Volksversammlung, entbunden waren, oder im schimmsten Fall, weil sie von den jüngern Stimmgebern weggedrängt und von der Brücke im Gedränge herabgeworfen wurden. Eine Anerkennung des ruhigern und nachhaltigen Wirkens der alter. Leute wollte man dagegen durch das Sprüchwort ausdrücken: Ein müder Ochs tritt fester auf. Wenn die Schwäche des Alters, wie wir eben sahen, wenig Schonung erhielt, so mochte man eben so wenig die altgescheuten und frühalten Wunderkinder, nach dem sprüchwörtlich gewordenen

Verse eines alten Dichters: Mich widert an der Knaben vorschnell frühe Reife. Vor Ueberschätzung und ausschließlicher Verehrung der Altvordern warnt das Sprüchwort: Vergiß die Lebenden nicht.

Nachdem wir bisher von dem Standpunkt der allgemeinen menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse die römischen Sprüchwörter überschaut und zusammengestellt haben, so wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Ständen und Beschäftigungen des Lebens. Nach dem allgemeinen Streben und Bedürfniß des Volkes einmal gewonnene bedeutendere Anschauungen, Erfahrungen und Regeln in dem Ausdruck eines Spüchwortes fest zu halten und gleichsam zu verkörpern, wird man es natürlich finden, daß beinahe jedes Gewerbe, jeder besondre Stand mehr oder minder eine Anzahl ihm eigenthümlicher Sprüchwörter hat, welche man als technische Sprüchwörter bezeichnen könnte. Manche derselben gehen wieder über diesen engern Kreis hinaus und werden Gemeingut des Volkes; so wie es auch ferner noch solche giebt, in denen das Volk seine Ansicht über einzelne Beschäftigungen und Stände ausspricht. Von diesen drei eben angedeuteten Unterabtheilungen solcher Sprüchwörter, die sich auf einzelne Stände

beziehen, haben ſich aus dem römiſchen Alterthum einige Proben erhalten. Die meiſten derſelben beziehen ſich auf den Ackerbau. Dieſer Umſtand beruht gewiß nicht auf einer zufälligen Gunſt des Schickſals, wodurch uns gerade aus dieſem Kreis mehr als aus andern übrig gelaſſen worden wäre; ſondern vielmehr auf der Art und Weiſe des altrömiſchen Lebens. War ja doch nebſt Krieg und Antheil an der Verwaltung der Republik der Ackerbau die allgemeinſte und ehrenvollſte Beſchäftigung jener echten Römer von altem Schrot und Korn, ſo daß bei ihnen, wie Cato [4]) bemerkt, der Lobſpruch eines braven Ackermannes und eines tüchtigen Landwirthes faſt identiſch war mit dem allgemeinen Lob eines braven Mannes. Was war alſo natürlicher, als daß eine vorwiegende Menge von Sprüchwörtern an dieſe Beſchäftigung ſich knüpfen mußte, von denen dann wieder viele aus dem Kreis des bios Techniſchen in den allgemeinen Gebrauch übergiengen?

Dahin gehören folgende allgemeinere: Wenn der Pflüger das Bücken ſpart, pflügt er krumm; Laß dich das Säen nicht gereuen; Nichts bringt mehr Schaden, als den Acker gar zu gut beſtellen zu wollen; Der Acker muß ſchwächer ſeyn

als der Bauer. Das erste erinnert den Landmann, daß er keine Mühe sparen dürfe; das zweite, daß er zum Besten der Zukunft auf den gegenwärtigen Genuß oft verzichten muß; das dritte gilt denjenigen Oekonomen, die durch mißrathene Versuche und Anstalten den Ertrag des Gutes schwinden sehen, das letzte endlich denen, die sich auf größeres einlassen, als sie durchführen können. Daran knüpfen sich die folgenden von speciellerem Inhalt: Wer eine Delpflanzung pflügt bittet, wer sie düngt erbittet, wer sie schneidet erzwint die Frucht; dann das zweite aus einem alten volksmäßigen Gedicht vom Landbau: Im Winter Staub, im Frühjahr Koth, das hilft der Saat; Auch eine frühe Saat täuscht zuweilen, eine späte immer. Endlich gehört hierher eine sprüchwörtlich gewordene Aeußerung Cato's: Die Füße müssen es bezahlen, von einem von der Stadt weit entlegenen Landgut, das nur dann etwas erträgt, wenn der Herr durch die Mühe des weiten Weges sich nicht abhalten läßt fleißig nach zu sehen.

In dem Kreise einer andern Beschäftigung, welche die alten Römer so vorzugsweise in Anspruch nahm, nämlich in dem Rechtswesen, fehlte

es gewiß eben so wenig an technischen Sprüchwörter. Besonders kann man eine nicht geringe Anzahl jener allgemeinen Maximen und Regeln des Rechtes in dieser Weise ansehen. Einige davon erhielten aber auch außer dem juristischen Kreise Eingang und allgemeinern Gebrauch. Dahin gehört der oft angeführte Satz: Strengstes Recht, größtes Unrecht; und jener andere: Wer nicht mit Geld bezahlen kann, bezahle mit seinem Leib. Auf das alte, schon in den XII Tafeln ausgesprochene Gesetz, daß der Erbe mit der Erbschaft zugleich auch die Besorgung der Hausandacht (sacra privata) des Erblassers übernehmen müsse, gründet sich das Sprüchwort: Eine Erbschaft ohne Hausandacht, von einem plötzlich zugefallenen mit gar keiner Last verbundenen Vortheil.

Auf das Kriegswesen bezieht sich das von den Griechen entlehnte Spüchwort: Der Krieg scheint nur denen angenehm, die ihn nicht kennen. Vegetius, jener bekannte römische Schriftsteller über das Kriegswesen, macht davon Gebrauch, um den Feldherrn zu warnen, daß er nicht dem anscheinenden Feuereifer und den Aeußerungen junger, unerfahrner Krieger zu viel traue. Ein eigen-

thümliches Soldatensprüchwort hat uns Horatius aufbehalten, (wenn wir wenigstens seinen alten Commentatoren Glauben schenken) in einem Briefe an Maecenas, [5]) in welchem er halb im Ernst, halb im Scherz zu verstehen giebt, er fühle sich weniger zum Dichten aufgelegt, seit seine äußern Umstände ihn nicht mehr drängen. Bei dieser Gelegenheit erzählt er auf eine launige Weise in Bezug auf diese seine Lage folgende Anekdote: Ein römischer Soldat, im Heere des Lucullus, hatte sein mühsam gewonnenes und erspartes Geld aus Nachlässigkeit verloren. Voll Aerger darüber und getrieben von der Begierde, den Verlust durch neue Beute zu ersetzen, zeigte er bei jeder Gelegenheit eine unglaubliche Tapferkeit, wodurch es ihm denn auch gelang nicht blos seinen Schaden wieder zu ersetzen, sondern Ruhm und alle militärischen Auszeichnungen in reichem Maaße zu gewinnen. Nach diesem Zeitpunkte forderte ihn einmal sein Feldherr bei einem gefahrvollen Unternehmen mit den ehrenvollsten Worten voll Vertrauen auf, seine ruhmgekrönte Tapferkeit auch diesmal glänzen zu lassen; jedoch vergebens. Als der Feldherr darüber sein staunendes Befremden zeigte, erwiederte der Soldat: Das mag thun, wer seine Geldgurt

verloren hat. Dieſe letztern Worte wurden dann für alle ähnliche Fälle ſprüchwörtlich. In einer ſolchen um den Leib geſchnallten Geldgurt nämlich trug der römiſche Soldat all ſein erbeutetes oder erſpartes Geld, und was dieſe daher für einen Werth in ſeinen Augen hatte, iſt leicht zu wiſſen, auch ohne durch die ſcherzhaften Verſe des alten Satirikers Lucilius bei dem Lexikographen Nonius darauf aufmerkſam gemacht zu ſeyn. Dieſe mögen übrigens dennoch hier einen Platz finden.

Denn es iſt dem Soldat kein Sklav, kein Pferd, noch Begleiter;
Was er beſitzt und hat, das iſt all einzig die Geldgurt.
Mit ihr ſpeiſt, ſchlaft, badet er; all ſeine Hoffnung.
Heißt Geldgurt; ſein ganzes Leben hängt an der Geldgurt. *)

Der Stand der Kaufleute wird erinnert die Waaren nicht zu wohlfeil anzubieten, durch das Sprüchwort: Geſchenkte Waare ſtinkt.

Alle bisher berührten einzelnen Verhältniſſe der Geſellſchaft ſo wie alle einzelnen Stände ſind durch die größere Einheit des Staates unter ſich verbunden. Dieſer Gedanke kann uns daran erinnern, ob und welche römiſche Sprüch-

wörter politiſchen Inhaltes ſich etwa vorfinden mögen. Wir können aus dieſem Kreiſe nur folgende drei anführen, die jedoch mancherlei zu denken geben. Das erſte iſt: Bei ſchlechten Sitten macht man gute Geſetze; ganz natürlich: bei vollkommener Reinheit und Unſchuld der Sitten ſind gar keine Geſetze nöthig, und jemehr ſie ſich verſchlimmern, deſto häufiger wird der Geſetzgeber auf das aufmerkſam gemacht, was den Geſetzen, dem Inhalt und der Form nach, noch fehlt. Das zweite mögen ſich zu eifrige Finanzmänner geſagt ſeyn laſſen, um ſo mehr, da Kaiſer Tiberius es ſich zur Maxime gemacht hatte, der doch bekanntlich kein zu milder Regent war; es heißt: Ein guter Hirt ſcheert die Herde, aber ſchindet ſie nicht. Das dritte hierher gehörige Sprichwort zeigt, wie wenig Ehrfurcht das republikaniſche Rom vor der königlichen Majeſtät hatte, und manche römiſche Kaiſer, wie etwa Claudius, auf welchen es Seneca anwendet, waren freilich nicht geeignet, die Richtigkeit deſſelben zu beweiſen. Wenn nämlich Jemand in ſeinem geiſtigen Vermögen von Natur und durch Erziehung recht verwahrloſt war, ſo ſagte man von ihm: Er muß ein ge-

borner König oder geborner Dummkopf seyn.

Soviel von den eigentlichen Sprüchwörtern. Wir wenden uns nun zu den sprüchwörtlichen Ausdrücken und Redensarten. Es sind dieß solche Weisen des Ausdruckes, in welchen zur Bezeichnung irgend eines Begriffes, ein individueller, gewöhnlich bildlicher Ausdruck gewählt wird, welcher durch das Treffende der Bezeichnung und durch die Quelle, aus welcher er geschöpft ist, in allgemeinen, volksmäßigen und somit sprüchwörtlichen Gebrauch übergegangen ist. Wir scheiden hier zuerst diejenigen aus, welche zur Bezeichnung gewisser, ganz allgemeiner und in der Anwendung besonders häufiger Begriffe dienen, wie die Begriffe des Möglichen und Unmöglichen oder Vergeblichen; des Passenden und Unpassenden, des Werthes und Unwerthes, und andere dergleichen. Da überhaupt die sprüchwörtlichen Redensarten so wie der ganze bildliche Ausdruck aus dem Bedürfniß und dem Trieb hervorgehen etwas zu individualisiren, anschaulich und dadurch eindringlicher zu machen: so muß gerade bei solchen ganz allgemeinen Vorstellungen, die zugleich in dem gewöhnlichen Gebrauch des Denkens und der Sprache so nöthig und so häufig vorkommend

ſind, dieſes Bedürfniß und dieſer Trieb in einem um ſo höhern Grade ſtatt finden. Dieß bemerken wir denn auch überall auf dieſem Gebiete und nicht minder in dem Kreiſe dieſer römiſchen ſprüchwörtlichen Redensarten, wie wir in dem zunächſt folgenden ſehen werden.

So giebt es, um damit anzufangen, für den Begriff des Unmöglichen oder Vergeblichen mit verſchiedenen Schattirungen und Nebenbeziehungen folgende Ausdrücke: Waſſer aus einem Bimsſtein ziehen wollen; Einem Nackten die Kleider ausziehen; Die Wellen zählen; In der Luft fiſchen; Einem Tauben etwas erzählen; Den Wind ſchlagen; Arbeit und Oel (in der Lampe) verlieren. An den Begriff des Vergeblichen gränzt der Begriff des Unpaſſenden, Unzeitigen, Ueberflüſſigen und Unnöthigen; dafür hat man: Licht in die Sonne bringen; Holz in den Wald tragen; Gethanes thun; Das Gegengift vor dem Gift; Das Schwein will Minerven lehren; Das Kamel will tanzen; Wie der Lahme Ball ſpielt; Mit einem goldenen Netz fiſchen; Dem Ochſen den Sattel auflegen; Einen Schnizer machen; In der Toga tanzen; Die

Bettfüße wollen auf das Bett steigen; Die Thüre schließen, wenn der Schaden geschehen ist; In einem Löffelchen voll Wasser einen Sturm erregen wollen; Im Kuchen seinen Lorbeer suchen. Die beiden letzten scheinen ganz besonders glücklich die Lächerlichkeit derjenigen zu bezeichnen, welche in kleinen Dingen großen Lärm machen oder in unbedeutenden Kleinigkeiten Ruhm gewinnen wollen. Zu dem Spüchwort: In der Toga tanzen, darf vielleicht erinnert werden, daß bei den Römern überhaupt, nach ihrem strengen und starren Charakter, der Tanz kein allgemeines gesellschaftliches Vergnügen war, und fast ausschließend der Bühne überlassen blieb. Nur nach einem lustigen Mahle, in dem Taumel der Trunkenheit machte man etwa davon eine Ausnahme, und dann tanzte man natürlich wohl nur mit der Tunica angethan, so eben wie man gewöhnlich zu Hause gekleidet war. Allerdings mußte deßwegen nichts unpassender seyn, als wenn Jemand sich beikommen ließ in dem römischen National- und Staatskleid, in der reich drappirten Toga zu tanzen. Zu der sprüchwörtlichen Bezeichnung der allgemeinen Begriffe des Werthes oder Unwerthes einer Sache dienen folgende Redens-

arten, und zwar von ganz unwerthen Dingen: Ein fauler Schwamm; Eine taube Nuß; Rauch; Einen Heller werth; Nicht mehr als ein Affe werth; In der fünften Klasse. Der letzte Ausdruck bezieht sich auf die Eintheilung der römischen Bürger nach dem Vermögen, nach welcher die fünfte Classe die letzte war, die nur noch die gar nicht dem Census unterworfenen Proletarier unter sich hatte. So wie nun diese Proletarier daher oft metaphorisch und sprüchwörtiich eine noch tiefere Stufe, als die vorher genannte, bezeichnen: so werden im entgegen gesetzten Sinne schon bei den Alten diejenigen, welche die ersten und vorzüglichsten in irgend einer Beziehung sind, classisch, das heißt, der ersten Classe angehörig genannt. Eine andre häufig gebrauchte römische Redensart, um unwerthe und nichtige Gegenstände zu bezeichnen, hat für uns jetzt ihre Bedeutung verloren. Wir meinen den Ausdruck: Ziegenwolle, und: Um Ziegenwolle streiten. Denn seit für unsere Schönen das Gewebe von dem Flaum der Ziege aus Kaschmir so großen Werth hat, ist wenigstens für manchen Ehemann und Vater diese Ziegenwolle keine lana caprina mehr. Dagegen sagt man von vollkommenen und werthvollen Gegen-

ständen und Personen: Nach der Schnur gemacht; und: Nagelglatt. Letzteres ist von den Arbeiten des Bildhauers und ähnlichen hergenommenen, bei welchen die Feinheit der Politur und die genaue Zusammenfügung der Theile die Probe des darüber hingleitenden Nagels bestehen muß. Von einem recht ausgezeichneten und werthvollen Menschen sagte man auch: Er verdient mit Ambrosia gespeist zu werden; und um vergleichungsweise den Unwerth und die Unvollkommenheit anderer auszudrücken: Gegen diesen sind die andern Heu. Einem den Strick schicken heißt ihn ganz verachten, so zwar, daß er sich ohne Einsprache von uns sogar aufhängen mag. Vom Stein weg gekauft, ist ein ganz gemeiner verächtlicher Mensch, gleich einem öffenlich zum Kauf ausgestellten Sklaven. Ein ganz unbekannrer, unbedeutender Mensch ist Ein Erdensohn. Um den größten Abstand des Werthes zwischen zwei Individuen auszudrücken, hatte man das derbe Sprüchwort: Er ist nicht würdig ihm den Nachttopf zu reichen. Wie wir bei der Vergleichung des Werthes eines kleinen Theiles mit dem Ganzen sagen: Der Bändel ist mehr werth als der Sack; so das römische Sprüchwort: Die

Zugabe ist mehr werth, als das ganze übrige Stück Fleisch. Ein in seiner Art seltner Mann, oder eine seltne Sache ist Ein seltner Vogel. Um den allgemeinen Begriff vollkommner Aehnlichkeit auszudrücken, gebrauchte man dieselbe Redensart wie wir: Aehnlich, wie ein Ei dem andern; Wie Milch und Milch; Wie Wasser und Wasser; von der Aehnlichkeit in Mangeln und Gebrechen: In demselben Hospital seyn; In demselben Koth stecken. Für den Begriff des Uebereinstimmens und Zusammenpassens im Guten oder Bösen hatte man: Wie der Topf, so der Deckel; Zum neuen Sieb ein neuer Zapfen; Zum groben Klotz ein grober Keil. Zur Bezeichnung einer lästigen Wiederholung sagte man im Sprüchwort: Denselben Kohl aufstellen; Immer denselben Ambos schlagen; Das alte Lied singen. Bestrebungen und Rücksichten mit einander vereinigen wollen, welche ehrlicher und schicklicher Weise sich nicht vereinigen lassen, ist: Aus einem Kübel zwei Wände anstreichen, und: Sich auf zwei Stühle setzen. Die erstere dieser beiden sprüchwörtlichen Redensarten wird zuweilen von neuern Schiftstellern falsch angewendet;

At 400 AD the Sui Dynasty flourished, and Buddhism, Taoism and Confucianism were the three religions of China. Buddhism was first introduced into China in the first century AD, and it was during the Sui Dynasty that Buddhism was at its peak. Sui Wen Ti, founder of the Sui Dynasty, and Empress Dowager Tu, were devout Buddhists. Sui Wen Ti ordered the building of many temples and pagodas, and he also ordered the copying of Buddhist scriptures. Buddhist monks and nuns were held in high esteem, and they were exempted from taxation and military service. Buddhist priests, and not the Buddhist Pagoda, were the objects of worship. The Buddhist Pagoda was a tower-like structure, and it was built to house relics of the Buddha. The Buddhist Pagoda is the forerunner of the Chinese pagoda, which is a tower-like structure with many stories, and it is usually octagonal in shape. The Chinese pagoda is usually built near a temple, and it is used as a watch tower.

Daniel Ellis, A. Esq. New York. 250 dollars.
Dr. John Ellis, Salem. 100 dollars. Dr. Ellis is the
only surviving member of the first class of physicians
who, by the kind aid of Gov. Bowdoin, received
instruction in anatomy from Dr. Hunter, in London.
Dr. Ellis has been a practising physician in Salem
more than fifty years.

Rev. Ezra Ely, Hingham. 100 dollars. Rev. Ezra
Ely, Dorchester. 100 dollars. Rev. Ezra Ely, Dor-
chester. 100 dollars. Rev. Ezra Ely, Dorchester.
100 dollars. Rev. Ezra Ely, Dorchester. 100 dol-
lars. Rev. Ezra Ely, Dorchester. 100 dollars. Rev.
Ezra Ely, Dorchester. 100 dollars. Rev. Ezra Ely,
Dorchester. 100 dollars. Rev. Ezra Ely, Dorches-
ter. 100 dollars. Rev. Ezra Ely, Dorchester. 100
dollars. Rev. Ezra Ely, Dorchester. 100 dollars.
Rev. Ezra Ely, Dorchester

gen und die Gesellschaft Mitglied der Genossenschaft ist, so ist sie verpflichtet, die Beiträge zu leisten, welche die Genossenschaft zur Deckung ihrer Ausgaben, insbesondere zur Bildung eines Reservefonds, beschließt. Die Beiträge werden nach Maßgabe der Zahl der Mitglieder, welche die Gesellschaft in der Genossenschaft hat, aufgebracht.

Die Gesellschaft ist verpflichtet, die Beiträge zu leisten, welche die Genossenschaft zur Deckung ihrer Ausgaben, insbesondere zur Bildung eines Reservefonds, beschließt. Die Beiträge werden nach Maßgabe der Zahl der Mitglieder, welche die Gesellschaft in der Genossenschaft hat, aufgebracht.

Die Gesellschaft ist verpflichtet, die Beiträge zu leisten, welche die Genossenschaft zur Deckung ihrer Ausgaben, insbesondere zur Bildung eines Reservefonds, beschließt. Die Beiträge werden nach Maßgabe der Zahl der Mitglieder, welche die Gesellschaft in der Genossenschaft hat, aufgebracht.

Die Gesellschaft ist verpflichtet, die Beiträge zu leisten, welche die Genossenschaft zur Deckung ihrer Ausgaben, insbesondere zur Bildung eines Reservefonds, beschließt. Die Beiträge werden nach Maßgabe der Zahl der Mitglieder, welche die Gesellschaft in der Genossenschaft hat, aufgebracht.

Die Gesellschaft ist verpflichtet, die Beiträge zu leisten, welche die Genossenschaft zur Deckung ihrer Ausgaben, insbesondere zur Bildung eines Reservefonds, beschließt. Die Beiträge werden nach Maßgabe der Zahl der Mitglieder, welche die Gesellschaft in der Genossenschaft hat, aufgebracht.

dem Schiffer, der aus dem Hafen in die See stechen will, hergenommen ist. Die ersten Schwierigkeiten einer Sache beseitigen, heißt, wie bei uns: Das Eis brechen. Eine ganz kurze Zeit wird gut bezeichnet durch den Augenblick, welcher nöthig ist, um beim Essen die Hand zum Mund zu führen, durch das Sprüchwort: Zwischen Mund und Bissen; oder wie es auch in einer andern Form vorkömmt: Zwischen Hand und Mund. Dieses Sprüchwort hat sich in dem Fragment einer Rede des alten Cato erhalten, welches nicht ohne eine gewisse charakterische, alterthümliche Naivetät ist; es mag also wohl hier einen Platz finden: «Ich höre man sagt jetzt, die Saat stünde schön auf den Halmen; hofft jedoch nicht zu viel darauf. Ich habe oft gehört, daß zwischen Mund und Bissen viel geschehen kann; aber zwischen Mund und der Saat auf den Halmen ist wahrhaftig eine lange Strecke.» Eine andre sprüchwörtliche Redensart, um eine kurze Zeit auszudrücken, deren sich der Kaiser Augustus besonders gern bediente, war: Schneller als die Spargeln kochen. Den entscheidenden Augenblick, so wie den eutscheidenden Umstand einer Sache bezeichnete man mit dem Ausdruck:

Die Sache hängt an einem Faden; und: Das ist die Thürangel der Sache.

Außer den bisher vorgeführten, zur Bezeichnung solcher allgemeinen Begriffe dienenden sprüchwörtlichen Redensarten, giebt es nun natürlicher Weise eine noch viel größere Masse von solchen, die sich über das ganze Gebiet der Vorstellungen und der Sprache hinziehen. Wir werden in die Darstellung dieser Masse dadurch Ordnung und Abtheilung nach passenden Gruppen zu bringen suchen, daß wir sie nach den Quellen, aus denen sie herkommen, zusammenstellen. Alle diese sprüchwörtlichen Redensarten deuten nämlich auf eine dreifache Quelle hin, nämlich: Geschichte, Natur, und das menschliche Leben mit allem, was in seinen großen Kreis eingeschlossen ist.

Wir machen mit den sprüchwörtlichen Redensarten geschichtlichen Ursprunges den Anfang. Sie bieten ein doppeltes Interesse dar, indem sie nicht blos das Andenken an einzelne bedeutende Begebenheiten, Personen und historische Züge erneuern, sondern zugleich die Art und Weise abspiegeln, wie das Volk solche Begebenheiten, Personen und historische Züge ansah und nach seiner subjektiven Ansicht beurtheilte, was in manchen Fällen nicht minder

interessant und wichtig, als die Ausmittlung der objectiven Wahrheit der Facta. Wir werden bei diesem Theile zuerst unsern Blick auf dasjenige richten, was sich auf das Auswärtige und Fremde bezieht, sodann auf das einheimische und nationell römische, endlich werden wir diejenigen dieser Klasse folgen lassen, welche nicht so wohl auf Geschichte im höhern Sinn des Wortes, als vielmehr nur auf einzeine Anekdoten ohne historische Bedeutung, hinweisen.

Die meisten sprüchwörtlichen Redensarten, welche sich auf auswärtige Völker beziehen, sind von dem eigenthümlichen Charakter derselben hergenommen, wie er theils wirklich war, theils den Römern zu seyn schien. Dahin gehören: Punische Treue, von treulosen und gewissenlosen Menschen; Sarder feil! von verächtlichen und ganz werthlosen. Letzteres beruhte auf der schlechten Vorstellung, welche die Römer überhaupt von den Bewohnern Sardiniens hatten, so wie namentlich noch auf der besondern Veranlassung, daß durch den Feldzug, den Tiberius Grachus, der ältere jener zwei berühmten volksliebenden Brüder, auf jener Insel führte, eine übergroße und durch öffentlichen Verkauf kaum abzusetzende Menge von sardinischen Sklaven nach Rom gebracht wurde. Von

den Phrygiern heißt es: Der Phrygier wird nur durch Schläge gebessert. Der Name der Ambronen, jenes deutschen Volkes, das mit den Cimbern und Teutonen den Römern solchen Schrecken einflößte, bis es gleich diesen beiden durch die Siege des Marius aufgerieben wurde, wurde sprüchwörtlich zur Bezeichnung wilder räuberischer Horden; Ein Batavisches Ohr zur Bezeichnung roher Geschmacklosigkeit. Iberische Mährchen, sagte man, wenigstens in der Zeit des Kirchenvaters Hieronymus, bei dem dieser Ausdruck sprüchwörtlich gebraucht wird, von grundlosen und abentheuerlichen Meinungen und Erzählungen, entweder wegen der übertriebenen und seltsamen Geschichten, welche von der Wildheit jener alten Bewohner Spaniens im Umlauf waren, oder wegen der mährchenhaften Uebertreibung, mit welcher man von dem Reichthum dieses Landes an edeln Metallen sprach. Die Hinweisung auf griechisches Wesen und griechisches Volk sowohl im allgemeinen als auf einzelne Stämme und Städte desselben, tritt in diesem Kreise, wie man leicht erwarten kann, besonders hervor. Hier begegnen zuerst die freilich nicht zum Ruhme des griechischen Charakters dienenden beiden Redensarten: Griechisch

Leben, soviel als toll und ausgelassen schwärmen, und Griechische Treue. Daß das griechische Wesen, besonders in jener spätern Zeit, als die Römer zuerst mit den Griechen in genauere Verbindung und häufigeren Verkehr kamen mit seiner größern Weichheit und Weichlichkeit, mit seinen feinern Genüssen und seiner leichtsinnigern Weise den damals noch so harten und strengern Römern in diesem nachtheiligen Lichte erscheinen mußte, ist leicht begreiflich. Eben so kann es nicht befremden, wenn ein Volk mit so viel natürlicher Gewandtheit, Beweglichkeit und Feinheit des Verstandes begabt, als das griechische, besonders seinen Besiegern gegenüber, von diesen Eigenschaften öfters einen Gebrauch machte, der eben so sehr mit den Grundsätzen einer strengen Moral, als mit dem einfachern und sittlichern Charakter der guten alten römischen Zeit im Widerspruch stand. Um jedoch aus diesen beiden römischen Sprüchwörtern keine zu allgemeinen und darum unrichtige Schlüsse gegen das in alter und neuer Zeit so viel bewunderte und viel getadelte Volk zu ziehen, sind folgende Berücksichtigungen wohl fest zu halten. Abgesehen davon, daß die Römer der spätern Zeit eine Sittenlosigkeit, Grausamkeit, Niederträchtigkeit und Frevel aller Art

zeigen, gegen welche Summe von colloſſaler Laſterhaftigkeit, alles, was man den Griechen vorwerfen kann, unſchuldiges Kinderſpiel iſt, ſo daß alſo wenigſtens dieſe ausgearteten Römer, die das Ende der Republik und die Regierung eines Tiberius und ähnlicher Kaiſer ſahen, nicht das Recht hatten in dieſem Sinne von pergraecari und graeca fides zu ſprechen, ſo iſt dabei wohl zu bemerken, daß die Römer dieſe Anſicht des griechiſchen Nationalcharakters zunächſt und meiſtens nach jenen Griechen ſich bildeten, welche nach der Hauptſtadt der römiſchen Welt ſtrömten, um dort ihr Glück zu verſuchen oder Erwerb zu finden, von denen der größte Theil allerdings nicht geeignet war die Ehre und Würde des griechiſchen Namens zu behaupten. Das ſind jene Graeculi, welche den römiſchen Schriftſtellern vorſchweben, wenn ſie weniger günſtig über den griechiſchen Nationalcharakter ſich äußern, das ſind dieſelben, welche Juvenal [7]) mit ſeiner ſcharfen Geiſel züchtigt. Ferner würde der Ausdruck Griechiſche Treue zwar in ſchlimmem Sinn, aber wie man aus einer Stelle des Plautus ſieht, doch ſo gebraucht, daß man nicht ſo wohl ſchändliche Treuloſigkeit, ſondern das Mißtrauen, den Mangel an einfacher, ſchlichter Ehrlichkeit, und

die Unzuverläßigkeit eines ohne weitere Bürgschaft gegebenen Wortes damit bezeichnete. In einem Lustspiele dieses Dichters sagt nämlich die Hausmutter eines verrufenen Hauses, die auf Bezahlung dringt: Tag, Wasser, Sonne, Mond und Nacht, das alles kann ich genießen ohne Geld; alles aber, was man noch sonst braucht, muß man auf griechischen Credit (graeca fide) kaufen, das ist, mit baarem Geld. Endlich steht diesem ungünstigen Urtheil ein anderes sehr ehrenvolles entgegen. Mag nämlich auch im Allgemeinen die griechische Treue nicht die festeste gewesen seyn, so war bei den Römern doch Attische Treue in dem entgegengesetzten Sinne sprüchwörtlich geworden. In diesem Sinne kömmt der Ausdruck bei Plautus vor, und der Geschichtschreiber Vellejus Paterculus [8]) sagt ausdrücklich: «Die Athenienser zeigten gegen die Römer stets eine so gewissenhafte Treue, daß letztere, so oft ein Geschäft recht treu und ehrlich vorgenommen wurde, sagten, es sey mit Attischer Treue geschehen.» Von den einzelnen griechischen Völkerschaften und Städten, deren Name sprüchwörtlich geworden ist, sind folgende anzuführen, von denen die meisten bei den Griechen selbst in gleichem Sinne genannt werden. So begegnen wir auch hier jenen

welthiſtoriſch gewordenen Kleinſtädtern, den Abderiten und dem Abderitenverſtand; dem Böotiſchen Schwein, dem lebensluſtigen und harmloſen homeriſchen Volk der Phäaken, und den ſchwelgeriſchen, leichtfertigen Sybariten. Wenn auch nicht in dem Grade, wie die zuletzt genannten, waren auch die Maſſilioten, die alten Bewohner des heutigen Marſeille, wegen ihren weichlichen Sitten und ihres Wohllebens im übeln Rufe bei den Römern. Plautus nennt wenigſtens in dieſem Sinne ſprüchwörtlich Marſeiller Sitten. In ſpätern Zeiten jedoch war dieſes ganz anders, ſey es, daß ſich der Zuſtand der Sitten in jener Stadt wirklich verbeſſerte, oder kam es daher, daß bei den Römern ſelbſt der Maaßſtab zur Beurtheilung der öffentlichen Moral ſich geändert hatte. Später nämlich war Maſſilien, außer ſeinem Handel, durch die feinen Sitten ſeiner Bewohner, durch ſeine Gelegenheiten zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung und ähnliche Vorzüge bekannt. So hebt Tacitus in der Lebensbeſchreibung ſeines Schwiegervaters, des Agricola, [9]) es als einen für deſſen Erziehung beſonders günſtigen Umſtand hervor, daß er in frühem Alter nach Marſeille, kam und dort erzogen wurde, «an einem Ort, ſagt der Ge-

ſchichtſchreiber, welcher den feinern Ton der griechiſchen Geſellſchaft ſehr glücklich mit dem eingeſchränktern Leben einer Provincialſtadt verbindet.» Auf die Pracht und das genußvolle Leben von Korinth, ſo wie auf den Werth, den man darauf ſetzte, alle dieſe Herrlichkeit aus eigner Erfahrung kennen zu lernen, deutet das von den Griechen angenommene Sprüchwort: Nicht jedem wird das Glück zu Theil nach Korinth zu kommen. Eben ſo wurden auch von den Griechen her bei den Römern die Sicyoniſchen Schuhe ſprüchwörtlich, welche mehr nett und zierlich, als dauerhaft, zur Bezeichnung eines zweckloſen und unmännlichen Schmuckes dienen. Siciliſche Poſſen ſagte man von leerem Geſchwätz und leeren Späßen. Nicht minder waren die Mileſiſchen Mährchen ſprüchwörtlich, deren Nachbildungen ſpäter eine eigne Gattung der Literatur, jene Wunder- und Zauberromane ausmachten, von denen des Apulejus Goldner Eſel ein ſo bekanntes Muſter iſt. Aus der nähern Nachbarſchaft Roms, aus dem Umfange von Italien ſind hier zu nennen Campaniſcher Hochmuth; dann die von der campaniſchen Stadt Fescennium ausgegangenen, ausgelaſſenen und üppigen fescenniſchen Lie-

der; ferner Oscisch reden, von zu freien, obscönen Ausdrücken; endlich die Caeritenliste zur Bezeichnung des untersten Ranges und verwerflicher Unbedeutenheit, hergenommen von den politischen Verhältnissen der Municipalstadt Caere in Etrurien, deren Bürger nur den Namen, aber durchaus keine Rechte und nichts von dem Wesen des römischen Bürgerrechts hatten.

Außer solchen allgemeinen charakteristischen Eigenschaften und Verhältnissen von Ländern und Städten, fehlt es auch nicht an Namen auswärtiger, theils mythischer, theils historischer Personen, so wie einzelner historischer Begebenheiten und einzelner Localitäten, welche in diesen sprüchwörtlichen Kreis gezogen wurden. Wenn man die Sphäre des Sprüchwortes nicht fest und ausschließlich auf das Volk und die Aeußerungen des Volkes einschränkt, sondern überdieß noch auf literarische Bildung und das Gebiet der Literatur ausdehnt, so kann man annehmen, daß in diesem weitern Kreise der größte Theil der mythologischen und historischen ausgezeichneten Namen sprüchwörtlich gebraucht werden. Nach den uns gesetzten Gränzen jedoch, so wie um nicht ganz bekanntes und gewöhnliches hier zu wiederholen, beschränken wir uns auf folgende wenige Proben. So sagte

man Aepfel des Alcinous von köſtlichen und ſeltnen Sachen, in Bezug auf die in der Odyſſee ſo reizend beſchriebenen Gärten dieſes Königes der Phäaken; Höhle oder Thurm der Lamia, von leeren Träumereien gleich den Kindermährchen, in denen die Hexe und Zauberin Lamia eine Hauptrolle ſpielte; Tigranes, von einem nach orientaliſcher Weiſe ſtolzen Despoten, wie jener König von Armenien war; Mäander, von verſchlungenen und verwickelten Intriguen, gleich den Windungen jenes Fluſſes. Eben dahin gehört Scylla und Charybdis; Kälter als ein galliſcher Winter, und anderes der Art.

Wir wenden uns nun zu ſolchen ſprüchwörtlichen Redensarten, welche ſich auf die einheimiſche und nationelle Geſchichte der Römer beziehen. Wenn wir ſie nach chronologiſcher Ordnung der ihnen zu Grunde liegenden hiſtoriſchen Veranlaſſungen an einander reihen, ſo begegnet uns zuerſt aus der römiſchen Urgeſchichte die Erwähnung Evanders in dem Sprüchwort: Mit Evanders Mutter reden, zur Bezeichnung einer ganz alten und veralteten Ausdrucksweiſe. Auf die bekannte Geſchichte des Mucius Scävola ſcheint ſich die Redensart zu beziehen: Ich halte abſicht-

lich die Hand ins Feuer, von einem freiwillig übernommenen Wagestück. An die altrömische Strenge erinnern die beiden: Manlianische Befehle, und: Ein Richter wie Cassius. Die Veranlassung zu dem erstern Sprüchwort gab die Strenge des Consul Titus Manlius Torquatus in einem der lateinischen Kriege gegen seinen eignen Sohn. Wir können uns nicht enthalten die so äußerst anschauliche und treffliche Erzählung dieses Vorfalles aus Livius [10]) hier einzuschalten. «Unter den übrigen Anführern der einzelnen Reiterhaufen, welche nach allen Richtungen hin auf Kundschaft ausgeschickt wurden, ritt Titus Manlius, des Consul Sohn, mit seinen Leuten so nahe an das feindliche Lager, daß er von dem äußersten feindlichen Posten kaum so weit ein Wurfspieß reicht entfernt war. Dieser bestand aber aus Tusculanischen Reitern, unter Anführung des Geminius Metius, eines durch sein Geschlecht und seine Thaten ausgezeichneten Mannes. Sobald dieser die römischen Reiter und an ihrer Spitze den ihm wohlbekannten Sohn des Consul gewahrte, rief er ihm zu: Mit einem einzigen Reiterhaufen wollt ihr also mit den Lateinern und ihren Bundesgenossen Krieg führen? Was thun denn mittlerweile

eure beiden Konſuln mit ihren Heeren? Sie werden kommen, wenn es Zeit iſt, erwiederte Manlius, und mit ihnen wird Jupiter, der allmächtige, kommen, der Zeuge eures Treubruches. Haben wir bei dem See Regillus mehr als zur Genüge euch bekämpft, wahrlich ſo werden auch hier unſere Adler nicht auf ſich warten laſſen. Da ritt Geminius hervor aus ſeinen Begleitern, und ſprach: Willſt du nicht, bis ſich endlich einmal euer Heer in Bewegung ſetzt, jetzt ſchon mit mir es wagen? Man mag dann ſehen, wie weit ein lateiniſcher Ritter den römiſchen übertrifft. Da überwältigte Zorn, Ehrgefühl, oder auch das unausweichliche Schickſal des Jünglings kühnes Herz: er vergaß den Befehl des Vaters, das Wort des Conſul, und eilte zum Kampf auf Sieg oder Tod. Die übrigen Reiter bilden den Kreis der Zuſchauer, und die beiden Kämpfer ſprengen gegen einander an. Bei dem erſten Zuſammentreffen ſtreifte des Manlius Lanze den Helm des Gegners, die Lanze des Metius den Nacken des feindlichen Pferdes. Darauf ſprengten ſie wieder zurück: Manlius kam ſeinem Gegner zuvor, und traf deſſen Streitroß zwiſchen den Ohren. Hoch aufſpringend vor Schmerz, ſchüttelte es den Kopf mit gewaltiger Heftigkeit und

warf seinen Reiter ab. Wie dieser nun, auf Schild und Lanze gestützt, sich gerade von dem schweren Fall erheben wollte, stieß ihm Manlius den Speer in die Kehle, mit solcher Gewalt, daß die Spitze zu den Rippen heraus noch in den Boden drang. Dann zog er dem Getödteten die Waffen ab und ritt zu den Seinigen zurück. Frohlockend kehrte die Reiterschaar mit ihm in das Lager zurück, und ohne die Zukunft zu ahnen, trat er in des Feldherrn Zelt, mit den Worten: Vater! Ein Feind forderte mich; ich erschlug ihn und nahm ihm die Waffen ab, die ich hier bringe, auf daß alle in mir deinen Sohn erkennen mögen. Sobald der Consul solches hörte, wendete er das Angesicht ab von seinem Sohn und ließ sofort das gewöhnliche Signal zur allgemeinen Versammlung blasen. Alles strömte herbei, und er begann also: «Da du, Titus Manlius, ohne Scheu vor dem Befehl des Consul und vor der Heiligkeit des väterlichen Ansehens, gegen mein ausdrückliches Verbot dich außer Reih und Glied in einen Kampf mit einem Feind eingelassen, und somit so viel an dir lag, die Kriegsordnung gebrochen hast, durch welche Rom bis jetzt sich aufrecht hielt; da du ferner auf diese Weise mich in die Nothwendigkeit versetzt hast, ent-

weder des Vaterlandes, oder meiner selbst und der Meinigen zu vergessen: so will ich lieber selbst das Vergehen eines der Meinigen büßen, als daß die Republik durch unsere Schuld so sehr gefährdet werde. Unser Haus soll der Jugend zum traurigen, aber für alle Zukunft heilsamen Beispiel dienen. Allerdings bewegt die väterliche Liebe und dieser Waffenthat wenn gleich falscher Schimmer mein Herz; aber da nun einmal die nothwendige Wahl gegeben ist, entweder durch deinen Tod den Befehlen der Consuln Kraft zu geben, oder sie für alle Zeit durch deine Strafloſigkeit zu entkräften: so habe ich zu dir das Zutrauen, wenn du anders von meinem Blut bist, daß du dich nicht weigern werdest, die Kriegsordnung, welche du durch deine Schuld gebrochen hast, durch deine Strafe wieder herzustellen. Vorwärts Lictor! Binde ihn an den Block.» Ganz erstarrt über einen solchen Befehl, blieben alle stumm und bewegungslos, aber mehr aus Furcht, als aus freiwilligem Gehorsam: es war, als sähe jeder das Todesbeil gegen sich selbst gezückt. So standen sie schweigend, wie angeheftet; erst als das Haupt gefallen war und das Blut hervorsprang, tauchte gleichsam die Besinnung aus dem Staunen wieder auf; jetzt erst wurde ihre Zunge

zur Klage gelöst, jetzt erst hörte man Wehegeschrei und Verwünschungen. Man bedeckte des Jünglings Körper mit den so glorreich erbeuteten Waffen; man hielt ihm ein Leichenbegängniß, so stattlich als es die Theilnahme und der Eifer des Heeres nur vermochte, und die Leiche wurde auf einem außerhalb des Lagers errichteten Scheiterhaufen verbrannt. Des Manlius Befehle aber waren nicht nur für die Gegenwart ein Gegenstand des Schreckens, sondern blieben auch von jetzt an für alle Zeit ein Beispiel grausamer Strenge.»

Richter wie Cassius nannte man strenge und gewissenhafte Richter, von dem durch diese Eigenschaften ausgezeichneten Lucius Cassius. Nach Sutrium gehen war so viel als etwas auf eigne Kosten und mit eignen Aufopferungen ausführen. Camillus wollte nämlich einmal diese etrurische Stadt durch plötzliche Ueberraschung einnehmen, und ohne weitere Vorbereitungen zu machen, befahl er unmittelbar vor seinem Ausmarsch aus Rom einem jeden seiner Soldaten in aller Schnelle und von ihrem eignen Vorrath Proviant auf drei Tage mit zu nehmen. Die allgemeine Anerkennung der Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit des alten Cato drückt sich in dem Sprüchwort aus: Das glaub

ich nicht, und wenn es Cato ſagte. Sprüchwörtlich wurde auch ein alter Vers des alten Dichters Näbius gegen die durch ſo viele Ehrenſtellen und Auszeichnungen glänzende Familie der Meteller: man machte davon Gebrauch, wenn man von ſolchen ſprach, die mehr durch Glück als Verſtand ſich in die Höhe ſchwingen. Jener Dichter ſagt einmal: Durch Schickſal's Schluß hat Rom zu Conſuln die Meteller. Der damalige Conſul Metellus fertigte ihn ab mit der kurzen und drohenden Erwiederung:

Den Dichter Näbius werden züchtigen die Meteller

Das Andenken an die reiche Erbſchaft des König Attalus von Pergamus erhält der Ausdruck: Attaliſche Schätze. Der Name des Roscius, jenes römiſchen Iffland, des Zeitgenoſſen und Freundes des Cicero, bezeichneten überhaupt die höchſte Vollkommenheit in irgend einem Fach. Denn, ſagt der Redner, dieſer Mann hat es ſchon lange ſo weit gebracht, daß jeder, der ſich in irgend einer Kunſt auszeichnete, der Roscius ſeines Faches genannt wird.

An dieſe Sprüchwörter, in welchen auf hiſtoriſche Namen und hiſtoriſche Perſonen,

reihen ſich diejenigen, in welchen auf einzelne Vorfälle, Stadtgeſchichten und Anekdoten und weniger bekannte Perſonen angeſpielt wird.

Von Jemand, der ganz entſchiedenes und immer wiederkehrendes Unglück hatte, ſagte man: Er hat das Pferd Sejanus. Dieſes Pferd hatte den Namen von ſeinem erſten Beſitzer Cneius Sejus; es war von einer bewunderungswürdigen Schönheit, Kraft und Schnelligkeit; allein man bemerkte, daß alle ſeine Beſitzer einen gewaltſamen Tod gefunden hatten, und ſo ſchien es jedem Haus Unglück zu bringen. Nach Cneius Sejus, der zum Tod verurtheilt wurde, beſaßen es Dolabella, Caſſius, Antonius der Triumvir, lauter Männer, die ein unglückliches Ende hatten. Einen ganz ähnlichen Sinn hatte das Sprüchwort: Er hat von dem Gold von Toloſa, wovon man folgende Veranlaſſung erzählt. Der Conſul Q. Caepio hatte nach der Einnahme von Toloſa, dem heutigen Toulouſe, die Stadt der Plünderung preisgegeben, wobei außer andern Schätzen beſonders eine große Menge Gold, das in den dortigen Tempeln war, den Siegern als Beute zufiel. Allein man bemerkte, daß alle, welche von dieſem Gold geraubt hatten, auf ganz beſonders unglückliche Weiſe um-

kamen. Das war jedoch nicht das erstemal, daß dieses verhängnißvolle Gold den Fluch zeigte, welchen den Frevler gegen die Heiligthümer der Tempel verfolgt. Das nämliche Gold hatten nämlich die Tektosagen, die Bewohner dieser Gegend von Gallien, die mit dem Heere des gallischen Königes Brennus den Zug nach Griechenland gemacht hatten, in dem heiligen Tempel von Delphi geraubt. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath büßten sie jedoch ihren Tempelraub durch eine furchtbare Pest, welche erst dann nachließ, nachdem sie den größten Theil desselben als Sühnopfer in einen See, nahe bei der Stadt, versenkt hatten. Ein von dem Glück ganz besonders begünstigter heißt: Ein Sohn der weißen Henne. Der Ursprung der Redensart ist nicht ganz deutlich. Vielleicht beruht sie nur auf der allgemeinen Vorstellung von der weißen Farbe, als dem Symbol des Glückes und der Freude, so wie man auch die Ausdrücke: Ein weißer Vogel; Ein weißer Tag; Mit einem weißen Stein bezeichnen, von einer angenehmen, glücklichen Sache findet; oder es ist hier eine Anspielung auf eine besondre Veranlassung. In dem letzten Fall dürfte man wohl an eine Anekdote denken, welche uns Suetonius [11])

von Livia, der Gemahlin des Kaiſer Auguſtus erzählt. Als dieſe nämlich ſich einſt, kurz nach ihrer Verheirathung mit Auguſtus, auf eines ihrer Landgüter begab, ſo flog ein Adler über ihrem Haupte weg, und ließ ein weißes Huhn, mit einem Lorbeerreiß im Schnabel, auf ihren Schooß fallen. Livia ließ das Lorbeerreiß auf ihrer Villa pflanzen und das Huhn dort halten; und ſiehe da! von dem Huhn kamen ſo viele Küchlein, die ſich ſelbſt wieder ſo ſchnell vermehrten, daß jene Villa den Namen Zu den Hühnern bekam und fortan behielt; das ſchwache Lorbeerreiß aber wuchs zu einem ganzen Lorbeerhain heran, aus welchem die triumphirenden Imperatoren von nun an ihre Lorbeerkränze holen ließen. Mit dem Tode des Kaiſer Nero, dem letzten Zweige der Familie des Auguſtus, ſtarb jedoch der ganze Hain ab. Wollte man jene zuletzt genannte ſprüchwörtliche Redensart auf dieſen Vorfall beziehen, ſo läge alſo darin eine Erinnerung an dieſes wunderbare Pfand des Glückes, welches Livia vom Schickſal erhielt. Wenn ſich zwei Betrüger gegenſeitig betrogen und beſchädigten, ſo hatte man dafür das Sprüchwort: Ein Uebel haben wir gegeben, ein Uebel haben wir bekommen. So ſagte man nämlich zuerſt in der Pro-

vinz Spanien und Afrika von zwei verhaßten Proconſuln zur Zeit des Plinius, von denen der eine, Caecilius Claſſikus, aus Afrika gebürtig, einen Theil von Spanien, und umgekehrt, der andere, Marius Priſkus, aus Spanien gebürtig, die Provinz Afrika verwaltete. Die bekannte Anekdote von jenem Athleten Milo aus Kroton kam ebenfalls in den Kreis des Sprüchwortes, und als Beweiß, wie ſehr durch fortgeſetzte Uebung die Kraft wächſt, ſagte man: Wer das Kalb gehoben hat, wird zuletzt den Ochſen heben. Zuweilen giengen ſolche Redensarten von ganz unbedeutenden erſten Veranlaſſungen aus, oder von ſolchen, die in Vergeſſenheit kamen, wenn auch das Sprüchwort blieb. Dahin gehört zum Beiſpiel: Das Roß unterm Thor, welches man dann anwendete, wenn Jemand ſchon gleich am Anfang eines Unternehmens einen Fehler machte. Die Veranlaſſung dazu gab der unbedeutende Umſtand, daß, als einſt Sulpicius Gallus durch ein Thor von Rom ritt, um in eine entlegene Provinz zu reiſen, ſein Pferd ſtrauchelte. Er äußerte ſich darüber auf eine ſehr launige Weiſe, die ſeiner nächſten Umgebung auffiel; dann ſprachen auch andere davon und das Sprüchwort war fertig. Wenn Jemand in je-

ner übeln Lage war, wo nur ein Entſchluß zu faſſen übrig bleibt, wobei es aber gleich mißlich iſt, ihn auszuführen, oder nicht auszuführen, dann konnte er ſagen: Ich bin verloren, wenn ich es thue, und thue ich es nicht, ſo krieg' ich Schläge. Als den Urſprung des Sprüchworts giebt man einen faſt nicht weiter bekannten Orakelſpruch an. Irgend ein böſer Schelm, der mehrmal die Vorübergehenden durch verſtelltes Wehklagen und Rufen angeführt hatte, indem er ſich ſtellte, als habe er einen unglücklichen Fall gethan, veranlaßte das Sprüchwort, das man Betrügern zurief, welche unverdiente Hülfe anſprechen: Der ſoll dich aufheben, der dich nicht kennt. Wenn man einen andern meinte und ein andrer ſich getroffen fühlte, hieß es nach irgend einem weiter nicht bekannten entſprechenden Vorfall: Den Tuchwalker ſchlägſt du und der Schmidt fällt um. Wie wir ſagen: Was dem einen recht iſt, muß auch dem andern gelten; ſo ſagte man: Was für Accius gilt muß auch für Titius gelten. Wie durch Horatius die ſchlechten Dichter Bavius und Maevius zur Unſterblichkeit gelangt ſind, ſo wird ſonſt in gleicher Eigenſchaft auch ein Suffenus ge-

nannt. Des Soterichus, irgend eines alten Handwerkers, Ruhebette, gelten sprüchwörtlich für etwas altfränkisches; Seneca nennt so die Verse des alten Dichter Ennius. Der muß den Archigenes brauchen, hieß es von einem, dem es im Kopfe fehlte: Archigenes aber war ein besonders berühmter und glücklicher Art, der zur Zeit Trajans in Rom lebte.

So viel von der geschichtlichen Quelle sprüchwörtlicher Redensarten. Eine zweite Quelle derselben ist, nach unserer oben angedeuteten Eintheilung, die Natur. Hier unterscheiden wir zuerst solche bildliche Arten des Ausdrucks, welche von allgemein bekannten in die Sinne fallenden Eigenschaften der Gegenstände aus den verschiedenen Reihen der Natur hergenommen sind, und dann solche sprüchwörtliche Ausdrücke, welche auf individuellen Vorstellungen, Meinungen oder Beobachtungen der alten, und besonders der alten römischen Welt beruhen. Indem wir von jener ersten Klasse diejenigen übergehen, welche mehr oder minder fast allen Sprachen gemeinschaftlich sind, wie zum Beispiel Weiß wie der Schnee, Hell wie das Tageslicht und dergleichen, führen wir solche an, welche zwar derselben Klasse angehören, jedoch nicht so in

ganz allgemeinem Gebrauch ſind. Dahin gehören: Einen Knoten an der Binſe ſuchen, für: Schwierigkeiten finden wollen, wo keine ſind; Ein bleierner Menſch zur Bezeichnung eines ſchwerfälligen und ſtumpfſinnigen; Stolz wie ein Pfau; Kothiger als der Koth; Schläfriger als ein Hamſter; Ruhiger als Oel; Oel in das Feuer gießen; Reiner als Salz; Geſund wie ein Fiſch; Die Hörner erheben, für: ſich widerſetzen; Den Wolf an den Ohren halten, zur Bezeichnung jener gefährlichen Lage, wenn wir einen ſtärkern Feind eine Zeit lang unſchädlich machen, der aber jeden Augenblick zu unſerm Untergang aus unſerer Gewalt ſich loszumachen droht; Kein Hund beißt die Hündin. Auf individuellen Vorſtellungen und beſondern Veranlaſſungen beruhen folgende: Der hat kein Haſenfleiſch gegeſſen, ſagte man von einem Häßlichen, weil man glaubte der Genuß dieſer Speiſe befördere ein ſchönes Ausſehen. Ein anderes Sprüchwort, worin der Haſe erwähnt wird, iſt folgendes: Du biſt ſelbſt ein Haſe und gehſt dem Braten nach. Der Sinn davon iſt etwas dunkel und zweideutig; es wurde wohl im Allgemeinen von

demjenigen gebraucht, der, was er selbst ist oder hat, noch anderwärts sucht. Von der ansteckenden Kraft der Hundswuth hatte man die Meinung, sogar die Berührung eines von einem tollen Hund angebissenen Steines mache wüthend. Daher sagte man von einem ganz heftigen und tollen Menschen: Er hat einen vom Hund gebissenen Stein berührt, oder etwas ähnliches: denn die Wörte des Sprüchwortes selbst haben sich nicht erhalten. Eine Maus in dem Brodsack, sagte man in einem gleichen Sinne wie das bekannte Eine Schlange im Busen. Den Krähen die Augen ausstechen ist so viel als die wachsamsten und vorsichtigsten Leute übervortheilen, in dieser Bedeutung wird es oft gebraucht; untern andern gebraucht es Cicero von jenem Schreiber Flavius, der die Anmaßung und Geheimnißkrämerei der alten römischen Juristen dadurch vereitelte, daß er dem Volk die vorher als Standesgeheimniß der Partricier verheimlichten Tage, an welchen man seine Sachen vor Gericht bringen durfte (dies fasti), öffentlich bekannt machte. Von dem Wolf hatte man den sonderbaren Glauben, daß er demjenigen, den er anblicke, ohne vorher von ihm angeblickt worden zu seyn, den Gebrauch der

Stimme raube. Man ſagte deßwegen von einem der verſtummte: Der Wolf hat ihn geſehen. Von einem geſcheuten und energiſchen Manne hieß es: Er hat Eſſig in der Bruſt. Von Lolium leben iſt ſo viel als ſehr kurzſichtig ſeyn, weil, wie man glaubte, dieſe Pflanze äußerſt nachtheilig auf den Sinn des Geſichtes wirkt. Die Natter nimmt Gift von der Viper, gilt von zwei ſchlechten Menſchen, die ſich gegenſeitig berathen und unterſtützen. Einen Holzwurm nannte man einen finſtern Menſchen, indem man die Runzeln eines faltenreichen Geſichtes mit den Ringen dieſes Wurmes verglich. Es iſt dieß übrigens daſſelbe Inſekt, von dem eine gewiſſe größere Art bei den Alten gegeſſen wurde und ſogar als ein Leckerbiſſen galt. [12]) Er geht zu Grund, wie die letzten Bohnen, hieß es von einem der unbeachtet und ſchutzlos zu Grund geht, ſo wie die einzelnen letzten, nicht mehr abgepflückten Bohnen. Umkommen wie die Spitzmaus, ſagte man von ſolchen, die durch ihre eigenen unvorſichtigen Aeußerungen ſich ins Verderben ſtürzen, ſo wie jenes Thier durch ſein ſtärkeres Ziſchen und Pfeifen ſeinen Aufenthalt verräth. Den Mäuſen ſo wie den Spinnen ſchrieb man

bei dem bevorstehenden Zusammenstürzen eines Gebäudes ein gewisses Ahnungsvermögen zu, und man glaubte sie wanderten immer vorher aus. In dieser Beziehung sagt einmal Cicero sprüchwörtlich in einem Briefe an Atticus: «Zwei von meinen vermietheten Häusern sind eingestürzt, die andern haben Risse, so daß nicht nur die Miethsleute, sondern sogar die Mäuse sie verlassen.» Vielleicht steht der jetzt noch besteheude Volksglauben damit in Verbindung, daß das Erscheinen vieler Mäuse Krieg und Verheerung bedeute. Nach der natürlichen Wirkung und dem häufigen officinellen Gebrauch der Pflanze Helleborus bildete sich die bekannte sprüchwörtliche Redensart: Helleborus nöthig haben, und ähnliche bis zu dem Horazischen: Ein durch drei Anticyra (wo diese Pflanze besonders gedieh) unheilbarer Kopf.

Die dritte Quelle sprüchwörtlicher Redensarten nebst der Geschichte und Natur bildet nach unsrer oben angedeuteten Eintheilung das Leben. Mehreres, was auf diese Quelle zurückführen läßt, wurde schon früher von uns bei der kurzen, nach gewissen allgemeinen Begriffen geordneten, Darstellung des sprüchwörtlichen Ausdrucks angeführt: hier soll der noch übrige

Theil, welcher derſelben Quelle angehört, zuſammengeſtellt werden. Wir werden ſehen, daß faſt keine Seite des öffentlichen und häuslichen Lebens genannt werden kann, welche nicht mehr oder minder in dieſem ſprüchwörtlichen Kreiſe berührt wurde. Wir werden hier Hinweiſungen auf altrömiſche Einrichtungen und Gebräuche des Cultus, der politiſchen Verfaſſung, des Kriegsweſens finden; wie nicht minder Hinweiſungen auf die verſchiedenen Stände der Ge-Geſellſchaft, auf Familie, häusliches Leben und häusliche Einrichtungen: Dieß werden die noch übrigen, jetzt anzuführenden ſprüchwörtlichen Redensarten beweiſen, welche wir nach der Ordnung der eben angedeuteten verſchiedenen Seiten des öffentlichen und Privatlebens nun aneinander reihen wollen.

Von Gebräuchen und Einrichtungen des Cultus ſind folgende Redensarten hergenommen. Zwiſchen dem Schlachten und Darbringen bezeichnet eine kurze, entſcheidende Zeit im Drang der Geſchäfte. Zwiſchen dem Schlachten des Opferthieres und der Darbringung deſſelben auf dem Altar hatte der Prieſter noch die Eingeweide zu beſchauen und darnach, ſo wie nach andern zufälligen Störungen, welche durch eine üble Vorbedeutung dem Opfer Ein-

trag thun konnten, hatte er dann zu bestimmen, ob die heilige Handlung ihren ununterbrochenen Fortgang nehmen, oder von neuem angefangen werden sollte. Einen ähnlichen Sinn hat: Zwischen Opfer und Stein, jedoch, wie es scheint, mit dem Nebenbegriff einer bedenklichen und gefährlichen Lage. Der Ursprung der Redensart ist nicht ganz deutlich. Wahrscheinlich bezieht sie sich auf jene altrömische Sitte, die Bündnisse und Staatsverträge abzuschließen, wobei der Fecialis jedesmal ein Schwein, als Opferthier, mit einem Stein tödtete und zugleich Verwünschungen gegen denjenigen aussprach, welcher zuerst das Bündniß brechen würde. Auf denselben Brauch bezieht sich der Ausdruck: Bei dem Stein schwören, oder: Bei dem Stein Jupiter schwören, zur Bezeichnung eines hochheiligen unverbrüchlichen Eides. Opfre ein Schwein, ruft man dem zu, welchen man für ganz unvernünftig und toll erklärt. Denn mit einem solchen Sühnungsopfer pflegte man von der frühsten Zeit her den Zorn der Götter, von welchen man, wie jedes besondre Unglück, so auch die Krankheiten des Wahnsinnes herleitete, zu besänftigen und von sich abzuwenden. Gleichfalls von einem Gebrauch beim Opfer war der

Zuruf: Hoc age (das thue) hergenommen, den man gebrauchte, um Jemand zur aufmerksamen und ungetheilten Sorge für ein bestimmtes Geschäft aufzufordern. Denn diese Worte rief jedesmal beim Anfang des Opfers ein Herold mit lauter Stimme dem Priester oder der Magistratsperson zu, welche das Opfer verrichteten. In Zeiten der Noth und Gefahr eine sichere, unverletzliche Zufluchtsstätte finden, heißt dahin wie zum Altar sich flüchten. Noch hat sich ein hierher gehöriges Sprüchwort erhalten, woraus hervorgeht, daß die Prälaten und vornehmen Priester unsrer römischen Kirche, wenn sie die Freuden der Tafel nicht verschmähen, darin auf die Tradition schon von den Zeiten ihrer altrömischen heidnischen Collegen sich stützen können. Denn schon im alten Rom bezeichnete Ein Priesterschmaus, Ein Saliarisches Mahl, Ein geistliches Einstandsessen, überhaupt ein reichliches und ausgesuchtes Gastmahl. In den Annalen der altrömischen Gastronomie erhielt sich das Andenken, daß bei einem solchen Einstandsessen, wie es ein jeder neugewählte Pontifex und Augur zu geben pflegte, der berühmte Redner Hortensius, als Augur, zum erstenmal seit Roms Gründung einen Pfau auf die Ta-

fel brachte, ein Gericht, welches nun fortan bei keinem glänzenden römischen Gastmahl mehr fehlen durfte. Bemerkenswerth ist dabei, daß über einen solchen geistlichen Schmaus ein förmliches Protokoll zu gewissen Zeiten aufgenommen worden zu seyn scheint. Wenigstens hat uns Macrobius [13]) ein solches von dem obersten Priester Metellus verfaßt, aus desselben viertem Register (index) urkundlich aufbewahrt. Es darf vielleicht hier einen Platz finden, da es uns zugleich zeigt, wie ein glänzendes Diné gegen Ende der Republik beschaffen war. «Am zwei und zwanzigsten August, an welchem Tag Lentulus zum Priester des Mars geweiht wurde, war sein Haus festlich geschmückt. Um die Tische stunden Kanapés von Elfenbein. Zwei Tische waren eingenommen von den Pontifices Q. Catulus, M. Aemilius Lepidus, D. Silanus, C. Cäsar, dem Opferkönig, P. Scävola Sextus, Q. Cornelius, P. Volumnius, P. Albinovanus und dem Augur C. Cäsar, der ihn geweiht hatte. Am dritten Tische waren die vestalischen Jungfrauen Popilia, Perpennina, Licinia, Arruntia, die Frau des Lentulus Publicia und seine Schwiegermutter Sempronia. Das Mahl selbst war also: Vor dem eigentlichen Mahl als Vorspeisen

kamen Seeigel, rohe Austern so viel man wollte, Gienmuscheln, Stachelaustern, Kramtsvögel, Spargeln; darauf ein gestopftes Huhn, eine Schüssel Austern und Gienmuscheln, schwarze und weiße Datteln; dann wieder Stachelaustern, Scheidenmuscheln, Meernesseln, Feigenfresser, Ziegen-Nierbraten, Schwarzwildpret, Pasteten mit Geflügel, Stachel- und Purpurschnecken. Bei der eigentlichen Mahlzeit nach dem Voressen wurde aufgetragen: Schweinseuter, ein wilder Schweinskopf, eine Schüssel mit Fischen, Enten, Wachtelenten, Hasen, gebratenes fettes Geflügel, Kraftmehl, Picentiner Brod.»

Auf öffentliche Einrichtungen des römischen Staats-, Rechts- und Kriegswesens deuten folgende Redensarten hin. Censorische Augenbrauen von einer finstern, strengen und ernsten Miene; Darüber könnte man den gerichtlichen Termin vergessen, von einer besonders angenehmen oder interessanten Sache. Eine Provinz einem übertragen, Eine Provinz übernehmen, sagte man von der Uebertragung und Uebernahme irgend eines Geschäftes, und nicht etwa nur eines großen oder wichtigen Geschäftes. Man erkennt darin das weltherrschende Rom und die Ansicht der römischen Bürger, denen es zuletzt als etwas ganz

Gewöhnliches vorkam, daß seine Proprätoren und seine Proconsuln die größten Reiche als römische Provinzen verwalteten. Wie wir zur Bezeichnung eines ganz unverständigen oder tollen Menschen sagen: Er braucht einen Vormund, so die Römer: Man muß ihn der Verwandtschaft übergeben, und zwar dieses letztere in Bezug auf jene alte, schon durch das Gesetz der zwölf Tafeln sanctionirte Anordnung, wornach Geistesirre der Vormundschaft ihrer Verwandten und Stammgenossen übergeben wurden. War eine Sache aufs äußerste gekommen, so daß man die letzten Hülfsmittel anwenden mußte, so hatte man dafür den bekannten sprüchwörtlichen Ausdruck: Die Sache ist bis zu den Triaren gekommen; so hieß nämlich die dritte Reihe einer römischen Legion, welche aus lauter schwerbewaffneten und gedienten Soldaten bestand und die Reserve bildete. Zum Angriff blasen, Zum Rückzug blasen, sagte man bildlich und sprüchwörtlich von jedem andern Unternehmen. Ein uraltes Symbol, das auch in dem deutschen Alterthum vorkommt, hat sich in der Redensart erhalten: Gras geben, für: besiegt seyn und sich als besiegt anerkennen. Zur Erklärung des sprüchwörtlich gewordenen

Symbols führt eine interessante Stelle des Plinius und die Vergleichung eines ganz entsprechenden Wahrzeichens aus dem Kreise der deutschen Rechtsalterthümer. Jener Schriftsteller sagt nämlich: «Bei den Alten war es das vollkommenste Zeichen des Sieges, wenn die Besiegten Gras darreichten, womit angedeutet werden sollte, daß sie bereit seyen, das Land dem Sieger zu überlassen. Dieselbe Sitte, setzt Plinius hinzu, besteht noch jetzt, wie ich weiß, bei den Germanen.» Die letzten Worte geben das älteste Zeugniß für den Gebrauch dieses Symbols bei unsern Vorfahren. Eine Menge von Urkunden des Mittelalters zeigen, wie man dasselbe vielfältig anwendete bei Abtretungen von Land, bei Uebertragung und Verpfändung von Grundstücken, so wie bei manchen andern Gelegenheiten. [14])

Als Beispiele sprüchwörtlicher Anspielungen auf einzelne Stände und Gewerbe nach ihren verschiedenen Beschäftigungen und Eigenthümlichkeiten mögen folgende Redensarten dienen. Von den Gladiatoren, deren blutigen Kämpfen der Römer mit solcher Leidenschaft zusah, sind die Ausdrücke hergenommen: Auf den Sand gehen; die Mensur verlassen; Mit dem Stab beschenkt werden. Der

erſte iſt ſo viel als ſich in einen Streit, in ein ſtreitiges Unternehmen einlaſſen, ſo wie der Gladiator auf den mit Sand bedeckten Kampfplatz in dem Amphitheater geht; der zweite bedarf keiner Erläuterung; der dritte beruht auf der Sitte, daß man ausgedienten Fechtern einen Stab als Zeichen ihrer Entlaſſung gab, und ſo bezeichnet dieſer Ausdruck denn überhaupt die Entlaſſung und Befreiung von irgend einem Geſchäft oder Beruf. Von der Kalkgrube zur Kohlenbrennerei, ſagte man von dem plötzlichen Uebergang von einer Sache zu einer ganz entgegen geſetzten. Er beißt an, hieß es mit einem von den Fiſchen hergenommenen Ausdruck, wenn Jemand ſich überliſten ließ. Ferner kann man hieher zählen: Ohne Kork ſchwimmen, für ſelbſtſtändig und ohne fremde Hilfe etwas ausführen; Seine eignen Rebſtöcke abſchneiden, für ſich ſelbſt, ſeine eignen Angelegenheiten tadeln oder beſchädigen. Er hat Heu am Horn, von einem gefährlichen Menſchen, weil man dem ſtößigen Hornvieh zum Warnungszeichen und zur Sicherheit die Hörner mit Heu umwickelte. Viele andre Redensarten, die man etwa noch hier anführen könnte, laſſen wir abſichtlich hinweg, weil ſie von der Art ſind,

daß es zweifelhaft ſcheinen kann, ob ſie zu dem eigenthümlichen Gebiete des Sprüchwortes oder vielmehr zu dem allgemeinen Gebiete des bildlichen Ausdruckes gehören.

Aus dem Kreis der Familienverhältniſſe hergenommen iſt der ſprüchwörtliche Sprachgebrauch, wornach ſehr oft Oheim (patruus) überhaupt ſo viel als ein ſtrenger, harter Tadler und Sittenrichter iſt. So ſagt zum Beiſpiel Cicero einmal von Jemanden: Er iſt in dieſer Sache ein wahrer Oheim, ein Cenſor, ein Schulmeiſter. Man ſcheint überhaupt dem Oheim in den römiſchen Familien großes Anſehen und vielen Einfluß bei der Erziehung ſeiner Bruderskinder eingeräumt zu haben. Man gieng vielleicht dabei von der Anſicht aus, daß der Oheim, der nahen Verwandtſchaft nach, an den Kindern ſeines Bruders gewiß ſtets einen lebhaften und innigen Antheil nimmt, ohne jedoch dabei durch das Uebermaaß und die Schwäche der väterlichen Liebe ſich verblenden zu laſſen. Ein Enkel dagegen war ſo viel als ein ausgelaſſener, toller Verſchwender. Der Grund dieſes Ausdruckes liegt ohne Zweifel in der Beobachtung der übermäßigen und ſchwachen Güte der Großeltern, welche ſo leicht die Enkel, beſonders wenn die Eltern etwa todt ſind,

zu allem Schlimmen ſich verirren läßt. Die zärtliche Geſchäftigkeit der Mütter und Ammen, mit welcher ſie die Kinder füttern, hat die ſprüchwörtliche Redensart veranlaßt: Einem aus dem eignen Mund den gekauten Biſſen geben; doch könnte ſie vielleicht auch unſerm deutſchen: Einem den Biſſen aus dem Mund geben, entſprechen. Damit iſt nicht zu verwechſeln die andre ſprüchwörtliche Redensart: Einem etwas vorkauen, welche man im Lateiniſchen wie im Deutſchen von jener Art des Erklärens und jenem Streben nach Deutlichkeit gebraucht, welche dem Zuhörenden alle Selbſtthätigkeit erſparen will.

An einzelne Unterhaltungen, an Geräthſchaften des täglichen Lebens und Gebrauches und Anderes der Art erinnern folgende, dem ſprüchwörtlichen Kreiſe angehörenden Redensarten. Von einem ohne den Schatten eines Verdachtes ehrlichen Mannes ſagte man: Man kann mit ihm im finſtern ſpielen. Im Lateiniſchen ſteht jedoch ein Wort (micare), welches die beſtimmte Art des hier gemeinten Spieles angiebt, wodurch das Sprüchwort erſt recht bezeichnend wird. Es iſt nämlich hier das jetzt noch fortdauernde Lieblingsſpiel des italieniſchen Volkes gemeint, welches unter dem Namen

Alla mora bekannt iſt. [13]) Wer dieſes Spiel kennt, wird ſich erinnern, daß jeder der zwei Spieler mit raſch vorwärts bewegten geſchloſſenen Händen zugleich eine beliebige Anzahl von Fingern in die Höhe hebt, und dabei in demſelben Moment eine Zahl nennt, welche die Summe aller von beiden Seiten aufgehobener Finger errathen ſoll. Bei dieſem Spiel kann jeder Spieler, auch bei ſcharfer Aufmerkſamkeit des Gegners, leicht betrügen, da er ſchnell und unvermerkt ſeine Finger aufheben und legen kann. Um ſo ehrlicher müßte der ſeyn, bei welchem der Spieler gar nicht durch eigene Anſicht die Summe der aufgehobenen Finger bemerken könnte, ſondern ſich ganz auf das Wort des Gegners verlaſſen müßte. Dieſes Sprüchwort kommt übrigens ſchon bei Cicero vor; es iſt jedoch ohne Zweifel viel älter und giebt ſo einen bemerkenswerthen Beweis von der auch durch andre Beiſpiele bekannten Erſcheinung, daß mitten in dem oft wiederholten Wechſel von Sprache, Verfaſſung, Religion und Sitten, einfache harmloſe Spiele Jahrtauſende lang unverändert beſtehen. Du haſt die Gaſttäfelchen bei uns zerbrochen, ſagte man zu einem, der ſich durch ſein Betragen ſich unſrer Freundſchaft unwürdig gemacht oder ſie abſichtlich uns auf-

gekündigt hatte, nach jener bekannten Sitte der Griechen und Römer, wodurch entfernt wohnende Familien, welche in gaſtfreundſchaftlicher Verbindung ſtanden, ſich gegenſeitig Täfelchen als Erkennungszeichen gaben, durch welche die einzelnen Familienglieder in dem Hauſe des entfernt wohnenden Gaſtfreundes ſich Anerkennung und Aufnahme verſchafften. Solche Täfelchen waren von Metall, Holz, Elfenbein, und hatten entweder eine Aufſchrift, oder ſie machten zuſammengehörige Stücke deſſelben Ganzen aus, und man hatte an dem genauen Zuſammenpaſſen des im Hauſe aufbewahrten Stückes mit dem vorgezeigten Stücke des fremden Gaſtfreundes die Probe der Echtheit. Ein Unternehmen in Unordnung bringen, mißlingen machen, heißt: Den Wagen umwerfen. Den Griffel, oder wie wir ſagen würden, Die Feder bei einer Sache führen, iſt überhaupt ſie anordnen und ausführen. Das macht beide Seiten aus iſt ſo viel als: das begreift, umfaßt, vollendet alles; eine Redensart, die von den zwei Seiten einer Rechnung mit den Rubriken der Einnahme und Ausgabe hergenommen iſt. Das Waſſer ſtockt zur Bezeichnung einer Verlegenheit oder eines Hinderniſſes, kann von den Waſſeruhren her-

genommen seyn, vielleicht aber auch überhaupt von dem unterbrochenen Lauf eines fließenden Wassers. Etwas sehr fest machen oder unabänderlich bestimmen, heißt: etwas mit einem Balkennagel fest machen; immerfort über eine Sache lärmend hin und her streiten, Die Säge ziehen. Von der Toga zum Pallium, (also von der römischen Nationaltracht zur griechischen) gebrauchte man, um einen plötzlichen Wechsel der Lebensart, des Berufes und dergleichen zu bezeichnen, besonders aber, wie es scheint, bei dem Uebergang von einer höhern Stufe zu einer tiefern. Einem den Rock zerreißen, sagte man, wie im deutschen und in demselben Sinn, von den Bemühungen Jemanden zurück zu halten. Einen wirklichen innern oder äußern Fehler durch künstliche Mittel verbergen, heit: Den Kropf mit einem schöngefärbten Tuch bedecken. Ausgelassene und obscöne Ausdrücke nannte man Worte in der Prätexta (verba praetexta); der Grund davon ist jedoch nicht recht deutlich. Die Prätexta war nämlich eine mit einem bunten Purpurstreif eingefaßte Toga, wie sie in Rom die Knaben, bis zu dem Zeitpunkt an dem sie das Männerkleid anlegen durften, ferner die Priester und obrigkeitlichen Personen trugen. Nach

derſelben Kleidung waren auch eine Klaſſe von Bühnenſtücken benannt, die fabulae praetextate; es waren nämlich ſolche, die nationell römiſche Sujets und darum auch ſolches Coſtüm hatten, und in welchen ausſchließlich oder vorzugsweiſe ſolche Perſonen höhern Ranges auftraten, welche die Prätexta trugen. Allein alles dieſes klärt den Grund dieſer Redensart nicht auf, eben ſo wenig als das, was die alten Grammatiker und Lexikographen ſonſt noch zur Erläuterung beibringen. Wahrſcheinlich war in den frühern Zeiten die Prätexta das allgemeine Feſt- und Feierkleid, das man bei Hochzeitsfeſten und andern Gelegenheiten dieſer Art anlegte, wo in der feſtlichen ungebundenen Luſt die Worte nicht abgemeſſen zu werden pflegen. Um auszudrücken, daß keine Hoffnung, keine Hilfe mehr vorhanden, daß es am Ende iſt, ſagte man: Es iſt ausgerufen; nach jener Sitte, jeden Todten, nach dem der Leichnam gewaſchen war, dreimal noch bei ſeinem Namen zu rufen.

Wir theilen zum Schluß eine Anzahl von Redensarten mit, welche von Eigenſchaften und Geberden des menſchlichen Körpers hergenommen ſind, und welche man vielleicht nicht unpaſſend in dieſen ſprüchwörtlichen Kreis auf-

nehmen darf. Die Natur des bildlichen und figürlichen Ausdruckes bringt es mit ſich, daß eine jede Sprache eine Menge ſolcher Redensarten hat; wie die unſrige z. B.: Sich in die Bruſt werfen, die Fauſt ballen, die Achſeln zucken, und ſo vieles andere der Art. Wir werden unter den hier aufzuführenden römiſchen Ausdrücken einiges Eigenthümliche finden, und manches, was die ſüdliche Lebhaftigkeit und den ſprechenden Ausdruck der italieniſchen Mimik charakteriſirt. Die Stirne galt auch bei den Römern, wie bei uns, für den Sitz der Heiterkeit und Traurigkeit, ſo wie des Schamgefühls. Sie haben alſo auch, wie wir, zur Bezeichnung dieſer Zuſtände die Ausdrücke: eine heitre, eine trübe, eine ſchamloſe Stirne; allein außer dieſen noch eine bedeutende Anzahl anderer und zum Theil ſehr maleriſcher Worte, als: für den Ausdruck des Ernſtes, die Stirne anziehen, anſpannen; für den Ausdruck des finſtern Unmuthes und der Unzufriedenheit: Die Stirne zuſammenziehen, runzeln, überziehen, falten, herunterlaſſen; zur Bezeichnung lebhafter Entrüſtung: Sich an die Stirne ſchlagen. Für die entgegen geſetzten Stimmungen und deren Ausdruck: Die Stirne ausbreiten,

entfalten; für den Ausdruck der Schaam und des Gegentheils: Eine harte, eiserne, feste, weiche, schwache, blutlose, eine abgeriebene, eine städtische Stirne. Letztere Benennung kommt an einer bekannten Stelle des Horatius [16]) vor, und sey es nun, daß der Dichter sie zuerst bildete, oder schon vorfand, so bezeichnet sie sehr glücklich jene edle Schamlosigkeit mancher Städter und Hofleute, zu welcher sich ein ehrlicher Bauer vergebens empor zu schwingen bemühen würde. Der mimische Ausdruck der Stirne ist in den Augenbrauen concentrirt, vornehmlich gelten sie für den Sitz des Stolzes: darum steht bekanntlich supercilium (Augenbrauen) oft geradazu für Stolz, so wie in gleichem Sinne das davon abgeleitete Beiwort superciliosus. Unter unsern deutschen Gesichtern mögen nicht viele das lebendige Spiel dieses Theiles ohne Anstrengung hervorbringen können, welches sich in den folgenden Ausdrücken findet: Die Augenbrauen heben, erheben, hinaufziehen, zusammenziehen, vom Stolz und drohenden Zorn, die Augenbrauen herunterlassen, herabziehen, senken bei der Trauer, daher auch der Ausdruck: Traurige Augenbrauen; sie abspannen, bei der Hei-

terkeit. Auch das möchte nicht einem Jeden leicht seyn, was Plinius, wo er von dem Ausdruck dieses Theiles des Gesichtes handelt, als etwas ganz Bekanntes und Gewöhnliches anführt, durch die bloße Bewegung der Augenbrauen, ohne Bewegung des Kopfes und der Augen, ein Ja oder Nein deutlich auszudrücken. Das unfreiwillige Zucken der Augenbrauen galt für eine frohe Vorbedeutung. Nach dem bisher Gesagten kann man sich denken, daß es an Bezeichnungen für den so mannigfaltigen Ausdruck der Augen und des Blickes und der entsprechenden innern Stimmungen eben so wenig in der Sprache der Römer fehlen kann. Da indessen hier nichts von unsrer Sprechweise besonders Abweichendes vorkommt, so wollen wir die Wörter und Redensarten, welche sich auf das Mienenspiel beziehen, hier weglassen, und dafür einige sprüchwörtliche Redensarten anführen, in welchen das Auge in anderer Beziehung genannt wird. So sagt man: Einen mehr lieben als die eignen Augen; Mein Auge, oder: Mein Aeuglein ist ein liebkosender Ausdruck; endlich bedeutet das Auge oder Aeuglein öfters auch so viel, als der schönste, beste Theil eines Ganzen: so heißt Athen irgendwo das Auge Griechenlands,

und Cicero ſchreibt einmal an ſeinen Freund Atticus: «Warum bin ich jetzt nicht bei dir! Warum iſt es mir nicht vergönnt, meine kleinen Villen, die Aeuglein Italiens, zu ſehen!» An die Erwähnung des Ohres ſind folgende hierher gehörenden Redensarten geknüpft: Auf beiden Ohren ſchlafen, für hart und feſt ſchlafen; Einem das Ohr abbeißen mögen, zur Bezeichnung der höchſten Wuth bei einem Streit; Weicher als das untere Ohrläppchen, von einem recht ſanften und weichen Charakter; Einen am Ohr zupfen, für: ihn an etwas erinnern. Die Ohren ſpizzen, für aufmerkſam ſeyn, wurde geſagt, wie in unſrer Sprache; dagegen wie wir ſagen, Einen an der Naſe herumführen, ſo die Römer mit einem noch ſtärkern Ausdruck: Einen an der Naſe, oder an der gekrümmten Naſe aufhängen. Auch noch andre ſprüchwörtliche und bildliche Redensarten beziehen ſich auf dieſes Organ, und zwar in der doppelten Rückſicht, je nach dem es als der Sitz der äußern Zeichen des Spottes, der Verhöhnung und Verachtung gilt, oder in ſeiner Eigenſchaft als Geruchwerkzeug zugleich überhaupt als Organ der Spürkraft und feinen Unterſcheidung. In dieſem Sinne ſagt Plinius von dem ältern Satiriker Lucilius, er habe zuerſt dem lateiniſchen

Styl die Naſe gegeben; ſo ſagte man ferner, wie auch in unſerer Sprache: keine Naſe haben, eine feine Naſe, aber auch eine dicke Naſe, das Gegentheil davon und ein Mann mit geſchneuzter Naſe, für: ein kluger Mann. An Jemandes Mund hängen, ſagten die Römer, wie wir und in derſelben Bedeutung, eben ſo das Maul aufſperren, oder: Schnappen nach etwas, von jedem gierigen und heftigen Verlangen; eigenthümlich den Römern ſind aber die Ausdrücke: Etwas nur mit den äußerſten Lippen berühren oder koſten, in dem Sinne: etwas nur ganz oberflächlich kennen lernen; und: mit den Zähnen halten für überhaupt feſt halten. Einen an dem Bart zupfen galt bei jenen alten Söhnen Rom's, welche dieſe Zierde des Mannes noch nicht abgelegt hatten, als eine beſonders beſchimpfende Beleidigung; daher gieng denn dieſe Redensart ſprüchwörtlich auch auf die ſpätern Zeiten über, als man in Rom nicht viel Bärte mehr ſah. Einem das Geſicht verſchmieren, iſt ſo viel als ihn trügen.

Außer dem Angeſicht, dieſem ſo treuen und oft ſo untreuen Spiegel der Seele, iſt die Hand das ausdruckvollſte Organ der Geberden-

ſprache. In welchem Grade dieſes insbeſondre von der römiſchen Hand gilt, davon kann man ſich überzeugen, wenn man die Bemerkungen Quintilians [17]) über dieſen Theil der redneriſchen Action lieſt. Mag auch manches dieſer Bemerkungen auf rhetoriſcher Convenienz beruhen, ſo bleibt es doch merkwürdig, mit welcher Lebhaftigkeit und plaſtiſchen Form jene alten Redner in jeden Finger der Hand Ausdruck legten und darin Ausdruck fanden. Auf dem Gebiet der ſprüchwörtlichen Redensarten finden wir mehrere, welche hier ihren Urſprung haben, und zwar theils ſolche, welche allgemeiner Art ſind, und darum auch in unſerer Sprache ſich finden, theils ſolche, die als individuell römiſch erſcheinen. Zu der erſtern Klaſſe gehören: Darum wend' ich die Hand nicht um, und Darum heb' ich keinen Finger, um etwas Unbedeutendes und Gleichgültiges auszudrücken; Mit den Fingerſpitzen anrühren, in demſelben Sinn wie das oben angeführte: Mit den äußerſten Lippen verkoſten; zu der zweiten Klaſſe kann man folgende rechnen. Wie wir ſagen: auf einen Wink folgen, oder durch einen Wink befehlen, ſo hatten die Römer nebſt dieſem Ausdruck noch den andern ohngefähr gleich bedeutenden: Mit dem Finger ſchnalzen,

Auf das Schnalzen des Fingers folgen und Aehnliches. Den mittlern Finger einem entgegen strecken, galt für ein Zeichen der Beschimpfung und Verhöhnung, wovon der Grund in einer obscönen Nebenvorstellung zu liegen scheint, die man mit desem Finger verband; daher ist denn Einem den mittlern Finger hinstrecken, den mittlern Finger zeigen, so viel als ihn beschimpfen, verachten. Mit dem kleinen Finger einen herausfordern, deutet ebenfalls auf Verachtung. Wahrscheinlich liegt der Sinn dieser Geberde und der daher kommenden Redensart darin, daß man dadurch anzeigen wollte, man hielt den Gegner für so schwach und gering als den schwächsten Finger der Hand. Den Daumen drücken und Den Daumen wenden wird gesagt für Beifall geben und Mißbilligen. Die Geberde, welche den Ursprung dieser sprüchwörtlichen Redensart enthält, ist nicht recht deutlich, und die Gelehrten haben darum auch mancherlei Deutungen und Veränderungen versucht, ohne daß mir die Sache noch ganz klar gemacht zu seyn scheint. Wenn man nicht an eine ganz willkührliche und conventionelle Bedeutung des Gestus denken will, was jedoch ganz gegen die Art dieser Geberdensprache ist, so sieht man

nicht ein, wie in dem Drücken oder Halten (premere) des Daumens, etwas Freundliches oder Beifälliges liegen kann, da vielmehr auf diese Weise die Hand sich zur drohenden Faust bildet. Uebrigens erinnern sich vielleicht die Leser an die ganz gleiche deutsche Redensart, die wenigstens der Verfasser öfters beim Spiel gehört zu haben sich erinnert, jedoch in dem Sinn, daß damit demjenigen, welchem der Daumen gehalten wird, dadurch das Glück zugewendet werden soll. Vielleicht hängt dieses mit dem römischen Daumenhalten zusammen, und vielleicht war auch damit ursprünglich eine ähnliche abergläubische Vorstellung verbunden. Doch giebt es noch zwei andre Wege, diese Gerberde des aufgehobenen Daumens und die darauf sich beziehende sprüchwörtliche Redensart zu erklären, wenn man das Wessentliche desselben nicht gerade in dem Aufheben des Daumens, sondern überhaupt in dem Aufheben eines Fingers sucht. Diese Geberde des Aufhebens eines Fingers, so wie die entsprechende sprüchwörtliche Redensart: Den Finger aufheben, findet man nämlich auch zur Bezeichnung des Besiegtseyn und der Unterwerfung. Darnach könnte also auch das Aufheben des Daumens das Geständniß, daß man sich übertroffen sieht, und somit

ein Ich ausdrückte. Eine andre Stellung setzte man in Folgedessen fürsen. Da war gebräuchlich, daß in Versammlungen der Sitzgerer bei den Worten zugleich einen Finger in die Höhe streckte zur Verdeutlichung der mündlichen Aussprung. Darnach konnte also der aufgehobene Daume gleichfalls eine deutliche Verdeutigung der Worte eines andern heißen. Eine ganz ähnliche symbolische Bedeutung hat Dem ausgestreckten Finger sich in den sogenannten Redensarten," wo es ebenfalls bei feierlichen Verlobungen, Heiligen, Schwörungen und Versprechungen vorkommt. Zuweilen mit beiden zugleich, der Daumen genannt. Daß weiß noch selber auf die einzelne Bedeutung hin; einmal kommt in einer alten Urkunde ausdrücklich vor: Mit Daumen (Daumen) und mit Munde sweren. Statt des aufgehrechten Fingers wird in andern Urkunden in derselben Bedeutung auch der Krümmung der Finger genannt. Dieses letztere wieder, wenn man überlegt hier eine Analogie der römischen Geberde mit der deutschen gelten lassen will, gar zusammen mit pro manes pollicem. Die Hände klatschten beide: sie sie besiegt erkannt. Die Geberde, welche beide symbolischen Bedeutungen zu Grunde liegt, kann einfach in

verſtanden werden, daß der Beſiegte die Hände darreicht, bereit ſie in Feſſeln ſchlagen zu laſſen; jedoch könnte vielleicht auch die Spur einer ſymboliſchen Handlung hier ſich zeigen; welche etwa jener altdeutſchen bei Belehnungen vorkommenden Art der Huldigung entſpräche, wobei der Lehnsmann die Hände gefaltet hinſtreckte, die dann der Lehnsherr zwiſchen die ſeinigen nahm. [19])

Anmerkungen.

---

1) Das hier Bemerkte gilt namentlich von dem großen Hauptwerke des Erasmus von Rotterdam (Adagia. Venetiis apud Aldum 1508 und sonst sehr oft.) Auf denselben Mangel des durch seine übrigen großen Vorzüge stets überaus schätzbaren, ja bewunderungswürdigen Werkes hat schon Clericus aufmerksam gemacht in seiner Bibliotheque Choisie. Tom. I. p. 1. ff.; doch scheint dieser Gelehrte in den entgegengesetzten Fehler zu fallen und dem Sprüchwort zu enge Gränzen einzuräumen. Die vollständigste Zusammenstellung der Schriftsteller über lateinische Sprüchwörter findet sich in dem als Anhang zu Noltenii Lexicon Antibarbarum gegebenen Bibliothecae Latinitatis Restitutae Conspectus Generalis, N. IX. (T. II. p. 21. Ed. Berolin. 1780.) und in den dazu gehörigen Artikeln des darauf folgenden alphabetischen Conspectus specialis. Es wäre gewiß keine unnütze Arbeit, aus der großen, aber neu zu sichtenden, Sammlung des Erasmus die echten und wirklichen altrömischen Sprüchwörter auszuscheiden, und mit Anführung der betreffenden Stellen der Alten, deren Texte seit Erasmus natürlich vielfältige Berichtigungen erhalten haben, so wie mit den nöthigsten Erklärungen neu herauszugeben. Ich gedenke selbst

dieſes zu unternehmen, wenn nicht vielleicht ſonſt Jemand dieſen Gedanken ſchon gefaßt hat und an ſeiner Ausführung arbeitet.

2) Ich laſſe hier die römiſchen Sprüchwörter im Original ganz nach derſelben Ordnung auf einander folgen, in welcher ſie überſetzt in dem Aufſatze nach einander kommen. Die angeführten Seitenzahlen beziehen ſich auf die Sammlung von Erasmus und ſeinen Fortſetzern nach der Frankfurter Ausgabe 1670, Fol., wo man für jedes Sprüchwort die Beweisſtellen findet. Deo nihil clausum. p. 580. — Conscientia mille testes. 500. — Noxa caput sequitur. 730. — Nequiter factum semper durat et reum comitatur. 730. — Nocse te ipsum. 506. — Nequid nimis. 507. — Mimus est vita. 717. — Ortus unius alterius interitus. 560. — Iniquum ferendum, ut aequum feras. 510. — Fortes fortuna. 88. — Sui cuique mores fingunt fortunam. 728 — Dei facientes adiuvant. Varro De Re rust. I, 1. — Dictum sapienti sat. 609. — Gladiator in arena consilium capit. 638. — Optimum aliena insania frui. 636. — Qui celocem agere nescit, onerariam ne petat. 587. — Intra tuam pelliculam te contine. 507. — Simul sorbere et flare difficile. 291. — Non omnes qui habent citharam sunt citharoedi. 658. — Vulpes pilum mutat non mores. 389. — Non magnus pumilio, licet in monte constiterit. 559. — Scruta scrutarius laudat. 586. — Flamma fumo proxima. 206. — Nihil graculo cum fidibus. 172. — Aliter catuli olent, aliter sues. 174. — Nescis, quid serus vesper vehat. 340. — Nondum omnium dierum sol occidit. 340. — Tunica pallio propior. 602. — Frons occipitio prior. 201. — Homines frugi omnia recte faciunt. 756. — E scurra facilius dives quam paterfamilias. 312. — Quod non opus est, asse carum est. 131. — Sera in fundo

parsimonia. 636. — Homini diligenti semper aliquid superest. 200. — Jucundi acti labores. 499. — Timidi mater non flet. 607. — Mendacem memorem esse oportet. 757. — Extremum occupet scabies. 706. — Romanus sedendo vincit. 680. — Sine Cerere et Baccho friget Venus. 458. — Qui amant sibi ipsi somnia fingunt. 732. — Nec mulieri, nec gremio credendum. 252. — Qui non zelat non amat. 50. — Qui non litigat caelebs est. 250. — Heroum filii noxae. 162. — Mense Maio nubunt malae. 418. — Gallus in sterquilinio. 59. — Longe fugit qui suos fugit. 617. — Quot servi tot hostes. 180. — Septem convivium, novem convicium. 116. — Est modus matulae. 511. — Amicitias immortales esse oportet. 48. — Ubi amicitia ibi opes. 44. — Mores amici noveris non oderis. 41. — Multi modii salis simul edendi, ut amicitiae munus expletum sit. 179. — Multo melius de quibusdam acerbi inimici merentur, quam dulces amici. 26. — Pereant amici dum una inimici. 736. — Hoc municeps aut vicinus dixit. 113. — Bis pueri senes 406. — Sexagenarii de ponte. 455. Cf. Gesner. Thesaur. s. v. *Depontanus.* — Bos lassus fortius figit pedem. 725. — Odi puerulos praecoci sapientia. 240. — Vivorum meminisse oportet. 540. — Arator nisi incurvus praevaricatur. 200. — Serere ne dubites. 368. — Nihil minus expedit quam agrum optime colere. 509. — Oportet agrum imbecilliorem esse quam agricolam. 511. — Qui arat olivetum, rogat fructum; qui stercorat, exorat; qui caedit, cogit. 368. — Hiberno pulvere, verno luto grandia farra Camille metas. 760. — Matura satio saepe decipit, sera semper mala est. 239. — Pedibus compensatur pecunia. 740. — Sumum ius summa iniuria. 619. — Qui non habet in aere, luat in corpore. 730. — Hereditas sine sacris. 763. — Dulce inexpertis bellum. 295. — Zonam perdidit. 563. —

Ultroneae merces putent. 738. — Leges bonae malis moribus procreantur. 556. — Boni pastoris et tondere pecus non deglubere. 79. — Aut regem aut fatuum natum esse oportet. 399. — Aquam e pumice postulas. 751. — Nudo vestes detrahere. 333. — Fluctus numerare. 550. — In aëre piscari. 17. — Surdo fabulam narrare. 322. — Operam et oleum perdidi. 392. — Soli lumen inferre. 12. — In sylvam ligna. 327. — Prius antidotum quam venenum. 16. — Sus Minervam. 13. — Camelus saltat. 19. — Pilam tenere modo claudi. 285. — Aureo hamo piscari. 768. — Bovi clitellam imponere. 524. — Soloecismum facere. 8. — In toga saltare. 19. — Fulmenta lectum scandunt. 22. — Accepto damno ianuam claudere. 23. — Fluctus in simpulo excitare. 548. — Laureolam in mustaceo quaerere. 60. — Fungus putidus. 142. — Nux cassa. — Fumus. 770. — Quandrantarius. 319. — Non pluris quam simia. 141. — Quintae classis. 147. — Classici. 131. — Lana caprina. 322. — Ad amussim. 199. 202. — Ad unguem factus. 199. — Ambrosia alendus. 188. — Foenum esse. 229. — Laqueum mandare. 169. 222. — Lapide emtus. 165. 303. — Terrae filius. 533. 671. — Indignus qui illi matellam porrigat. 140. 186. — Mantissa obsonia vincit. 191. — Rara avis. 616. — Non tam ovum ovo simile. 643. — Lac lacti simile 643. — Aqua aquae similis. Ibid. — In eodem valetudinario esse. 211. — In eodem luto haerere. 327. — Virgula divina. 98. — Bonis avibus; addicentibus avibus. 99. — In coelo esse. 104. — Coelum digito contingere. 62. — Aureos montes polliceri. 470. — Dignum patella operculum. 645. — Novum cribrum novo paxillo. 648. — Malo nodo malus quaerendus cuneus. 648. — Bis crambe mors. 679. — Eandem incudem tundere. Ibid. — Eandem cantilenam cantas. Ibid. — Duos parietes eadem dealbare fidelia. 346. — Duabus sellis sedere. 345. — Ad graecas Calendas. 539. — Toto

coelo. 7. — Neque intus, neque foris. 737. — A carcerihus ad calcem. 10. — Ab ovis ad mala. 10. — Prora et puppis. 9. — Ab incunabulis. 10. — In limine deficere. 7. — In portu impingere. 7. — Glaciem scinderc. 11. — Inter offam et os. 339. — Citius quam asparagi coquuntur. 237. — Filo pendet. 205. — Cardo rei. 201. — Punica fides. 574. — Sardi venales. 100. — Phryx plagis emendatur. 404. — Ambrones. 309. — Auris Batava. 406. — Iberae naeniae. 698. — Pergraecari. 458. — Graeca fides. 576. 577. — Attica fides. 247. — Abderitica mens. 407. — Boeotica sus. 670. — Phaeacum more vivere. 413. — Sybaritica coena. 460. 465. — Sybaritici libri. 416. — Mores Massilienses. 474. — Non est cuiusvis adire Corinthum. 167. — Calcei Sicyonii. 21. — Siculae nugae 748. — Fabulae Milesiae. 468. — Compania superba. 66. — Fescennina carmina. 318. — Osce loqui. 317. — Caeritum cera. 594. — Alcinoi poma. 23. — Lamiae turres. 306. — Tigranes. 65. — Maeander. 752. — Scylla. 493. — Gallica hyeme frigidior. 738. — Cum Evandri matre loqui. 392. — Manum prudens mitto in flammam. 487. — Manliana imperia. 152. — Cassiana iudicia. 433. — Sutrium ire. 334. — Etiamsi Cato dicat. 180. — Fato Metelli. 283. — Attalica. 196. — Roscius. 181. 431. — Equus Sejanus. 375. — Aurum Tolosanum. 375. — Albae gallinae filius. 97. — Alba avis 616. — Albus dies. 105. — Alba nota. 58. — Dedi malum et accepi. 477. — Taurum tollat, qui vitulum sustulerit. 76. — Cantherius in porta. 7. — Peribo si non fecero et si faxo vapulabo. 579. — Tollat qui te non noverit. 618. — Faber cadit cum ferias fullonem. 7. — Accio idem quod Titio ius esto. 648. — Suffenus. 63. — Soterichi lecti. 137. — Archigenes. 667. — Nodum in scirpo quaerere. 158. — Plumbeus. 671. — Pavonum more. 67. — Lutulentior

luto. 83. — Glire somnolentior. 287. — Oleo tranquillior. 498. — Oleum camino addere. 479. 718. — Salillo purior. 361. — Sanior pisce. 625. — Cornua tollere. 60. — Lupum auribus tenere. 570. — Canis caninam non est. 155. — Leporem non edit. — Tute lepus es et pulpamentum quaeris. 19. — Tetigit lapidem a cane morsum. 623. — Mus in pera. 391. — Cornicum oculos configere. 505. — Lupi eum viderunt. 520. — Acetum habet in pectore. 607. — Lolio victitare. 110. — Aspis a vipera. 644. — Cossus, 766. — Perit ut extrema faba. 376. — Perit ut sorex. 484. — Mures migraverunt. 383. — Elleborum bibe. 403. — Inter caesa et porrecta. 683. — Inter sacrum et saxum. 205. — Ad Jovem lapidem jurare. 247. — Porcum immolare. 403. — Hoc age. 93. — Tanquam ad aram fugere. 229. — Coenae pontificiales. 451. — Saliares. 673. — Coenae aditiales. 446. — Censorium supercilium. 65. — Provinciam suscipere, tradere. 551. — Ad gentiles et agnatos deducendus. 669. — Res ad triarios rediit. 221. — Bellicum canere, 573. — Receptui canere 573. — Herbam dare. 707. — In arenam descendere. 227. — De scammate egredi. 222. — Rude donari. 573. — De calcaria in carbonariam. 528. — Hamum vorat. 81. — Sine cortice nare. 92. — Ut mea vineta caedam. 114. — Foenum habet in cornu. 584. — Patruus. 610. — Nepos. 313. — Mansum ex ore dare. 49. — Praemansum. 56. — Dignus quocum in tenebris mices. 181. — Tesseras confregisti. 179. — Plaustrum perculit. 672. — Si meus ille stilus fuisset. 578. — Utramque paginam facere. 182. — Aqua haeret. 55. — Clavo trabali figere. 222. — Serram ducere. 516. — De toga ad pallium. 529. — Penulam scindere. 284. — Strumam dibapho tegere. 283. — Praetextata verba. 415. — Conclamatum est. 272. — Frontem adducere,

constringere. etc. Vid. Gesner. Thesaur. s. v. Frons. — Supercilium. 67. — Supercilium salit. 131. — Plus oculis suis amare. 62. — Ocule mi, Ocelle. Oculus, ocellus. Vid. Gesner. Thes. s. v. — In utramvis aurem dormire. Terent. Heautontim. II, 3, 101. — Auriculam mordicus auferre. 727. — Auricula infima mollior. 498. — Aures arrigere. 76. 77. — Naso aduneo suspendere. 165. — V. Gesner. Thesaur. s. v. *nasus et nares*: acutae, obesae, emunctae nares. — Primoribus labiis attingere, gustare. — Mordicus tenere. 587. — Barbam vellere. 335. — Os sublinere. 305. — Manum non verterim. 134. — Digitum non porrexerim. 131. — Extremis digitis attingere. 364. — Ad digiti crepitum. 552. — Medium digitum ostendere. 134. — Minimo provocare. 134. — Premere pollicem, invertere pollicem. 62. Cf. Gesner. Thesaur. s. v. *pollex*. — Digitum tollere. 707. Gesner Thesaur. s. v. *Digitus*. — Manus dare. 707.

3) Julius Capitolin. in Vero, cap. 5. Et notissimum eius quidem fertur tale convivium, in quo primum duodecim accubuisse dicitur, quum sit notissimum dictum de numero convivarum *Septem convivium, novem vero convitium.*

4) Cato De re rustica in Prooem. Et virum bonum cum laudabant, ita laudabant, Bonum agricolam, bonumque colonum. Amplisime laudari existimabatur qui ita laudabatur.

5) Durch ein Verſehen ſteht hier im Texte Maecenas ſtatt Julius Florus. S. Horat. Epist. II, 1, v. 26. seqq.

6) Lucilius apud Nonium. (Fragm. ad calcem Pers. et Juvenal. Ed. Bipont. p. 179.)

Cui neque jumentum est, nec servus, nec comes ullus.
Bulgam et quicquid habet numorum, secum habet omne.
Cum bulga coenat, dormit, lavat; omnis in una
Spes hominis bulga; hac devincta est cetera vita.

7) Juvenal. Satira III, v. 58. seqq.

8) Velleius Patercul. L. II. p. 32. Ed. Lips. 1667. Adeo enim certa Atheniensium in Romanos fides fuit, ut semper et in omni re, quicquid sincera fide gereretur, id Romani Attica fide fieri praedicarent.

9) Tacitus in Agricola cap. 4. Arcebat eum ab intecebris peccantium, praeter ipsius bonam integramque naturam quod statim parvulus sedem et magistram studiorum Massiliam habuerit, locum graeca comitate et provinciali parsimonia mistum ac bene compositum.

10) Livius VIII, 7.

11) Sueton. in Galba c. 1.

12) Plin. Hist. Nat. XVII, 24, 17. Jam quidem et in hoc luxuria esse coepit, praegrandesque roborum delicatiore sunt in cibo (cossos vocant); atque etiam farina saginati, hi quoque attiles fiunt.

13) Macrob. Saturnal. II. 9. Accipite et inter gravissimas personas non defuisse luxuriam. refero enim vobis pontificis vetustissimam coenam, que scripta est in indice quarto Metelli illius pontificis maximi in haec verba: *Ante diem nonum kalendas Septembris, quo die Lentulus flamen Martialis inauguratus est, domus ornata fuit. triclinia lectis eburneis strata fuerunt. duobus triclinüis pontifices cubuerunt Q. Catulus, M. Aemilius Lepidus, D. Silanus, C. Caesar rex sacrorum, P. Scaevola Sextus, Q. Cornelius, P. Volumnius, P. Albinovanus et L. Julius Caesar augur, qui eum inauguravit. in tertio triclinio Popilia, Perpennina, Licinia, Arruntia virgines Vestales, et ipsius uxor Publicia flaminica, et Sempronia socrus sejus. coena haec fuit. Ante coenam echinos, ostreas crudas quantum vellent, peloridas, spondylos,*

turdum, asparagos. subtus gallinam altilem, patinam ostrearum, peloridum, balanos nigros, balanos albos: iterum spondylos: glycomaridas, urticas, ficedulas, lumbos, capragines, aprugnos, altilia ex farina involuta, ficedulas, murices et purpuras. In coena sumina, sinciput aprugnum, patinam piscium, patinam suminis, anates, querquedulas elixas, lepores, altilia assa, amylum, panes Picentes. Ich füge zu dieſer Stelle die folgenden naturhiſtoriſchen Erläuterungen meines verehrten Freundes und Collegen Perleb hinzu: „*Echinos*“ Echinus esculentus *Linn.* See-Igel; werden noch, jedoch nur von armen Fiſchern an den Seeküſten gegeſſen. — „*Ostreas*“ Ostrea edulis *Linn.* Auſtern. — „*Peloridas*“ eine Art Muſcheln „Gienmuſcheln“, Chama *Linn.*; ſie ſind faſt alle eßbar, es läßt ſich die hier beſonders genannte Art nicht ausmitteln. — „*Spondylos*“ noch jetzt Spondylus *Linn.* „Stachelauſtern, Lazarusklappen“, werden auch heut zu Tage gegeſſen. — „*Turdum*“ *Turdus Linn.* „Droſſeln, Krammetsvögel, Halbvögel.“ — „*Asparagos*“ „Spargeln“ Asparagus officinalis *Linn.* — „*Balanos*“ „*Balanus*, Meereicheln“ nennt man jetzt eine Konchyliengattung, die nicht eßbar iſt. Der Balanus, der hier gemeint iſt, muß etwas anders ſeyn, könnte aber doch wohl „Meereichel“ genannt werden. — „*Glycomaridas*“ wahrſcheinlich eine Muſchelgattung; wenigſtens kommt eine ähnlichgenannte, aber nicht eßbare, „Glycimeris *Cuv.*“ vor. Vielleicht könnte man hier „Scheidenmuſcheln“ (welche verwandt und eßbar ſind) überſetzen. — „*Urticas*“ ohne Zweifel „Meerneſſeln“, eine neſſelartig brennende aber eßbare Gattung Weichthiere: Actinia *Linn.* — „*Ficedulas*“ Ein kleiner Vogel, Motacilla Ficedula *Linn.* „Beccafige, Feigenfreſſer“, der im

südlichen Europa lebt, und sich von Insekten und Beeren, zumal aber auch von Feigen nährt, in letzterm Falle soll sein Fleisch vortrefflich werden, so daß er noch in neuern Zeiten auf der Insel Cypern in Menge gefangen und mit Essig und Kräutern eingemacht in Töpfen nach Venedig geliefert wurde. — „*Lumbos, capragines*" dürfte wohl nicht zu setzen seyn: „lumbos caprigenos" Ziegen-Nierbraten? — „*Aprugnos*" Schwarzwildpret. — „*Murices et Purpuras*" „Stachel- und Purpur-Schneken." Heut zu Tage scheint man sie nicht mehr zu essen; daß es aber bei den Alten geschehen, dafür finde ich auch Martial als Gewährsmann citirt. — „*Querquedulas*" „Wachtelenten, Halbenten", noch jetzt: Anas Querquedula *Linn.* — „*Amylum*" Kraftmehl, Ammelmehl.

14) Plin. Hist. Nat. XXII, 4. Vergl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 110. ff.

15) Eine Beschreibung dieses Spieles gibt das Morgenblatt. 1828. Num. 270.

16) Horat. Epist. I, 9, 11.

17) Quinctil. Institutt. Oratorr. XI, 3.

18) Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 139. 3.

19) Grimm a. a. O. S. 141.

Ueber die
Volkslieder der alten Römer.

Digitized by Google

Bei der Betrachtung der griechiſchen Literatur finden wir alle Gattungen derſelben in volksmäßigen Vorſtellungen, Anſtalten und Sitten, kurz in dem Leben ſelbſt gewurzelt und durch eine naturgemäße ungeſtörte Entwicklung lebensvoller Keime aus dem heimathlichen Boden hervorgegangen. Dieß giebt den Erzeugniſſen der helleniſchen Muſe jenen ausgezeichneten Charakter friſcher Natürlichkeit und innerer Selbſtſtändigkeit, welcher vereint mit der vollendeten Schönheit der Form ihnen unſterblichen Reiz und Werth verleiht. Die römiſche ſchöne Literatur zeigt einen davon ganz verſchiedenen Urſprung und Fortgang. Hier ſehen wir ſogleich im Anfang Nachahmung fremder Muſter, Verſetzung ausländiſcher Pflanzen auf den heimathlichen Boden, deren Wachsthum und Pflege die Keime und Blüthen der vaterländiſchen Poeſie theils erſtickte und verkümmerte, theils

mit dem Schatten der Vergeſſenheit bedeckte, oder im beſten Falle durch Pfropfen auf den Stamm des römiſchen Charakters eine, wenn auch oft vortreffliche, doch immerhin halbfremde Frucht hervorbrachte. Die Urſachen dieſer Erſcheinung beruhen in ihren letzten Gründen auf der angeſtammten Eigenthümlichkeit des römiſchen Geiſtes, welcher mehr auf ſtrengen Ernſt und äußere Ordnung, auf Macht und Weltherrſchaft durch Krieg, Staatsverfaſſung und Rechtsweſen, als auf heitre Schönheit durch Kunſt und Poeſie gerichtet war. Dazu kam, daß die Römer gerade mitten auf der Bahn fortſchreitender aber noch nicht vollendeter Entwicklung mit der vollendeten Literatur und Kunſt eines fremden Volkes bekannt wurden; ein Umſtand, der, wie die Culturgeſchichte der neuern Völker zeigt, nie ohne den bedeutendſten Einfluß auf einheimiſche und nationelle Bildung bleiben kann. So ſehen wir alſo in der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen Poeſie der Römer griechiſche Art und griechiſche Formen, und nur ganz wenige Gattungen zeigen einen eignen nationellen Urſprung und eigne Fortbildung wie etwa die römiſche Satire, obgleich auch hier oft ein fremder Einſchlag mit den ſelbſtgeſponnenen Grundfäden zuſammengewebt wurde.

Es könnte nach dieſer Betrachtung ſcheinen, als ſey eine genauere Erforſchung und Darſtellung der römiſchen Volkspoeſie von geringerm Intereſſe; allein es fehlt dagegen nicht an mannigfaltigen Gründen, welche zu einem ſolchen Verſuch einladen. Der Hiſtoriker kann hoffen hier charakteriſche Züge zur Kenntniß des römiſchen Volkes und Lebens zu finden, der Literator Aufklärungen über einzelne Theile der römiſchen Literatur, ſo wie über ihr Verhältniß zu dem Leben und ſomit über ihr inneres Weſen, der Antiquar mehrere weniger bekannte Curioſa, der Liebhaber der Poeſie endlich, für welchen ein einfaches Kinderliedchen in ſeiner Eigenſchaft als poetiſches Naturproduct oft mehr Intereſſe hat, als ein volumnióſes Artefact kunſtgerechter Verſe, kann ſich hier mannigfaltigen Genuß verſprechen. Wir würden uns auch allerdings ohne Vermeſſenheit verbindlich machen können alle dieſe Erwartungen zu befriedigen, wenn jene Erzeugniſſe der altrömiſchen Volkspoeſie ſich ganz oder zum größern Theile erhalten hätten; allein dieß iſt leider nicht der Fall. Vieles aus dieſem Kreiſe gieng aus den oben angedeuteten Gründen ſchon im Alterthum ſelbſt unter, und gerieth in Ermanglung einer aufbewahrenden Aufzeichnung bald in Vergeſ-

ſenheit, manches, was aufgezeichnet ſeyn mochte, gieng in dem allgemeinen Schiffbruch der alten Literatur zu Grunde. Auf dieſe Weiſe haben wir hier nur wenige kleine Trümmer übrig, einen ſchwachen Nachhall eines vielſtimmigen Chors; oft finden wir hier nur Namen, die von dem Daſeyn der Sache zeugen, gleichſam Inſchriften von Tempeln und Statüen, von denen auch die letzten Trümmer verſchwunden ſind; oft muß die ganze Liebe des Sammlers hier angewendet werden, der auch zerbrochene Steine und Scherben von Gefäßen aufhebt, und als Zeugen einer hingeſchwundenen Vergangenheit nicht ohne Theilnahme und Rührung betrachtet; nur ſelten findet man Bruchſtücke, welche Gelehrſamkeit, vereint mit künſtleriſcher Phantaſie, einigermaßen reſtauriren könnte, noch ſeltner etwas Unverſtümmeltes und Ganzes. Einige Inſchriften, einige Anführungen alter Grammatiker und Metriker, hie und da zerſtreute Stellen bei den andern alten Schriftſtellern, das ſind die ſparſam fließenden Quellen. Indeſſen auch ſo verlohnt es ſich, die Sache von dem literarhiſtoriſchen Standpunkt aus betrachtet, immerhin ſchon der Mühe, eine meines Wiſſens bis jetzt noch nicht verſuchte Sammlung und Darſtellung der noch übrigen Reſte

der römiſchen Volkspoeſie zu geben, welche zugleich auch nicht ohne allgemeineres Intereſſe für jeden gebildeten Freund des Alterthums und der Poeſie ſeyn wird.

So wie wir bei einem jeden Volke das Daſeyn von ſolchen poetiſchen Erzeugniſſen, die wir unter dem Namen der Volkspoeſie begreifen, auch ohne hiſtoriſche Nachweiſungen ſchon nach der Natur der Sache annehmen können: ſo kann man auch ſchon im Voraus das Gebiet derſelben und die einzelnen Theile dieſes Gebietes angeben, bei aller Verſchiedenheit der Art und Weiſe, ſo wie des Reichthumes oder Mangels, die einzelne Völker darin zeigen. Was nämlich in den Kreis des Volksliedes gehört, bezieht ſich entweder auf den Cultus, oder es enthält Geſchichte in poetiſcher Form, oder es iſt an bedeutende allgemeine Verhältniſſe und wiederkehrende Vorfälle des menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens geknüpft, oder endlich es gehört einzelnen Ständen und Beſchäftigungen an. Auch die römiſche Volkspoeſie erſtreckt ſich über dieſe vier Klaſſen und wir können, wenn auch ſchon durch die Dürftigkeit der Quellen eingeſchränkt, dennoch von einer jeden derſelben Nachweiſungen und theilweiſe auch Proben geben. Indem wir bei der hier folgenden Dar-

ſtellung die eben angedeutete Eintheilung unſrer Anordnung zu Grunde legen, machen wir den Anfang mit denjenigen römiſchen Volksliedern, welche aus der Religion und dem Cultus hervorgegangen ſind.

Da wo eine eigne feſt begründete, ſelbſtſtändige Prieſterſchaft und ein durch ſie geordneter und beſorgter Cultus beſteht, gehen natürlicher Weiſe die zur Feier der Opfer und Feſte gehörigen liturgiſchen Lieder und Geſänge von dieſer aus und gehören ſomit nicht eigentlich dem allgemeinen Kreiſe der frei ſich bewegenden Volkspoeſie an. Eine ſolche Prieſterſchaft und einen ſolchen Cultus finden wir aber in dem alten Rom ſchon in der früheſten Zeit. Es könnte darum ſcheinen, als hätten wir die altrömiſchen religiöſen Feſtlieder und Opfergeſänge hier nicht in Betrachtung zu zichen. Allein wenn ſolche Kirchenlieder in einer Zeit entſtanden ſind, in welcher noch keine Literatur vorhanden war, und ſomit auch noch kein Gegenſatz zwiſchen volksmäßiger Art und Weiſe und einer ſich höher ſtellenden künſtleriſchen und gelehrten Behandlung der Poeſie; wenn ſie ferner durch die Allgemeinheit der Theilnahme, durch die Art des Vortrages, durch die ſtete Wiederholung bei allgemein anſprechenden Feſten in

den Kreis des öffentlichen Volkslebens aufgenommen und hier durch lebendige Auffassung und Erinnerung festgehalten werden: dann wird man solche Lieder und Gesänge für ganz nahe verwandt mit der eigentlichen Volkspoesie erklären müssen. Dieß war aber unbezweifelt der Fall bei den alten, in die früheste Zeit zurückreichenden altrömischen Gesängen, die zu dem Cultus gehörten. Daß eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Gesänge vorhanden war, beweisen die ganze Einrichtung des römischen Cultus, so wie die Notizen, die wir über einzelne Gattungen derselben haben. So werden einzelne Lieder auf Janus, Juno, Minerva angeführt; [1]) vor allen aber sind hier zu nennen die Lieder (Axamenta) der Salischen Priester und der Arvalischen Brüderschaft. Ueber beide ist hier etwas genauer zu handeln.

Nach der allgemein herrschenden Sage wurden die salischen Priester (Salii) von dem König Numa Pompilius zuerst zu Rom neu eingesetzt, oder nach einer andern Sage, vorige Priester des Herkules auf diese Weise reformirt und ihnen die Bewahrung der heiligen Schilde (Ancilia) anvertraut. Uebrigens hatten auch andre italischen Städte ihre Salier und vielleicht schon früher als Rom; so Tibur und

Tusculum. Ueberhaupt aber sind diese italischen Priester durch das Tragen der Waffen und ihre kriegerischen Tänze ganz analog den griechischen Corybanten und Cureten und hängen mit diesen vielleicht auch historisch zusammen, wenn man nicht ihren Ursprung noch näher in Etrurien suchen will, wo ganz ähnliche Priester mit Waffentanz und Gesang sich finden. Numa soll zwölf solcher Priester eingesetzt haben, und diese Priester alter Stiftung hießen von ihrem Versammlungshaus auf dem Palatinischen Berg die Palatinischen. Tullus Hostilius fügte noch zwölf hinzu, welche aus einem gleichen Grunde die Quirinalischen genannt wurden; endlich kommen auch noch Albanische Salier vor, und man wird auch diese zu zwölf annehmen können, so daß also das ganze Collegium aus sechs und dreißig bestand. Diese sechs und dreißig, alle ausschließlich nur aus den patricischen Familiensöhnen, welche noch ihre beiderseitigen Eltern haben mußten, gewählt, waren nach dem Alter in drei Chöre abgetheilt, nämlich der Knaben, der Jünglinge, der Männer. Das Oberhaupt des ganzen Priesterordens war der Magister Collegii Saliorum; zunächst unter ihm standen der Vortänzer (Praesul) und der Vorsänger (Vates).

Ihre urſprüngliche Einſetzung und ihr ganzer Dienſt war dem Gott Mars zu Ehren, der jedoch hier nicht in der beſchränkten Eigenſchaft als Gott des Krieges, ſondern in einer viel umfaſſendern Vorſtellung als höchſter Nationalgott, als Herr der Natur und die Quelle alles Segens verehrt wurde. Darauf deuten Spuren in den ſchwachen Reſten der Geſänge der Salier; vornämlich aber jene verwandten Geſänge der Arvaliſchen Prieſter und alte Gebetsformeln, die wir unten anführen werden. An dem erſten März trugen nun dieſe Chöre der Salier, angeführt von ihren Vorſtehern, die heiligen Schilde in einer feierlichen Proceſſion durch die Stadt, jeder bekleidet mit einer bunt geſtickten Tunica, das Haupt mit einer helmartigen Mütze bedeckt oder in den Mantel gehüllt. Der bedeutendſte Theil dieſer Feier beſtand jedoch in den kriegeriſchen Tänzen, welche die Salier bei dieſem Zuge aufführten und in den Chorgeſängen, welche ſie dabei ſangen. Das ſind nun jene vielgenannten Lieder der Salier, die älteſten Denkmäler der römiſchen Poeſie, deren urſprüngliche Sprache man unverändert beibehielt, und welche zur Zeit des Horatius und Quinctilianus, nach dem Zeugniſſe dieſer beiden Schriftſteller, nicht einmal

von den saliſchen Prieſtern ſelbſt mehr verſtanden wurden. Den Inhalt dieſer Lieder machte das Lob der Götter und ausgezeichneter Menſchen aus. Außer Mars wurden hier, wie man aus den Bruchſtücken und den Nachrichten der alten Schriftſteller ſieht, faſt alle alten italiſchen Gottheiten angerufen und genannt. Von ſterblichen Menſchen, deren Namen zur Erhaltung ihres Andenkens und zur Verherrlichung ihres Ruhmes in dieſe Geſänge aufgenommen wurden, wird als der erſte Mamurius genannt, jener kunſtreiche Meiſter, der auf Numas Geheiß zu dem einen vom Himmel herabgefallenen Schild die eilf andern von nicht zu unterſcheidender Gleichheit gefertigt hatte. Zur Zeit der römiſchen Kaiſer nahm die Schmeichelei oder aufrichtige Achtung dieſe nationelle Weiſe wieder auf, und ſo wurde der Name des Auguſtus, des Germanicus, des Verus, des ſiebenjährigen Sohnes des Marcus Aurelius, nach ihrem Tode den ſaliariſchen Liedern einverleibt. Die Form derſelben war, wie man nach ihrem Alter ſchließen darf, mehr rhythmiſch als ſtreng metriſch; in dem Maaß jener älteſten und nationell römiſchen Verſe, der Saturniniſchen. [2]) Dieſe hier nach den Nachrichten der Alten über dieſe Lieder kurz zuſammengeſtellten Notizen können

ſchon hinreichend zeigen, welches Intereſſe dieſe uralten Laute des lateiniſchen Geſanges für uns haben können; allein ſie ſind für uns ſo gut wie gänzlich verklungen. Nur drei Fragmente, deren jedes aus einer oder einigen Zeilen beſteht, haben ſich erhalten, außer dieſen nur noch eine kleine Anzahl einzelner, unzuſammenhängender Wörter. Von jenen erſtgenannten Bruchſtücken iſt nur eines verſtändlich. Es heißt alſo:

Der Götter Opfer ſingt, der Götter höchſten flehentlich ſinget. [3])

Das zweite hat Scaliger herzuſtellen geſucht. Nimmt man dieſe freilich aber ſehr unſichere Verbeſſerung an, dann erhält man dieſen Sinn:

Das Mahl iſt nun verzehrt von Janus heil'gen Dienern:
Der gute Schöpfer kommt, der göttliche Janus kommt.

An dem dritten Bruchſtück hat ſich noch kein Kritiker verſucht.

An dieſe Lieder der Salier ſchließen ſich dem Alter, dem Inhalt und der Form nach die oben genannten liturgiſchen Geſänge der Arvaliſchen Brüder an.[4]) Die Einſetzung dieſes Prieſtercolle-

giums wird von der Sage dem Romulus zugeschrieben, welcher selbst mit den eilf Söhnen seiner Amme Acca Larentia sich zu dieser Bruderschaft vereinigt haben soll. Fortan blieb die Zahl der arvalischen Brüder auf zwölf festgesetzt. Ein Kranz von Fruchtähren mit einer weißen Kopfbinde war das äußre Zeichen ihres Ordens. Ihre Bestimmung war folgende: kurz vor der Erndte bei dem Feste der Ambarvalien, an welchem jeder Einzelne Hausvater durch Gebet und besondre um die Felder herumzutragende Opfer den Schutz und Segen des Himmels für seine Saat anflehte, hatten sie dasselbe für die Gesamtheit zu thun. Es haben sich auf mehreren Marmortafeln Protokolle (Acta) der arvalischen Priester aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung erhalten, und darunter auch folgendes uralte Lied, welches sie damals noch bei diesem Feste sangen und gleich den Saliern mit Tanz begleiteten.

Ihr Laren helfet uns,
Ihr Laren helfet uns,
Ihr Laren helfet uns!

Laß nicht die Seuche, Marmar, unsre Saat befallen,
Laß nicht die Seuche, Marmar, unsre Saat befallen,

Laß nicht die Seuche, Marmar, unſre Saat befallen!
Hör auf zu wüthen, Mars; halt ab der Sonne Gluthen,
Hör auf zu wüthen, Mars; halt ab der Sonne Gluthen,
Hör auf zu wüthen, Mars; halt ab der Sonne Gluthen!

Ruft an im Wechſelſange die Semonen alle!
Ruft an im Wechſelſange die Semonen alle!
Ruft an im Wechſelſange die Semonen alle!

Marmar hilf uns,
Marmar hilf uns
Marmar hilf uns!
Triumph, Triumph, Triumph, Triumph!

Auch dieſes Lied war wohl unbezweifelt wie die Lieder der Salier in dem ſaturniſchen Maaße abgefaßt. In der Geſtalt jedoch, wie es jetzt vorhanden iſt, läßt es ſich nicht genau dem Schema dieſes Versmaaßes anpaſſen, ſey es weil der älteſten Form deſſelben überhaupt mehr nur ein gewiſſer Rhythmus als ein feſtbeſtimmtes Metrum zukam, oder ſey es, daß durch kritiſche Verbeſſerung nachzuhelfen ſey. Charakteriſtiſch iſt die dreimalige Wiederholung der einzelnen Sätze. Ganz daſſelbe finden wir auch in den alten etruriſchen liturgiſchen Gebeten [5])

und etwas ähnliches in den Litaneien des katholischen Cultus. Außer den altitalischen Gottheiten der Laren und Semonen finden wir hier besonders Mars angerufen, wovon Marmar nur für eine andre Form zu nehmen ist. Hier jedoch wie in dem Liede der Salier erscheint dieser Gott nicht als besondrer Gott des Krieges, sondern in einer viel höhern Würde und allgemeinern Bedeutung. Ganz ebenso erscheint er in einer alten Gebetsformel, die man gebrauchte, so oft man das Feld aussegnen (lustrare) wollte, und so also auch ohne Zweifel bei dem eigends dazu bestimmten Feste der Ambarvalien. Cato hat uns dieses interessante Denkmal der Andacht der alten römischen Hausväter erhalten. Ob es gleich nicht in diesen poetischen Kreis gehört, so wird es doch hier eine Stelle finden dürfen, weil es dem Inhalt nach mit dem Liede der Arvalischen Brüder so nahe verwandt und zugleich wohl weniger allgemein bekannt ist. «Vater Mars ich bitte dich und flehe dich an, daß du wohlwollend und gnädig seyn mögest mir, unserm Haus und unserer Hausgenossenschaft: darum habe ich um mein Feld, Land und Grundstück das Opfer herumtragen lassen, auf daß du alle

gesehenen und ungesehenen Krankheiten, Noth, Verwüstung, Unglück und Unwetter verhinderst, abhaltest und abwendest, und auf daß du Früchte, Getreide, Reben und Gesträuche groß werden und gedeihen lassest, Hirten und Herden gesund erhaltest, und Gesundheit und Wohlergehen verleihest mir, unserm Haus und unserer Hausgenossenschaft. Dieserwegen um mein Grundstück, Land, Feld auszusegnen und um die Aussegnung vorzunehmen, wie ich gesagt habe, laß dir, Vater Mars, dieses dargebrachte Opfer wohlgefällig seyn.« — Außer solchen Gebeten fanden bei den Ambarvalien, wie sie ein jeder Hausvater für sich mit den Seinigen feierte, nicht minder wie bei der öffentlichen Feier durch die arvalischen Brüder, Tanz und Gesang statt. Man könnte dieses schon nach dem ganzen Charakter des antiken Cultus und der ihm überall eignen heitern festlichen Lust schließen; allein man weiß dieses auch durch ausdrückliche Zeugnisse der Alten. Virgilius und Tibullus, die das Landleben des alten Italiens so seelenvoll auffassen und lebendig darstellen, vergessen diesen Zug nicht, da, wo sie von diesem ländlichen Feste reden. In des erstern Gedicht vom Landbau lesen wir: [7]

Wenn nun der Winter dem Ende ſich naht und der Frühling erwachet,
Dann bring Ceres nach Pflicht das Opfer auf blühendem Raſen.
Da iſt das Wollvieh fett, da ſind am beſten die Weine,
Und da behaget der Schlaf im dichteren Schatten der Berge.
Laß die ländliche Schaar im Verein anrufen die Göttin,
Spend' ihr Honig und Milch, gemiſcht mit lieblichem Bacchus.
Dreimal auch umwandle die Saat das ſegnende Opfer
Und frohlockend folge der Chor mit den frohen Genoſſen,
Rufend Ceres herab ins Haus mit Geſchrei, und nicht eher
Setz' an die ſchwellende Saat ein Landmann jemals die Sichel
Als nachdem er zuvor die Schläfe bekränzet mit Eichlaub,
Ceres mit ländlichem Tanze geehrt und mit frohen Geſängen.

An dieſer Stelle werden übrigens, wie wir ſehen, nicht die Laren und Mars als die Götter des Feſtes genannt, wie in den früher angeführten Stellen, ſondern Ceres; ſey es, daß der älteſte Cultus ſpäter eine Abänderung

litt, oder daß der Dichter verſchiedene ländliche Feſte in dieſer kurzen Schilderung zuſammenfaſſen wollte. Denn allerdings wurde vor der Erndte auch der Göttin Ceres von den Landleuten geopfert, und durch dieſes in einem Schwein beſtehende Opfer das Feld ausgeſegnet. Tibullus dagegen in einer Elegie, in welcher er den Reiz einer einfachen und beſchränkten ländlichen Genügſamkeit ſo gefühlvoll ſchildert, nennt, wo er von dieſem Feſt vor der Erndte ſpricht, die Laren als diejenigen Götter, zu denen das Landvolk betete und ſang. [3])

Wie ihr einſtens bewahrtet mein Gut, ſo bewahret mein Gütlein,
Wendet, o Laren, mit Huld euere Gaben mir zu.
Einſt fiel euch ein Kalb von der reichen Herde als Opfer,
Ach! und ein Lamm iſt jetzt was ich zu leiſten vermag.
Darum werd euch ein Lamm, und es rufe die ländliche Jugend
Jubelnd beim Opfer euch zu: Segnet die Saat und den Wein.

Die erſte Elegie des zweiten Buches deſſelben Dichters iſt nichts anders als ein ländli-

ches Lied bei dem Feste der Ambarvalien, aber freilich nicht volksmäßig, sondern künstlerisch aufgefaßt und behandelt, und dem elegischen Tone angepaßt.

So viel von den ländlichen Festen vor der Erndte und den damit verbundenen Gesängen. Noch bedeutender für unsern Gegenstand sind die ländlichen Feste nach der Ernte und bei der Weinlese. Hier finden wir einen besonders lebendigen und fruchtbaren Zweig der Volkspoesie, der mit mehreren andern Theilen derselben in genauer Verbindung steht und aus welchem eine eigenthümliche Gattung der künstlerisch behandelten römischen Literatur hervorsproßte. Um alles dieses im Zusammenhang nachzuweisen und um unaufgehalten zu den verwandten Gattungen übergehen zu können, wird es passend seyn, dasjenige von der römischen Volkspoesie, was noch sonst an den Cultus oder doch an religiöse Vorstellungen geknüpft ist, hier einzuschieben, zumal, da dessen nicht viel ist. Es sind nämlich hier nur zu nennen die unter dem Volk verbreiteten Zauberlieder und Zauberformeln. Das ganze Zauberwesen der alten Zeit läßt sich mit allen seinen mannigfaltigen Formen und Anwendungen auf drei Hauptrichtungen zurückführen. Man wollte

nämlich entweder damit auf die äußere Natur einwirken, oder in die Zukunft vorausschauen, oder sich mit der Gottheit in nähere Verbindung setzen. Von diesen drei Richtungen war die erste diejenige, welche am häufigsten vorkam, und welche am meisten Bedeutung in dem größern Kreise des allgemeinen Volkslebens hatte. Dahin gehört die Einwirkung auf Wetter, auf das Gedeihen der Pflanzen, auf Gesundheit und Krankheit, auf Leben und Tod, auf Liebe und Haß. Unter den italischen Völkern traute man hierin vorzüglich den Marsen die wirksamsten Künste zu; wie sehr sie aber auch zu Rom im Gebrauch waren, werden wir aus den unten anzuführenden Notizen sehen. Unter den verschiedenen Mitteln, welche dabei angewendet wurden, stehen Sprüche und Gesänge oben an. Man hatte von der Kraft solcher Zaubergesänge die übertriebensten Vorstellungen. Statt vieler andern Stellen aus den alten Schriftstellern, die man dafür anführen könnte, wollen wir hier nur an eine Stelle Tibulls erinnern, welche diese volksmäßige Ansicht ausspricht. [9])

Zaubergesang zieht weg die Frucht vom Felde des Nachbars;
Zaubergesang verschließt zischenden Schlangen den Weg.

Zaubergesang wagt selbst der Luna Kreise zu stören,
Und es gelänge das Werk, hälfe nicht Erzes Getön.

Viele von diesen Sprüchen und Liedern mögen allerdings nur den Eingeweihten und Kunstverständigen bekannt gewesen seyn; allein auch diese gehören doch mehr dem Leben als der Literatur an, und dürfen somit in diesem Kreis des volksmäßigen erwähnt werden. Andre dagegen waren unter dem Volke allgemein bekannt und gebraucht. So finden wir schon in den Gesetzen der zwölf Tafeln Verbote gegen Zauberei und Zauberlieder, namentlich gegen diejenigen, die durch Zaubergesänge dem Wachsthum der Früchte schaden oder fremde Feldfrüchte durch solche Mittel von dem Feld des Eigenthümers wegziehen, so wie gegen diejenigen, welche einem Menschen durch Zauberspruch etwas anthun.[10]) Außerdem hatte man Sprüche und Gesänge gegen den Hagel, gegen Feuerschaden, gegen alle Arten von Krankheiten. Wir können es dem ältern Plinius,[11]) der davon spricht, nicht Dank wissen, daß er aus Scheu, für abergläubisch gehalten zu werden, es nicht über sich gewinnen konnte, wie er sagt, diese Denkmäler des alten Aberglaubens

mitzutheilen. Mögen ſie auch noch ſo viel Unſinn enthalten haben, ſo können ſie doch nicht ohne manche intereſſante charakteriſtiſche Züge geweſen ſeyn. Eine Probe wenigſtens davon hat uns Cato in ſeinem Werke vom Landbau[12]) aufbehalten. Unter den manchen Haushaltungsrecepten, die er da mittheilt, befindet ſich auch folgendes gegen Verenkungen. Wir nehmen es hier auf zum beliebigen Gebrauch. Sind die Worte des Segenſpruches auch ſo unverſtändlich, daß ſelbſt die Gelehrten ſie nicht zu deuten mögen, ſo kann dieß wenigſtens die Patienten von einem Verſuch nicht abſchrecken, da ja gerade dieſe Unverſtändlichkeit bei Wunderkuren das wichtigſte Ingredienz iſt. «Wenn man ſich verenkt hat, ſagt Cato, ſo wird es durch folgenden Geſang wieder gut. Nimm ein friſches vier oder fünf Schuh langes Rohr. Spalte es in der Mitte und laß es zwei Perſonen an deine Hüften halten. Dann fange an zu ſingen In alio S. F. motas vaeta daries dardaries astataries dissunapiter, bis die getrennten Stücke des Rohrs wieder zuſammen gegangen ſind. Dann wirf ein Stück Eiſen darauf. Wenn die zwei Stücke wieder zuſammen gegangen ſind und einander berühren, nimm das Rohr, und ſchneid es rechts und

links ab; binde es auf das verenkte oder gebrochene Glied und es wird heilen, doch ſinge täglich das obige, oder auch ſo: huat hanat huat ista pista sista domiabo daumnastra; oder ſo: huat haut haut ista sis tar sis ardanabon dunnaustra.» Einen andern verſtändlichern Segensſpruch gegen das Podagra hat uns Varo aus einem ältern Schriftſteller über die Landwirthſchaft aufbehalten. Das Recept iſt folgendes. Der Patient ſoll nüchtern dreimal neunmal ſingen: «Die Peſt in den Boden, Geſundheit bei mir,» dabei den Boden anrühren und ausſpucken. Was Plinius einmal von den ausländiſchen und unausſprechbaren Wörtern ſolcher Beſchwörungsformeln und Segensſprüche ſagt, mag ſich zunächſt vielleicht auf Ausdrücke aus orientaliſchen Sprachen beziehen, die in dem Zauberweſen des damaligen Rom gewiß nicht fehlten; allein den hier aus Cato mitgetheilten Zaubergeſängen kann man einen ähnlichen Charakter nicht abſprechen, wenn ſie auch auf italiſchen Boden gewachſen ſind. Dabei iſt jedoch folgende Bemerkung wohl nicht zu überſehen. Jene alten römiſchen Bauern werden es mit ſolchen Sprüchen in ausländiſcher Sprache nicht anders gehalten haben, als unſre katholiſchen Bauern mit den lateini-

schen Sprüchen, welche sie, auf die seltsamste Weise verstümmelt, zum Schutze gegen alles Unheil an die Thüren ihrer Häuser und Ställe schreiben. Uebrigens ist auch diese Sitte, solche Sprüche an die Häuser zu schreiben, altrömisch. Wie nämlich Plinius ausdrücklich anführt, so schrieb man sie, um Brandschaden abzuhalten, auf die Wände. Das kann um so weniger befremden, da ja überhaupt der größte Theil dieses Aberglaubens oft nur in wenig geänderter Form sich bis auf unsre Zeit im Volke erhalten hat. Von dem Fortbestehen und der häufigen Anwendung des ganzen Zauberwesens und der Zaubergesänge und sympathetischen Curen in der spätern römischen Zeit, geben mehrere Stellen aus spätern Aerzten, so wie mehrere Gesetze aus der spätern Kaiserzeit und Verbote alter Concilien den deutlichsten Beweis. Hinsichtlich der kaiserlichen Constitutionen ist bemerkenswerth, daß Constantin der Große zwar den Theil der Zauberei, der zu schädlichen Zwecken gebraucht wurde, auf das strengste verbot, dabei aber die oben angeführten magischen Mittel und demnach auch Zaubergesänge und Zaubersprüche gegen Wetterschaden und Krankheiten ausdrücklich erlaubte. Diese Bestimmung gieng auch noch in die Justinianische Gesetzge-

bung über, und nur erſt ſpäter verbot die weltliche wie die geiſtliche Geſetzgebung unbedingt alle Art von Zauberei. Dieſer Umſtand kann zur Erklärung dienen, wie dieſe Vorſtellungen auch in die chriſtliche Zeit übergiengen, wenn ſchon der Hauptgrund dieſer Erſcheinung tiefer und zuletzt, man weiß nicht ſoll man ſagen auf der Schwäche oder auf der Hoheit der menſchlichen Natur beruht.

Nachdem wir auf dieſe düſtre Region des Aberglaubens und der daran geknüpften Geſänge einen Blick geworfen haben, wenden wir uns nun nach jenem heitern luſterfüllten Element der altrömiſchen und altitaliſchen Volkspoeſie, auf welche wir ſchon oben hindeuteten. Es iſt dieſes um ſo bedeutender, weil ſich die dramatiſche und ſatiriſche nationelle Literatur daran knüpfte und großen Theils aus dieſer Wurzel hervorwuchs.

Wie ſchon in der früheſten Zeit Roms Feſte und Opfer mit Geſang und Tanz vor der Erndte ſtatt fanden, ſo finden wir in dem alten Latium und wohl überhaupt in dem größten Theil des alten Italiens ähnliche ländliche Feſte nach der Erndte und bei der Weinleſe. Im alten Griechenland war es bekanntlich nicht anders. «Denn, wie Ariſtoteles[17]) an einer be-

merkenswerthen Stelle ſagt, die alten Opfer und feſtlichen Zuſammenkünfte fanden überhaupt nach dem Einſammeln der Früchte ſtatt, gleichſam als ein Darbringen der Erſtlinge; gerade um dieſe Zeit hatte man auch am meiſten Muſe.» Wir wollen nun die Hauptſtellen der Alten über dieſe Erndte- und Herbſtfeſte anführen, und dann durch einige Reſultate, die wir unmittelbar aus ihnen ziehen, ſo wie durch einige Bemerkungen, die wir hinzu fügen, ſie für unſern Zweck benützen. Zuerſt ſind hier zu betrachten die ſchönen Verſe des Horatius, aus dem Briefe des Auguſtus, an jener Stelle, wo der Dichter mit eben ſo viel Geiſt als Gemüth den Grundcharakter der römiſchen Poeſie in Vergleichung mit der griechiſchen ſchildert, und eine Hauptwurzel derſelben in den ländlichen Feſten des ackerbauenden Volkes des alten Latium nachweiſt. Dort ſagt er: [18])

Tüchtig und brav in den Tagen der Vorzeit pflegte der Landmann
Auch mit wenigem froh, wenn nun die Erndte daheim war,
Leib und Seel' nach der Müh durch ein heiteres Feſt zu erquicken
Mit den Genoſſen vereint, mit der theueren Frau und den Kindern;

Blumen würzten und Wein die schnell hinschwindende Stunde.
Also entstand die fescennische Freiheit des Spottes
Und in wechselndem Vers ergossen sich ländliche Scherze.
Jegliches Jahr gab dann in wiederkehrenden Kreisen
Ihnen die festliche Lust.

Daran schließt sich Tibull, der bei seinem Lob des Landlebens auch diesen Zug nicht vergießt:

Nach langdauernder Müh' ausruhend war es der Landmann,
Der zuerst dem Gesang ländliche Weisen gefügt,
Und dem trockenen Rohr entlockt harmonische Töne,
Wenn er am fröhlichen Fest Ehre den Göttern erwieß.
Dir zu Ehren bemalt mit Menig versuchte der Landmann,
Bacchus, den ländlichen Chor, ehe die Kunst ihn gelehrt.[19])

Endlich gehören hieher die Verse Virgil's:

Auch Ausoniens Volk vom Troischen Stamme entsprossen
Pflegt in kunstlosem Vers und lachendem Scherze zu spielen,

Während die Larve von Rinde geschnitzt die Gesichter
bedecket.
So dann rufen sie dich, o Bacchus, in frohen Ge-
sängen;
Dir auch schweben am Baum in der Höh die schau-
kelnden Bilder.
Dadurch gedeihn in reichlicher Fülle die lieblichen
Reben
Und sie bedecken das Thal zugleich und die waldigen
Höhen,
Und wo immer der Gott sein schönes Antlitz empor-
hebt.
Also lasset auch uns des Bacchus Ehre verkün-
den,
Singend nach heimischem Brauch, laßt Schüsseln und
Kuchen uns bringen.
Führt den geweiheten Bock, am Horn ihn haltend,
zum Altar,
Laßt am hölzernen Spieß uns braten die saftigen
Stücke. [20])

Aus diesen angeführten Stellen ergiebt sich nun folgendes. Zu diesen alten ländlichen Volksfesten gehörte wesentlich auch Gesang. Diese Aeußerung der festlichen Freude und bäurischen Lustbarkeit war kunstlos, improvisirt und ganz volksthümlich. Der Inhalt bestand in Danksagung und Jubel zu Ehren der Gottheiten, die man als die Quelle des ländlichen Segens betrachtete, dann aber auch in gegen-

seitigem Spott und Neckereien. Dieser zuletzt genannte Zug ist besonders zu bemerken und ist in doppelter Hinsicht charakteristisch. In dem frühern Alterthum war nämlich Ernst und Scherz nicht so streng geschieden, als es die Art unsrer Bildung mit sich bringt. Der Scherz, namentlich in der Form des Spottes, hatte in der alten Welt eine solche uneingeschränkte Freiheit und eine solche anerkannte Macht, daß er nicht etwa, wie bei uns, auf die vorübergehenden einzelnen Stimmungen und Veranlassungen des Privatlebens oder auf schwache Regungen in Kunst und Poesie eingeschränkt war, sondern er theilte gleichsam mit seinem Bruder Ernst sich freundlich in die Herrschaft der Welt; er trat keck aus dem Winkel des Hauses und aus der Heimlichkeit vertraulicher Stunden hervor, und übte in dem öffentlichen Leben, ja sogar bei der Religion und dem Cultus, seine vollen Rechte aus. Daher die vielen Feste im alten Griechenland, bei welchen Spott und Scherz ganz wesentliche und durch den Cultus vorgeschriebene Bestandtheile waren, so zwar, daß selbst die Feier der [illegible]rien nicht ohne sie war;[21]) daher ähnliches [illegible] Feste der Lupercalien der alten Römer, daher die Spottlieder der römischen Soldaten bei den Triumph-

zügen, daher die Mimen und Possenreisser bei feierlichen Leichenbegängnissen, Triumphen und Processionen.[22]) Man wird es also ganz natürlich finden, daß jene Ackersleute des alten Latium Scherz und Spott von ihrem heiligen Erndtefest nicht ausschlossen. Ja man wird sich wohl nicht irren, wenn man annimmt, diese Scherzreden und Spottlieder hätten nicht etwa nur das nach dem Opfer folgende frohe Mahl begleitet, sondern sie seyen auch noch mit dem Opfer selbst und überhaupt mit demjenigen, was zu dem Cultus bei diesen Festen gehörte, in näherer Verbindung gestanden. Die zweite Ursache, warum uns dieser Zug besonders charakteristisch zu sey scheint, liegt in Folgendem. Dieses gegenseitige Herausfordern und Erwiedern, dieser Angriff und das Wiederzurückgeben von Neckerei und Spott ist nicht blos überhaupt ganz der Weise angemessen, in der das Volk seine Lustigkeit und seinen Witz am liebsten zeigt, sondern scheint auch namentlich den Hirten und Bauern der alten Welt besonders eigen gewesen zu seyn. Eine Probe davon haben wir in dem fünften und vierten theokriteischen Idyll. Zur nähern Kenntniß dieser spottenden Wechselverse bei dem Erndtefest ist ferner zu bemerken, daß Horatius an der mitgetheilten

Stelle dieſe ungebundene Freiheit eine fescenniniſche nennt. Man bezieht dieſe Benennung auf den ſüdetruriſchen Ort Fescennium, und verſetzt den Urſprung dieſer Sitte hier hin. Es könnte allerdings ſeyn, daß die allgemeine Sitte an dieſen ländlichen Feſten der luſtigen Laune und feiertäglichen Stimmung freien Lauf in Schimpfreden und Verhöhnungen zu gönnen, an dieſem Orte am älteſten war, oder vorzugsweiſe geübt wurde. Indeſſen da auch die hergebrachten ausgelaſſenen Hochzeitslieder gleichfalls fescenniniſch hießen, und da zuweilen dieſe Benennung in noch allgemeinerer Beziehung vorkommt, ſo wird man wohl nicht genöthigt ſeyn, dieſe alte Sitte bei Erndtefeſten dem Orte Fescennium vorzugsweiſe zuzuſchreiben, ſondern man wird annehmen dürfen, daß überhaupt alle übertriebenen Aeußerungen ungebundenen Muthwillens und freier Ausgelaſſenheit, und dann allerdings auch Lieder und Verſe von dieſem Charakter fescenniniſch hießen. Wenn man den Spottreden und Spottliedern des alten Feſtes einen gewiſſen Rhythmus beilegen will, ſo wird man ohne Zweifel an den ſchon oben erwähnten ſaturniſchen zu denken haben.

So ohngefähr kann man ſich jenes uralte Element der italiſchen und römiſchen Volkspoeſie

vorstellen, von dem sich weder ursprüngliche Reste noch Nachbildungen für uns erhalten haben. Jahrhunderte lang mag es seinem Wesen nach in der alten Weise auf dem Lande und in Rom selbst, so lange dessen Bevölkerung den Beschäftigungen und den Sitten des Landlebens zugewendet blieb, gedauert haben. Indessen trat ein Zeitpunkt ein, wo es mit fremden Instituten und fremder Kunst zu Rom theils in Verbindung, theils in einen entschiedenen Gegensatz trat. Davon ist jetzt zu sprechen; doch wird nach der hier zu behandelnden Aufgabe nur das vorzugsweise hervor zu heben seyn, was zur Charakterisirung dieser alten Volkspoesie dienen kann, mit bloßer Andeutung der damit in Verbindung stehenden und der Literatur angehörenden kunstmäßigen Gattungen. Die vollständigste, wenn auch nicht eine ganz befriedigende, Nachricht giebt uns Livius über diesen Gegenstand in jener für die Geschichte der dramatischen Kunst der Römer so wichtigen Stelle. [23])

Am Ende des vierten Jahrhunderts nach Roms Erbauung (390; vor Chr. 361) wüthete, wie der Geschichtschreiber erzählt, eine furchtbare Seuche in der Stadt, die trotz aller Opfer und aller übrigen Mittel, die man zur Ver-

ſöhnung der Götter anwendete, durchaus nicht nachließ. Da gerieth man auf den Gedanken, durch eine neue, bis dahin zu Rom unbekannte Art von Feſtlichkeit die Götter zu ehren und zu erbitten, nämlich durch Anordnung ſceniſcher Spiele, die man aus Etrurien einführte. Dieſe ſceniſchen Spiele beſtanden jedoch lediglich in nichts anderm, als in Tänzen, welche die aus Etrurien hergerufenen Tänzer mit Begleitung der Flöte aufführten, ohne daß etwas dabei geſprochen oder geſungen wurde; auch war der Tanz nicht mimiſch und dadurch geeignet den Mangel der Worte zu erſetzen, ſondern ohne eine Handlung vorzuſtellen, beſtand er blos in rhythmiſchen Bewegungen, nach tusciſcher Weiſe, alſo in der Aufführung etruriſcher Nationaltänze. Dieſe öffentlichen Feſttänze blieben auch noch, wie es ſcheint, nach dem Aufhören der Peſt, ſey es, daß man ihre Wiederholung gleich anfänglich gelobt hatte, oder weil ſie allgemein gefielen. Auf jeden Fall kann ihr Beſtehen nicht vorübergehend geweſen ſeyn, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Die römiſche Jugend ahmte nämlich dieſe Tänze nach, verband aber zugleich damit Worte und entſprechende Mimik des Tanzes. Dieſer Text, der auf dieſe Weiſe zu dem Tanz hinzukam, beſtand in Späßen,

welche sie in kunstlosen Versen improvisirten. So bezeichnet Livius ohne nähere Angabe diese Veränderung, die mit den scenischen Tänzen vorgieng und wodurch ein neues Element mit ihnen sich verband. Man wird aber wohl nicht irren, wenn man diese Späße sich ganz in der Weise vorstellt, wie jene alten gegenseitigen Verspottungen in Wechselversen bei den Erndtefesten waren, ja daß diese geradezu mit etruskischen Tänzen verbunden worden sind, und daß diese zur Versöhnung und zur Ehre der Götter eingesetzten Festspiele nun eine Zeit lang in dieser veränderten Weise fortdauerten. Auf diese Aehnlichkeit oder Gleichheit deutet Livius selbst, indem er bei der Erzählung der weitern Ausbildung dieser Spiele, den von der römischen Jugend mit den etrurischen Tänzen verbundenen Possenspielen Verse beilegt, die er roh, improvisirt, den fescenninischen ähnlich nennt, und von denen er sagt, sie seyen wechselweise von den Auftretenden gegen einander vorgebracht worden. Nach den Andeutungen, welche oben über den Charakter der alten Feste überhaupt gegeben worden sind, wird man nicht glauben dürfen, als seyen die zum Cultus gehörenden etruskischen Festtänze durch diesen von der römischen Jugend hinzugefügten Zusatz profanirt worden;

noch wird man annehmen müſſen, daß dieſes ſo geänderte Spiel nur auf einzelne geſellige Kreiſe eingeſchränkt war. Bei dieſen Späßen der römiſchen Jugend darf man wohl freilich nicht an die dramatiſche Vorſtellung von Handlungen, noch einer beſtimmten, zuſammenhängenden Handlung denken; allein wenn ſchon die auftretenden Perſonen nur ſich ſelbſt gegenſeitig aufzogen und verſpotteten, und keine andre Perſonen darſtellten, ſo lag doch darin, daß ſie etwa einander ſelbſt auf lächerliche Weiſe oder wohl auch durch eingeflochtene Späße dritte Perſonen nachahmten, ſo wie in den Mummereien und Masken, die vielleicht, wie man aus der oben angeführten Stelle Virgils ſchließen kann, mit dieſen Spielen verbunden waren, der Keim zur weitern dramtiſchen Entwicklung. Ein Schritt zu einer ſolchen weitern Entwicklung dieſer alten kunſtloſen Feſtſpiele wurde dadurch gemacht, daß nach einiger Zeit ſich ein eigner Stand von Schauſpielern dafür bildete, die man mit einem etruriſchen Worte Hiſtrionen nannte: jetzt hörten die rohen und durchaus improviſirten fescenniniſchen Spottverſe auf und es bildeten ſich, wie Livius berichtet, Saturen mit geregeltem und von der Flöte begleitetem Geſang nebſt angemeſſener Mimik. Die Erör-

terung, wie man ſich dieſe älteſte, und, wie man ſieht, dramatiſche Satire etwa vorzuſtellen habe, wird ſich am leichteſten an die nähere Betrachtung des Namens anreihen laſſen. Vorerſt iſt daran zu erinnern, daß man nicht durch den Gleichklang verleitet dieſe römiſche Satura (oder nach der ſpätern Form Satira) mit den griechiſchen Satyren und Satyrdramen in Verbindung ſetze; ein Irrthum, der allerdings früher häufig geſchah, den aber ſchon Caſaubon in ſeiner trefflichen Schrift über die ſatyriſche Poeſie vollſtändig aufgeklärt hat. Satura hieß nämlich eine mit allerlei Früchten beladene Schüſſel, die man nach der Erndte der Göttin Ceres zum Opfer darbrachte; ferner ein aus vielerlei eßbaren Sachen gemiſchte Speiſe; endlich, der Etymologie des Wortes nach, ein jedes volles, reiches Allerlei. Man nimmt nun mit Caſaubonus nach der jetzt gewöhnlichen Anſicht an, die mit Geſang und Tanz begleitete, öffentlich aufgeführte Satura habe dieſen Namen erhalten, weil ſie aus einem ſolchen bunten Allerlei freier Scherze, ſpottender Ausfälle, gemiſcht aus Liederſpiel und Tanz, beſtand, ohne Einheit einer vorgeſtellten Handlung oder irgend eines durchgehenden Planes. So wahr nach allem, was wir von der Sache wiſſen, dieſe

Charakterisirung jener alten Satire ist, so läßt sich der Name, ohne daß man sich von der oben angebenen Etymologie entfernt, noch anders auffassen. Es kommt nämlich hier darauf an, wann dieser Name für diese Art von scenischen Spielen aufkam. Geschah dieses erst, als die rohen und ganz kunstlosen mit dem etrurischen Tanz verbundenen fescenninischen Verse einer eignen Klasse von Schauspielern überlassen und mit etwas rrgelmäßigerm Gesang verbunden wurde, so kann man sich bei dieser Erklärung des Namens beruhigen; obgleich es auch so auffallend scheinen kann, daß man durch diesen Namen gerade das Allerlei und die bunte Mischung dieser Spiele herausheben wollte zu einer Zeit, wo man noch gar keine kunstgerechte, durch eine Einheit des Planes zusammengehaltene Bühnenstücke hatte, gegen welche das Allerlei dieser Spiele einen Gegensatz gebildet hätte. Allein es kann sehr wohl seyn, daß der Name Satura in dieser Bedeutung viel älter wäre, vielleicht geich alt, wie der Name der mit allerlei Früchten bedeckten Opferschüssel. In diesem Falle wäre es vielleicht nicht unpassend anzunehmen, Satura hätte eine solche bei den Erndte- und Herbstfesten dargebrachte Schüssel bezeichnet, aber auch zugleich das bei der Schüssel statt

findende Scherzen und Spotten in der alten fescenninischen Weise. Ein ganz ähnliches Beispiel von einer solchen Doppelbedeutung giebt die griechische Benennung Eiresione, welche einen Busch oder Kranz bedeutet, den man an gewissen Festen umhertrug, und zugleich ein dazu gehörendes Lied. [24])

Bis jetzt haben wir die alten fescenninischen Wechselverse in drei Formen betrachtet: einmal für sich bestehend, als Produkt festlicher Lust des Bauernvolkes an den fröhlichen Festen der Erndte und Weinlese; dann in der Stadt, verbunden mit etrurischen zur Ehre der Götter angeordneten öffentlichen Tänzen; drittens endlich mit einem regelmäßigern Gesang versehen, und wenn auch immer noch ganz frei und aus einem bunten Gemisch von Scherz und Spott bestehend, doch schon wahrscheinlich etwas mehr geformt und darum von den Dilettanten der römischen Jugend dem Histrionenstande überlassen. Die beiden ersten dieser drei Formen giengen unmittelbar aus dem Volke selbst hervor, und machen wirkliche Bestandtheile der alten römischen Volkspoesie aus; die dritte Form, obgleich etwas ausgebildeter und der Pflege eines eigenen Schauspielerstandes überlassen, war dennoch unbezweifelt den beiden ersten ganz nahe ver-

wandt und ganz volksmäßig. Allein bald kam eine neue und fremde Kunst auf die Bühne, und drohte das alte, nationelle Vergnügen zu verdrängen.

Fast hundert und zwanzig Jahre nachdem die etruriſchen Tänze nach Rom gebracht worden waren (514 nach Roms Erb.), wagte Livius Andronicus, nach der Weiſe jener Zeit zugleich Theaterdichter und Schauſpieler, den Verſuch, ſtatt der Satura ein griechiſchen Muſtern nachgebildetes Stück mit einem beſtimmten Sujet auf die Bühne zu bringen, und wurde ſo der Schöpfer der künſtlichen, aber freilich ganz auf Nachahmung fremder Vorbilder beruhenden römiſchen Dramatik. Der Verſuch gelang, und von jetzt an ſahen die Römer auf ihrer Bühne ganz andre, von dem alten volksmäßigen Poſſenſpiel der Satira durchaus verſchiedene Vorſtellungen. Allein das alte und einheimiſche Volksvergnügen ließ ſich von der neuen und fremden Kunſt, wenn auch einſchränken, doch nicht ganz verdrängen. Livius berichtet nämlich weiter folgendermaßen: «Nachdem man ſich durch dieſe neue Einrichtung der Bühnenſtücke um den vorigen Scherz und die ungebundenen Späße gebracht ſah, und das freie Spiel allmählig zur Kunſt wurde: ſo

fiengen die jungen Leute, indem das Aufführen auch dieſer Stücke ganz den Schauſpielern überlaſſen blieb, nunmehr wieder an, nach der alten Sitte in Verſe gebrachte Späße unter ſich zu machen; man nannte dieſe von jetzt an Exodia, und verband ſie vorzugsweiſe mit den Atellaniſchen Stücken.» Aus dieſer Stelle ſehen wir alſo, daß gerade das Aufblühen des kunſtmäßigen Dramas eine Reaction zu Gunſten der alten nationellen Poſſenſpiele und Spottverſe bewirkte. Dieß kann nicht befremden, wenn man die Kraft und Dauer nationeller Eigenthümlichkeiten kennt, und wenn man ſich erinnert, daß ja noch viel ſpäter, wie Terenz und Horaz klagen, das Volk nur zu oft mitten aus dem Anhören des kunſtmäßigen, den Griechen abgelernten Dramas den Seiltänzern, Thierhezen und Klopffechtern zulief. Das von der römiſchen Jugend wieder erweckte und wieder auf die Bühne gebrachte alte Poſſenſpiel, ſcheint, nach den Worten Livius zu ſchließen, ganz in der älteſten Weiſe geweſen zu ſeyn, ſo wie es war, als man es mit jenen etruriſchen Tänzen zuerſt verband, und nicht ſo, wie es mit einer etwas vervollkommneten Geſtalt unmittelbar vor dem Auftreten des Livius Andronicus in der von Hiſtrionen aufgeführten

Satura sich zeigte. Da übrigens diese letztere von der alten fescenninischen Weise unsrer Ansicht nach durchaus nicht im Wesen, sondern nur durch einen etwas mehr geformten Vers und Gesang verschieden war, ja da nach unsrer Vermuthung der Name Satura schon den fescenninischen spottenden Wechselversen bei den Erndte- und Herbstfesten zukam, so wird man allerdings auch dieses neben den griechisch geformten Dramen wieder neu aufgekommene Spiel als eine Fortsetzung der Satura ansehen und selbst so nennen dürfen. Wie lange nun diese von der römischen Jugend wieder erneuerte Satire sich selbstständig erhielt, geht aus der Erzählung des Livius nicht hervor, noch haben wir darüber sonst irgendwo Aufschluß. Früher oder später diente sie als Nachspiel zu andern Stücken und namentlich zu den Atellanen. Daß diese Satura wenigstens anfangs als Nachspiel auch mit andern Stücken als mit den Atellanen, also namentlich mit den kunstmäßigen, durch Livius Andronicus zuerst eingeführten Dramen verbunden wurde, darauf deutet einmal die Art, wie der Geschichtschreiber sich darüber ausdrückt, welcher sagt, sie seyen vorzugsweise, (potissimum) also nicht ausschließlich, mit den Atellanen verbunden worden; ferner die grie-

chiſche Benennung Exodien (Ausgang Schluß); endlich das ausdrückliche Zeugniß eines alten Scholiaſten des Juvenal. Dieſer nämlich ſagt: «Bei den Alten trat der Exodiarius (der Schauſpieler in ſolchen Exodien) am Ende der Stücke als lächerliche Perſon auf, damit durch ſein lächerliches Spiel alle durch die tragiſchen Affekte erregten Thränen abgetrocknet würden.»[25]) Ganz beſonders aber und vorzugsweiſe wurde, wie wir eben hörten, die alte fescenniniſche Satire mit den Atellaniſchen Stücken verbunden. Mit dieſen letztern haben wir nun wieder einen fruchtbaren Stamm altitaliſcher Volkspoeſie genannt, welcher auch, nachdem er durch das Pfropfreis künſtleriſcher Behandlung veredelt war, immer dieſe ſeine urſprüngliche Natur zeigte. Es wird alſo hier von unſerm Standpunkt aus über dieſe Atellanen im Allgemeinen etwas zu ſagen ſeyn, und beſonders über ihr Verhältniß zu der römiſchen mit ihr verbundenen Satire.

Die atellaniſchen Stücke haben von der osciſchen Stadt Atella in Campanien ihren Namen. Dorther kamen ſie nach Rom. Sie wurden Anfangs von der römiſchen Jugend als freie, ſelbſtgewählte Unterhaltung aufgeführt, nicht von Hiſtrionen. Und als ſpäter ſich dieſes änderte und die Aufführung durch eigene Schauſpieler

geschah, haftete auf diesen Schauspielern nicht wie auf ihren übrigen Kunstgenossen in Rom ein gewisser Grad von bürgerlicher Ehrlosigkeit; sondern sie blieben vielmehr in vollem Besitz ihrer bürgerlichen Rechte und ihrer bürgerlichen Ehre. Darauf beschränken sich im Wesentlichen die verschiedenen Zeugnisse der alten Schriftsteller über den Ursprung dieser Stücke. Sie sagen uns aber nichts näheres von der Veranlassung ihrer Entstehung, nichts von ihrer anfänglichen Art und Weise, von ihrer weitern Ausbildung, nichs genaueres über ihr Verhältniß zur römischen Satura. Aus der spätern Zeit, als die Atellanen zu dem Kreise der Literatur gehörten, haben sich zwar keine vollständigen Stücke erhalten, wohl aber noch Fragmente des in diesem Fache berühmten Dichters Pomponius aus der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts der Stadt, und des noch etwas frühern Dichter Novius, aus welchen wir in Verbindung mit einigen andern gelegenheitlich mitgetheilten Nachrichten uns ein Bild dieser Gattung machen können. Aus allem diesen sehen wir nämlich, daß die Atellanen damals, wenn auch einfache, doch allerdings bestimmte dramatische Sujets hatten, daß diese ganz aus dem Kreise des gemeinen Volkslebens,

besonders aus dem Bauernstande und dem Landleben hergenommen waren, daß dabei treue Nachahmung der Volkssprache, des derben, durchaus freien Volkswitzes, und theils ganz unumwundene, theils zweideutige, schmutzige Späße das bedeutendste Ingredienz bildeten; daß dabe typische Personen, ähnlich den Charaktermasken der italienischen Commedia dell' Arte vorkamen, namentlich eine Person Maccus, dem Pulicinello oder Arlekino ähnlich, den man in allerlei Situationen darstellte, etwa wie den Wienerischen Staberl, so daß unter den noch vorhandenen Titeln der Atellanen vorkommt: Maccus, als Verbannter; als Gastwirth, als Soldat, und ähnliches.

Es bleibt nun nichts übrig, als aus diesen Resten und aus den zwar ziemltch zahlreichen, aber doch unbestimmten und allgemeinen Notizen das Genauere über den Ursprung und die weitere Ausbildung dieses volksmäßigen Drama herauszufinden. Von den darüber ausgesprochenen Ansichten sind besonders zwei beachtungswerth. Die eine ist ganz kurz angedeutet in A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, in jenem trefflichen Buch, das man nicht benützen kann, ohne zu bedauern, daß unsre deutsche Literatur noch nicht mehr nach diesem Vorbild geformte Werke besitzt;

die andre ist in der schätzbaren Abhandlung eines jungen Gelehrten, K. E. Schober Ueber die Atellanischen Schauspiele der Römer ausgeführt. Schlegel nimmt an, die atellanischen Stücke seyen ganz identisch mit der alten römischen Satura gewesen, so daß also diese Gattung, wie sie durch die Dichter Novius, Pomponius und andre der Literatur einverleibt wurde, für nichts anders als eine Fortsetzung und Ausbildung jener Satura zu nehmen wäre.[26]) Schober dagegen hat, in Uebereinstimmung mit der allgemein angenommenen Meinung, die Ansicht, die Atellanen seyen von der römischen Satura verschieden, sie seyen nach Rom gebracht worden, nachdem diese schon öffentlich auf der Bühne im Gebrauch und bis zu einem gewissen Grade ausgebildet gewesen sey; diese Einführung, meint er ferner, habe statt gefunden zu der Zeit als bei dem Aufkommen des nach griechischen Mustern von Livius Adronicus gebildeten Dramas die alte Satura von der römischen Jugend mit neuem Eifer wieder hergestellt wurde. Er nimmt ferner an, daß dieses Volksspiel schon vor seiner Verpflanzung nach Rom eine festere dramatische Gestaltung hatte, und er stützt sich dabei auf den Beweisgrund, daß an den Stellen der alten Schrift-

steller, welche die Verpflanzung dieses osciſchen Spieles nach Rom erwähnen, dafür die Bezeichnung mit dem Worte fabula (Drama, Theaterſtück) gewählt werde, und daß nur ſo die Atellanen nach der oben mitgetheilten Nachricht des Geſchichtſchreibers Livius als Stützpunkte für die als Nachſpiel ihnen hinzugefügte Satura dienen konnte.[27])

Bei der Dürftigkeit der Quellen wird es nicht ſo leicht möglich ſeyn, ganz klare Einſicht in dieſen Gegenſtand zu erhalten. Indeſſen werden hier wohl noch einige Bemerkungen folgen dürfen, welche theils zur Charakteriſirung dieſer alten dramatiſchen Volkspoeſie etwas beitragen, theils zur nähern Erörterung der von Schlegel nur in ihrem Reſultat ausgeſprochenen Anſicht dienen können.

Die Atellanen waren oſciſchen Urſprunges. Dieſes altitaliſche Urvolk der Oſker[28]) bildete, wie es ſcheint, in ganz alter Zeit durch ſeine Verbindung mit dem andern italiſchen Stammvolk, den Sikulern, das Volk von Latium. Jeden falls, wie die obgleich ſchwachen Reſte beweiſen, macht das Oſciſche ein Hauptelement der lateiniſchen Sprache aus; und in den frühern Zeiten, ſo wie in der Sprache des Volkes, mußte dieſe Aehnlichkeit viel mehr hervortreten,

als in dem spätern, durch Literatur gebildeten Latein. Wenn also die Römer diese Farcen des osciſchen Volkſpieles annahmen, ſo war das angenommene nicht etwas ihnen ſehr fremdes und von ihrer Art und Weiſe entferntes, ſondern etwas ihnen naheſtehendes und verwandtes. Nannten ja doch die Griechen überhaupt alles nationell italiſche opikiſch (ſo viel als osciſch), und nach ihnen thaten dies eben ſo auch die lateiniſchen Schriftſteller. Vorzüglich gebrauchten ſie jedoch in dem Falle dieſe Benennung, wenn ſie das gemeine, durch keine auswärts hergeholte wiſſenſchaftliche oder geſellige Bildung verfeinerte Volk bezeichnen wollten. Dieſe Bemerkung führt uns auf jene Eigenthümlichkeit der atellaniſchen Spiele, wornach ſie auch in der ſpäteſten Zeit immer nur Darſtellungen aus der niedern Sphäre des Volkes, ganz beſonders des Landvolkes enthielten. Allerdings blieb auch, nachdem in dem mittleren und ſüdlichen Italien das Griechiſche und Lateiniſche herrſcheud geworden war, das Osciſche auf das Volk, und namentlich auf das immer länger die alte Sitte und Sprache bewahrende Landvolk eingeſchränkt. In dieſem Kreiſe mag es ſich lange erhalten haben; wenigſtens hat man Grund anzunehmen, daß zu Pompeji, alſo

ganz nahe bei Atella und der Heimath dieſer Spiele, zur Zeit ſeines Unterganges osciſch geſprochen wurde.[29]) Man wird ferner ohne den Vorwurf einer gewagten Hypotheſe annehmen dürfen, daß auch das osciſche Volk jene dem alten Italien, ſo wie dem alten Griechenland eigenen Erndte- und Herbſtfeſte hatte, und daß hier wie der Urſprung der fescenniniſchen Verſe und der alten Satura, ſo auch der Urſprung der Atellanen zu ſuchen iſt. So hätten wir für beide Gattungen eine gleiche Entſtehung, wie ſie nicht minder in der Freiheit der Scherze und in der luſtigen Poſſenreiſſerei übereinkommen. Allein was wurde aus den alten mit dem Drama verbundenen Satiren? Wann und wie hörten ſie auf? Hier ſind wir ohne alle Nachrichten. Mir ſcheint ſie giengen in die Atellanen über, mit denen ſie der Entſtehung ſo wie der ganzen Art nach ſo nahe verwandt waren. Denn die Atellanen hießen ganz gewöhnlich Exodia, wie Livius die mit andern dramatiſchen Stücken verbundenen Satiren nennt, und die Atellanen wurden, ehe man nachher die Mimen dazu verwendete, als Nachſpiel den übrigen Bühnenſtücken hinzugefügt.[30]) Daraus ſcheint dieſe Folgerung hervorzugehen: entweder waren die Atellanen mit den fescen-

niniſchen Verſen und der Satura ganz identiſch und ſo haben wir zwei Namen für dieſelbe Sache; oder dieſe Identität liegt, was wahrſcheinlicher iſt, in dem ähnlichen Urſprung, in dem ähnlichen Geiſte, wenn wir ſchon zweierlei Volksſpiele hier haben aus verſchiedenen Gegenden Italiens, ſo daß die Atellanen eben nichts anders wären als oſciſche Feſcenninen und Saturen, und die Saturen nichts anders als lateiniſche und römiſche Atellanen. Der Umſtand, daß wir uns hier auf dem Gebiet einer ganz nationellen, ganz individuellen und gleichſam örtlichen Volkspoeſie befinden, macht es genügſam erklärlich, daß auch ein kleiner äußerlicher Unterſchied hinreichen konnte, die Atellanen als eine von den Saturen getrennte eigene Gattung anzuſehen. Die Atellanen ſcheinen übrigens bis an das Ende der altrömiſchen Zeit fortgedauert zu haben. Die neure Commedia dell' Arte ſelbſt iſt nichts anders als eine Fortſetzung derſelben und gleichſam ein junger Sprößling eines uralten Stammes, ſey es nun, daß ſie durch Verbindungsfäden, die ſich durch das Mittelalter durchziehen, mit den Atellanen hiſtoriſch zuſammenhängt, oder ſey es, daß derſelbe den Italienern beſonders eigene Trieb zu burlesken Aeßerungen der Luſtigkeit

und des ſpottenden Witzes, und das für ſolche Darſtellungen glückliche Talent, nur gleichſam eine Zeit lang ſchlummerte und dann mit neuen Kräften erwacht iſt.

Von der alten römiſchen auf der Scene vorgeſtellten Satura, iſt wohl zu unterſcheiden die ſpätere Satire des Ennius, Varro, Lucilius und ſeiner Nachfolger Horatius, Juvenal und Perſius, die jedoch dem Gebiete der ſchriftſtelleriſchen Literatur angehören, und darum außerhalb unſers Kreiſes liegen. Von dem Verhältniß dieſer Gattung zu jenem alten ſceniſchen Volksſpiel bemerken wir nur ſo viel, daß erſtere nicht blos den Namen mit letzterem gemein hatte; ſondern daß Ennius, der zuerſt dieſe Gattung in die Literatur einführte, wohl ohne Zweifel durch die alte dramatiſche Satura dazu veranlaßt wurde; daß ferner das bunte Allerlei von Scherzen und die ungebundene Freiheit in den Satiren des Ennius und Varro auch durch mannigfaltigen Wechſel der Formen ſich zeigte, indem dieſe Dichter nicht blos verſchiedene Versarten in einer und derſelben Satire auf einander folgen, ſondern auch poetiſchen und proſaiſchen Vortrag mit einander abwechſeln ließen.

Die Freiheit muthwilliger Scherze und des feſſelloſen Spottes zeigte ſich jedoch nicht blos an jenen alten ländlichen Feſten bei der Erndte und Weinleſe, und der zu den ſceniſchen Spielen gehörenden Satura, ſondern auch noch bei einer andern Feierlichkeit des öffentlichen Lebens, nämlich bei den Triumphzügen der römiſchen Imperatoren. Man darf ſich dieſe Triumphzüge durchaus nicht als ein blos militairiſches Feſt denken; ſondern ſie müſſen vielmehr angeſehen werden als ein allgemeines Volksfeſt und zugleich ein Dankfeſt für die den Sieg verleihenden Götter, zu deren Tempel der feierliche Zug ſich bewegte, und denen man Gebete und Opfer brachte. Die Triumphe waren alſo zugleich religiöſe Feſte und gehören zum Gebiete des Cultus. Dieſer Geſichtspunkt iſt hier feſt zu halten und zur richtigen Auffaſſung des Folgenden weſentlich nöthig iſt. Es iſt ſchon oben zur Charakteriſirung der großen Kraft und Freiheit des Scherzes in der antiken Welt angeführt worden, daß bei Triumphzügen, wie bei andern Proceſſionen, immer ein luſtiger Chor in der Maske von Satiren und Silenen mitgieng, der durch ſeine grotesken Tänze und tollen Poſſen das Feſt belebte; ja ſogar einer aus dieſem Chor hatte die Aufgabe, den triumſ-

phirenden Feldherrn ſelbſt, der hier vielleicht den höchſten und würdevollſten Moment ſeines Lebens feierte, durch lächerliche Geberden nachzuahmen und zu verſpotten. Ganz in demſelben Geiſte war nun auch die Sitte, daß die Begleiter des Zuges und beſonders die Soldaten des triumphirenden Imperators die volle Freiheit hatten, denſelben nach Belieben zu verſpotten und in den derbſten Späßen an ſeinem Ehrentag lächerlich zu machen.[31]) Dieſelbe Freiheit hatten die Soldaten nicht minder auch gegen alle andern, auch die angeſehenſten Männer, gegen welche ſie etwa veranlaßt waren, bei dieſen Gelegenheiten ihre ſatiriſche Laune zu wenden. Neben dieſen ſpottenden Scherzen war zugleich hier aber auch Gelegenheit und volle Freiheit, Anerkennung und Lob dem glücklichen Imperator laut und öffentlich zu ertheilen. Dieſe Sitte war unbezweifelt ſo alt als die Triumphzüge, und geht ſomit in die erſten Zeiten Roms zurück. Die Art, wie die Soldaten ihre Späße und Spöttereien vorbrachten, war zum Theil nach der Weiſe der fescenniniſchen Verſe bei jenen ländlichen Feſten, ſo alſo, daß zwei aus ihnen, oder etwa zwei Chöre ſich gegenſeitig herausforderten und erwiederten; wenigſtens deuten Livius und Dionyſius von Harlikarnaß

ganz bestimmt darauf hin.[32]) Wahrscheinlich war dieß in der frühern und frühesten Zeit gewöhnlich. Späterhin sangen die Soldaten einzelne improvisirte Verse oder kleine Lieder; in dieser Weise sind die hierher gehörenden Proben des römischen Soldatenwitzes, die wir noch übrig haben. Das dazu angewendete Versmaaß ist der katalektische trochäische Tetrameter, oder, wie man es vielleicht richtiger abtheilt, es sind abwechselnd auf einander folgende vierfüßige akatalektische und katalektische Trochäen. Es ist dieß das Versmaaß, in welchem die meisten römischen Volkslieder und Gassenhauer abgefaßt waren, und zugleich dasselbe, in welchem nach dem Untergang oder doch seltnern Gebrauch der künstlichern antiken Versmaaße, ein großer Theil der ältesten christlichen Hymnen und Kirchenlieder geschrieben ist. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß man in diesen improvisirten Aeußerungen der Lustigkeit und des Spottes nicht immer ein genaues Befolgen der metrischen und prosodischen Regeln, und statt dessen blos eine dem Versmaaß entsprechende rhythmische Bewegung finden wird.[33])

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über diese Gattung, wenden wir uns zu den einzelnen davon noch übrigen Proben. Von den

Alten ſelbſt hat wohl Niemand an eine vollſtändige Sammlung dieſer Spottverſe und Triumphlieder gedacht. Wahrſcheinlich gab es darunter feſtſtehende, die man bei jedem Triumph wiederholte; andre waren durch beſondre hiſtoriſche Veranlaſſungen hervorgerufen, Eingebungen des Augenblickes, die der folgende Augenblick wieder mit ſich fortführte. Oft aber ſprach ſich auf dieſe Weiſe die Stimmung des Volkes und der Soldaten beſonders bedeutungsvoll aus; oft zeichneten ſich dieſe Verſe und Lieder durch einen, wenn auch höchſt derben, aber dabei ſehr treffenden Witz aus. Das wurde die Urſache, daß die römiſchen Hiſtoriker, beſonders Livius, bei der Erwähnung von Triumphen, öfters auch dieſer Verſe erwähnen, und theils ihren Inhalt angeben, theils ſie ſelbſt anführen. So macht Livius eine ſolche Erwähnung bei dem Triumphzug jenes vom Pfluge hergeholten Dictators Cincinnatus, deſſelben berühmten Römers, der durch einen ſeltſamen hiſtoriſchen Mißverſtand von den neuern als Repräſentant des Republikanismus canoniſirt worden iſt, da er doch gerade im Gegentheil einer der entſchiedenſten und hartnäckigſten Ariſtokraten und Gegner der Plebeier, und alſo nichts weniger als ein Republikaner im

anderen Ohne ist Mond, ein Stern, ein Planet und ein Komet. Der Mond ist ein Trabant der Erde, und ein Stern ist ein Fixstern. Ein Planet ist ein Wandelstern. Ein Komet ist ein Schweifstern. Der Mond ist ein Trabant der Erde, weil er um die Erde herum geht. Ein Fixstern ist ein Stern, weil er immer an einem Orte steht. Ein Planet ist ein Wandelstern, weil er nicht immer an einem Orte steht. Ein Komet ist ein Schweifstern, weil er einen Schweif hat. Der Mond ist ein Trabant der Erde, weil er um die Erde herum geht. Ein Fixstern ist ein Stern, weil er immer an einem Orte steht. Ein Planet ist ein Wandelstern, weil er nicht immer an einem Orte steht. Ein Komet ist ein Schweifstern, weil er einen Schweif hat. Der Mond ist ein Trabant der Erde, weil er um die Erde herum geht. Ein Fixstern ist ein Stern, weil er immer an einem Orte steht. Ein Planet ist ein Wandelstern, weil er nicht immer an einem Orte steht. Ein Komet ist ein Schweifstern, weil er einen Schweif hat. Der Mond ist ein Trabant der Erde, weil er um die Erde herum geht. Ein Fixstern ist ein Stern, weil er immer an einem Orte steht. Ein Planet ist ein Wandelstern, weil er nicht immer an einem Orte steht. Ein Komet ist ein Schweifstern, weil er einen Schweif hat.

Anwendung einiger gewaltſamen Mittel, ein Heer zuſammen zu bringen. Die Plebeier widerſetzten ſich nicht mit Gewalt: nach dem Geiſte der bewunderungswürdigen Geſetzmäßigkeit und Mäßigung, welcher ſie in dieſem ganzen Partheikampfe ausgezeichnete, folgten ſie dem Befehle des Conſul auch dießmal, und ſchlugen den Feind. Als aber der Conſul, um den frühern Widerſtand der Führer des Volkes zu ſtrafen, die gemachte Beute nicht, wie gewöhnlich, unter das Heer vertheilte, ſondern der Staatskaſſe zuwendete, da brach der Zorn des Volkes und der Soldaten gegen ihn los. Bei ſeinem durch eine Ovation gefeierten Einzug in Rom griff ihn der Witz der Soldaten in bittern Spottverſen an, während ſie den Volkstribun Mänius prieſen, und das ganze umſtehende Volk ſtimmte durch lauten Beifall und ähnliche Aeußerungen den Soldaten bei. Noch hat uns Livius in dieſer Hinſicht das Andenken aufbewahrt an die Triumphzüge des Camillus, der Conſuln M. Valerius und Cornelius Coſſus, Q. Fabius, Claudius Nero und M. Livius, eines Manlius und einiger andern. Camillus wurde bei ſeinem Triumphzug nach dem Siege über die Gallier, in dieſen herkömmlichen Späßen und Spottliedern der Soldaten geprieſen als ein zweiter

Romulus, als der Vater des Vaterlandes, als der zweite Gründer Roms. Bei dem Triumph der Consuln M. Valerius und Cornelius Cossus sangen die Soldaten vorzüglich das Lob des heldenmüthigen Kriegstribun Decius, der durch seine entschlossene und einsichtsvolle Tapferkeit das eine der beiden consularischen Heere im Samniterkriege gerettet hatte. Bei dem Triumphzuge des Fabius priesen die Lieder des Heeres besonders seinen Collegen Decius, der, gleich seinem Vater, in dem Krieg gegen die vereinten Samniter und Gallier sich den Todesgöttern geweiht und dadurch den Römern Sieg verschafft hatte. Von den beiden Consuln Livius und Nero, den Besiegern des seinem Bruder Hanibal zu Hilfe gekommenen Hasdrubal, erhielt vorzugsweise nur Livius von dem Senat die Ehre des wirklichen Triumphes; Nero mußte sich damit begnügen, ohne sein Heer aber zu Pferd seinen Einzug in die Stadt zu halten. Dem Volke schien dieß eine Ungerechtigkeit und man bemerkte, daß die Soldaten aus dem triumphirenden Heere des Livius weit mehr Lieder auf den andern Consul sangen, als auf ihren eigenen Feldherrn. Zweideutiger waren dagegen die Beifallsbezeigungen der Soldaten bei dem Triumphe des C. Manlius, der als Proconsul

Asiens die Galater besiegt, aber zugleich durch eine zu laxe Kriegszucht und Einführung der asiatischen Ueppigkeit sich schlecht empfohlen hatte. Der Geschichtschreiber bemerkt deßwegen, die Triumphlieder der Soldaten seyen von der Art gewesen, daß man daraus die zu große Nachsicht des Feldherrn und sein Buhlen um die Gunst des Heeres hätte ersehen können, und es habe sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß sein Triumph mehr durch die Gunst der Soldaten als des Volkes gefeiert worden sey.[34]) Einige genauere Aufzeichnungen über diese militairischen Volkslieder haben wir aus der Zeit des Dictator Julius Cäsar. So sangen die Soldaten bei seinem gallischen Triumph in spottender Rüge seines Hanges zu Ausschweifungen:

Bürger, Acht auf eure Frauen!
Denn es kommt der kahle Schelm.

Um diesen Witz gehörig zu würdigen muß man sich erinnern, daß Julius Cäsar eine starke Glatze hatte, die er als Dictator durch den Lorbeerkranz bedeckte, den er gegen die sonst gewöhnliche Sitte nicht blos bei feierlichen Gelegenheiten, sondern beständig trug. Auch sangen bei demselben Triumphzuge die Soldaten:

Haſt dein Geld verpraßt in Gallien,
Das du hier in Rom geborgt.

Und mit Anſpielung auf ein ſcandalöſes Verhältniß, in welchem Julius Cäſar in ſeiner Jugend mit Nikomedes, König von Bithynien geſtanden haben ſoll:

Cäſar unterwarf ſich Gallien
Und den Cäſar Nikomed.
Sieh, nun triumphiret Cäſar,
Der ſich Gallien unterwarf;
Nikomedes triumphirt nicht,
Der ſich Cäſar unterwarf. [35])

Nach dem Siege über Pompeius erinnerten die Soldaten unter andern Scherzen ihren glücklichen Feldherrn an die ausgeſtandenen Entbehrungen des Feldzuges in Griechenland, wo ſie genöthigt waren öfters von wilden Wurzeln und Kräutern zu leben, indem ſie damit Anſpielungen verbanden auf die ſparſam, wie ſie meinten, ihnen zugemeſſenen Belohnungen. [36])

Einen bittern Vorwurf enthält der Spottvers, den die Soldaten zur Zeit des ſo blutigen Triumvirates von Antonius, Octavius und Lepidus bei einem Triumphzuge der Conſuln Lepidus und Plancus ſangen, welche gleich den beiden übrigen Triumviren, ihre nächſten

Anverwandten, namentlich ihre eigenen Brüder, hingeopfert hatten. Man muß ſich dabei an den Doppelſinn des Wortes germanus erinnern, welches bekanntlich nicht blos Volksname iſt, ſondern auch einen leiblichen Bruder bezeichnet.

Nicht den Galliern, nein, Germanen
Gilt des Conſulpaars Triumph. [27])

Nach der Zeit des Kaiſer Auguſtus wurden Triumphe immer ſeltner gefeiert, obgleich die Sitte bis auf Juſtinian fortdauerte. Ein Hauptgrund davon lag in dem Umſtande, daß die Kaiſer nicht leicht mehr andern dieſe Auszeichnung geſtatteten, ſondern nur ſich ſelbſt oder Mitgliedern der kaiſerlichen Familie vorbehielten. Freilich waren die Anläſſe zu Triumphen auch nicht mehr ſo häufig als in den Tagen der welterobernden Republik. Ein Gelehrter will durch aufmerkſame Nachrechnung gefunden haben, daß auf den Zeitraum bis auf Auguſtus dreihundert Triumphzüge kommen, und auf die folgenden ſechsthalbhundert Jahre bis Juſtinian nur fünfzig.[83]) Man wird es alſo begreiflich finden, daß von dieſer Zeit an die Erwähnung dieſer Soldatenlieder ſeltner vorkommen muß. Auch wird man annehmen müſſen,

daß die kaiserlichen Prätorianer, wenn sie gleich ihren Herrn so oft Gesetze vorschrieben, dennoch bei diesen Gelegenheiten von ihrem alten Vorrechte nicht mehr den vollen Gebrauch gemacht haben werden, den jene alten republikanischen Bürgersoldaten davon machten. Wir vermögen daher aus der spätern Zeit nichts anderes anzuführen, als folgende Verse, die man zum Lob des Kaisers Aurelianus zu Rom sang, und welche man ihrem Inhalt so wie ihrer Form nach wohl unbedenklich zu dieser Gattung zählen kann:

Tausend Franken und Sarmaten
Haben wir für jetzt geschlacht't.
Tausend, tausend, tausend, tausend,
Tausend Perser suchen wir. [39])

Die persönliche Tapferkeit des nämlichen Kaisers war so allgemein gepriesen, daß, wie sein Biograph Vopiscus, der auch das obige Liedchen aufbewahrt hat, uns berichtet, sein Lob sogar in der Kinderwelt wiederhallte. Die damaligen römischen Knaben, die nicht weniger als die unsrigen das Soldatenspiel liebten, ahmten die bisher beschriebene Sitte der Soldaten nach und sangen dabei auf den Kaiser

das Liedchen (ballisteum, Tanzlied nennt es Vopiscus):

Tausend haben wir getödtet
Tausend, tausend wir allein;
Ja ein einziger hat getödtet,
Tausend, tausend ganz allein.
Der die tausend hat getödtet,
Lebe hoch viel tausendmal;
So viel Wein hat wahrlich Niemand,
Als er Blut vergossen hat. [40])

Allein die Spottlust und der Hang zu freien muthwilligen Scherzen war nicht blos auf solche öffentliche und feierliche Gelegenheiten eingeschränkt; der italische Essig, wie Horaz einmal diesen Hang und dieß Talent seiner Landsleute nennt, wollte seine Schärfe auch im übrigen Leben zeigen. Man würde dieses schon der Natur der Sache nach annehmen müssen; wir haben darüber aber auch ausdrückliche Zeugnisse der Alten. Man weiß nämlich aus mehreren Nachrichten, daß das alte Gesetzbuch der zwölf Tafeln ausdrücklich verboten hatte, gegen Jemanden ein Spottlied zu singen, oder ein Schimpfgedicht zu verfassen, das den guten Ruf und die Ehre eines andern verletzte.[41]) Das erstere hieß occentare und bestand darin, wie

der Gramatiker Festus berichtet, daß man laut und weithin vernehmlich die Schmähungen gesangsweise zurief.[42]) Man scheint dieses, wie man aus den Worten desselben schließen kann, nicht bei gewöhnlichen Aufwallungen boshafter Laune gethan hatte, sondern wenn man einen besondern Grund hatte, an einem Gegner sich auf eine auffallende Weise zu rächen oder ihn anzugreifen. Man nannte eine solche Beschimpfung auch mit einem osciſchen Wort pipulus. Auf diese Sitte scheint sich eine Stelle bei Plautus zu beziehen:

Helf' mir Laverna! Giebst du nicht mein Eigenthum
Heraus, stimm ich das Schimpflied an vor deinem Haus.[43])

Es war also das eine ähnliche Sitte wie jene andre in den zwölf Tafeln genannte und gesetzlich erlaubte, wornach man in gewissen Fällen vor das Haus eines andern gieng, und da mit lauten Vorwürfen den Gegenstand seiner Klage öffentlich nannte und erzählte.[44]) In welchem Tone dieses geschah, darauf kann das für diese Sache gebräuchliche Wort obvagulari deuten, wenn die Herleitung des Gramatiker Festus richtig ist, der es von vagire herleitet;

darnach hätte man ſich alſo ein Heulen und Schreien desjenigen zu denken, der einem andern dieſes ſonderbare Ständchen brachte. Was war nun aber die Strafe, die auf jenen Spottliedern und poetiſchen Pasquillen ſtand? Keine andere als die Todesſtrafe, ja ſogar, wie man nach mehreren Stellen der Alten allen Grund hat zu vermuthen, die ſchreckliche Todesart zu Tod geprügelt zu werden, oder doch die durch vorhergegangene Prügel verſchärfte Hinrichtung. Es iſt dieſes gewiß eine höchſt auffallende Erſcheinung, daß bei demſelben Volk, bei welchem ſchonungslos in dem feierlichſten Moment die triumphirenden Imperatoren verhöhnt wurden, und bei dem auf der Bühne in der Satura und den atellaniſchen Poſſenſpielen es gewiß an boshaften Anſpielungen und Seitenhieben perſönlichen Spottes nicht fehlen konnte, wie man ſogar an mehreren Beiſpielen aus der tyranniſchen Kaiſerzeit ſieht, daß bei demſelben Volke alſo Spottverſe gegen Privatperſonen beſtraft wurden, und nicht etwa mit einer Geldſtrafe, wie es ſogar bei Realinjurien geſchah, ſondern mit der nach den Geſetzen der zwölf Tafeln nur auf wenig Verbrechen geſetzten Todesſtrafe. Der Grund davon ſcheint mir in Folgendem zu liegen. Die Freiheit der fescen-

niniſchen Verſe, der auf der Bühne aufgeführten Satura, ſo wie jene Freiheit der Soldaten ſtand unter dem Schutze der Feſtlichkeiten, zu denen ſie gehörte, und ſie machte urſprünglich, wie wir oben ſchon andeuteten, gewiſſermaßen einen Theil des Cultus aus. Der Art und Weiſe unſrer Bildung ſteht dieß freilich ſehr entgegen; allein im frühern Mittelalter waren ja gleichfalls Scherze und Poſſenſpiele von chriſtlichen Feſten nicht ſo ſtreng verbannt, wie die bekannten Narren- und Eſelsfeſte beweiſen. So wenig es nun Jemand in den Sinn kommen durfte irgend einen andern Theil der alten Feſtgebräuche anzugreifen, eben ſo wenig konnte man dieſen Theil der feſtlichen Luſt antaſten. Je mehr nun auf dieſe Weiſe dem Scherz und Spott ſein volles Recht und ſeine volle Freiheit gelaſſen war, gleichſam eine Maskenfreiheit, von welcher in der Maskenfreiheit unſers Carneval, eines gleichfalls urſprünglich heidniſchen Feſtes, noch ein ſchwacher Nachhall übrig iſt: deſto eher konnte der auf ſeine bürgerliche Ehre ſo eiferſüchtige Römer der guten alten Zeiten geneigt ſeyn, jeden Angriff auf dieſelbe in dem gewöhnlichen Verkehr des Privatlebens kräftig von ſich abzuwenden. In Athen war es nicht anders. Die unge-

messene Freiheit der alten attischen Komödie hieng freilich mit dem demokratischen Wesen genau zusammen; allein der letzte Grund davon ist nicht, wie man sich wohl gewöhnlich die Sache vorstellt, in der Demokratie, sondern gleichfalls darin zu suchen, daß die Komödie, wie überhaupt das ganze Theater, zu den Religionsfesten gehörte und so einen Theil des Cultus ausmachte. Denn sonst gab es zu Athen ja ebenfalls Gesetze und Klagen gegen Verläumdungen und Schmähungen; und doch lesen wir nicht, daß einer von den vielen, die durch persönliche Satire und persönlichen Spott von den Komikern angegriffen wurden, vor Gericht klagte. Wenn deßwegen Cicero [45]) an einer Stelle, an welcher er jenes strenge Gesetz der zwölf Tafeln anführt, zugleich die Bemerkung macht, es sey in dieser Hinsicht in dem ordnungsliebenden und gerechten Rom ganz anders gewesen als zu Athen, wo die Satyre der alten Komödie ungestraft jeden habe angreifen können: so ist diese Bemerkung nur halbwahr. Allerdings erhielt die dramatische Satura nie den Schwung, die Ausbildung, die alles beherrschende geistige Kraft der alten attischen Komödie, wie wir sie durch Aristophanes darge-

ſtellt ſehen, vielmehr ſcheint ſie ſtets vorzugsweiſe ſich nur in dem niedern Kreiſe ſcurriler Lazzi bewegt zu haben; allein für beide war ganz dieſelbe Grundlage völliger Freiheit und Ungebundenheit, wovon man freilich zu Athen einen andern Gebrauch zu machen verſtand, als zu Rom.

Uebrigens ſcheint das ſtrenge Geſetz der zwölf Tafeln nicht viel in Anwendung gekommen zu ſeyn, und nach einiger Zeit wurde es ganz antiquirt.[46]) Obgleich andre geſetzliche Beſtimmungen an ihre Stelle traten, durch welche auf Injurien, wozu man Pasquillen und Spottlieder rechnete, neue Strafen geſetzt wurden, ſo behielt dennoch die Satire noch viel von ihrer alten Freiheit, wie man an dem Beiſpiel von Lucilius, Horatius und den andern Satirendichtern ſieht; zugleich, wie man ſich leicht denken kann, ließ ſich das Volk ſo wie das höhere Publikum dadurch nicht abhalten, ſeinen Witz und Spott über politiſche Charaktere und Vorfälle, wie nicht minder über Stadtgeſchichten in Verſen und Liedern laut werden zu laſſen. Manchen mochte wohl begegnen, was Horatius dem androht, der den Zorn und die Rache ſeiner ſatyriſchen Muſe reizen würde.

Wer mich reizet, (berühr mich nicht, ſo ruf ich von weitem)
Der ſoll's ſpüren; ſein Nam werd auf jeglicher Gaſſe geſungen. [47])

Ein Beiſpiel ſolcher Spottverſe aus dem Kreiſe gewöhnlicher Stadtgeſchichten hat uns der alte Erklärer Juvenals erhalten. Sie betreffen einen gewiſſen Sarmentus. Es war dieß eine bekannte luſtige Perſon zur Zeit des Kaiſer Auguſtus, und bei dieſem ſelbſt als Luſtigmacher und Poſſenreiſſer wohl gelitten. Es iſt dieß derſelbe Sarmentus, der mit Horatius im Gefolge des Mäcenas war auf jener Reiſe nach Brunduſium, welche dieſer Dichter ſo launig in einer ſeiner Satiren beſchreibt, wo er zugleich eine Probe von Sarmentus ſcurrilem Talente mittheilt. Dieſer Menſch, ein ehemaliger Sklave, hatte es bis zu einem quäſtoriſchen Schreiber gebracht, und wahrſcheinlich ein anſehnliches Vermögen zuſammengeſcharrt, ſo daß er ſich als ein römiſcher Ritter gerirte, und ſogar im Theater auf den für dieſen Stand beſtimmten Sitzen Platz nahm. Das reizte den Unwillen und Spott des Volkes: man machte auf ihn folgende Verſe, die eine Anſpielung auf ſein, wie es ſcheint, nicht ſehr gewiſſenhaft geführtes Schreiberamt enthalten:

Etwas anders ſchreibt Sarmentus,
Etwas anders will das Volk.
Jedem nach Verdienſt das ſeine:
Darum Feſſeln für Sarment.
Auf ihr Burſche! ſeyd nicht müßig,
Packet den Sarmentus an. [48])

Ueber politiſche Charaktere und Begebenheiten ſcheint der Unwillen und Spott des römiſchen Volkes ſich beſonders nach dem Untergang der Republik und in der Zeit der Kaiſer durch ſatyriſche Verſe und Lieder Luft gemacht zu haben, die theils mündlich ſich verbreiteten, theils durch Schriften und öffentliche Anſchläge. Wenigſtens hat ſich gerade aus dieſer Zeit mehreres der Art erhalten. Man wird dieß ganz natürlich finden, je ſchrecklicher in dieſer Zeit oft der Druck der Tyrannei war und je weniger es dem mißhandelten Volke möglich war, ſich ſonſt ungeſtraft zu äußern. Wir wollen als Probe eine Anzahl ſolcher Verſe mittheilen, die uns Suetonius [49]) aufbewahrt hat; obgleich die meiſten davon nicht den ganz volksmäßigen Ton, wie die zuletzt angeführten, haben. So ſang das Volk, als der Dictator Julius Cäſar ſo viele Fremdlinge, beſonders Gallier, in den Senat aufgenommen hatte:

Beim Triumphe führt die Gallier
Cäsar, und in den Senat;
Und für ihre Pluderhosen
Haben sie den Purpurstreif.

Unter Cäsars Bildsäule schrieb man:

Brutus ward der erste Consul
Weil die Könige er vertrieb;
Cäsar wurde unser König,
Weil die Consuln er vertrieb.

Die zunächst folgenden Verse beziehen sich auf eine partie fine, die einmal der Kaiser Augustus gab, wobei die Theilnehmer und Theilnehmerinnen in dem Kostüm der zwölf obern Göttern, er selbst als Apollo zu einem Gastmahl sich vereinigten, wobei man sich ganz die Freiheit der alten homerischen Götter erlaubt zu haben scheint.

Als mit gottlosem Trug sich Cäsar als Phöbus vermummte,
Und das olympische Mahl schändlicher Ehbruch befleckt:
Wandten die Göttlichen all' hinweg von der Erde das Antlitz,
Und mit ihnen verließ Jupiter sein Capitol.

Ein besonders bittrer Haß spricht sich in folgenden Versen aus, welche gegen Tiberius in der Sadt sich verbreiteten:

Widerlich biſt du und rauh, und um kurz das ärgſte zu ſagen,
Sterben will ich, wenn ſelbſt je dich die Mutter geliebt.

* * *

Ja du raubteſt gewiß Saturnus goldene Zeit uns;
Denn ſo lange du lebſt dauert die eiſerne Zeit.

* * *

Jetzt verſchmäht er den Wein, weil ſtets nach Blut nur er dürſtet;
Gierig trinkt er nun Blut, wie er getrunken den Wein.

* * *

Denket an den für ſich, doch für euch nicht glücklichen Sulla;
Und an Marius denkt, als er zurücke gekehrt;
An Antonius auch, der durch Bürgerkrieg uns zerfleiſchte,
Und in blutigen Mord oftmals die Hände getaucht:
Und dann ſprecht: unglückliches Rom! ſtets herrſchte von Blute
Triefend, wer vom Exil jemals zur Herrſchaft gelangt.

Die letzten Verſe finden ihre Erklärung in dem mehrjährigen Aufenthalte des Tiberius auf der Inſel Rhodus, wo er vor ſeinem Regierungsantritt, man weiß nicht recht warum, in

einer Art von Verbannung lebte. Auf die ausschweifende Bauluſt Neros, die er beſonders bei der Erbauung eines neuen Pallaſtes, des ſogenannten goldnen Hauſes zeigte, las man an öffentlichen Plätzen das Epigramm:

Rom wird ein einziges Haus: zieht fort nach Veji, Quiriten;
Doch auch Veji vielleicht fällt in des Hauſes Bereich.

Kurz vor der Ermordung des Tyrannen Domitian wollte man eine Elſter auf dem tarpeiſchen Felſen bemerkt haben, welche auf griechiſch die Worte ſagte: Es wird alles gut gehen. Man machte darauf das Epigramm:

Jene Elſter, die auf dem tarpeiſchen Felſen geſeſſen
'S iſt gut konnte ſie nicht ſagen, ſo ſagt ſie Es wird.

Bemerkenswerth iſt es, daß das römiſche Volk durch ſeinen Pasquino und Marforio ſich bis auf den heutigen Tag dieſes beſondere Privilegium des Spottes und der Satyre erhalten hat, und daß ſich in den gegenſeitigen Fragen und Antworten, die man ihnen in den Mund legt, ſogar noch ein Nachklang der älteſten feſ-

cenninischen Weise in spottenden Wechselversen erhalten hat.

Nachdem wir nun denjenigen Theil der römischen Volkspoesie betrachtet haben, welcher sich auf den Cultus bezieht, so wie ferner die satyrischen aus dem Volke hervorgegangenen und mehr dem Leben als der Literatur angehörigen poetischen Aeußerungen: wenden wir uns jetzt zu der andern Hauptmasse von Volksliedern, zu den historischen. Jetzt nachdem man über das Wesen, die Entstehung und die Erhaltung der homerischen Rhapsodien eine richtigere und genauere Ansicht gewonnen hat, nachdem man der altvaterländischen Poesie und den vaterländischen Volksliedern ein tiefer gehendes Studium und größere Aufmerksamkeit geschenkt hat, nachdem die ossianischen Gesänge, die spanischen und schottischen Romanzen, und in neuerer Zeit die serbischen und neugriechischen historischen Volkslieder auf dieses ganze Gebiet neues Licht verbreitet haben, nach allen diesen Vorgängen müßten wir es als etwas höchst Befremdendes, ja als eine Anomalie in der allgemeinen Culturgeschichte ansehen, wenn wir bei den Römern nicht etwas Aehnliches fänden, und wenn hier das historische Volkslied, als Abdruck und Ausdruck der einheimischen Sage und Geschichte gänzlich fehlte. Erst unserer Zeit war

es jedoch vorbehalten dieſer Seite des römiſchen Volkslebens die verdiente Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und darüber Unterſuchungen einzuleiten, deren Reſultat für die Anſicht der ganzen ältern römiſchen Geſchichte, ſo äußerſt wichtig iſt. Es iſt dieſes bekanntlich geſchehen in Niebuhrs römiſcher Geſchichte, in jenem Werke, das mit ſeinem großen Gegenſtande auf die Nachwelt kommen wird. [50]) Wie auf dem ganzen Gebiet, deſſen Betrachtung dieſer Aufſatz gewidmet iſt, muß man auch hier mit der Klage über Verluſt und Untergang die Darſtellung beginnen. Die alten hiſtoriſchen Volkslieder der Römer haben ſich nicht erhalten; kaum können wir in ſchwachen und ungewiſſen Reſten noch auf einen Nachklang derſelben lauſchen, wenn wir auch vielleicht mittelbar ihren Geiſt und Inhalt in der ganzen frühern Geſchichte Roms wiederfinden ſollten. Um ſo nöthiger iſt es die Nachrichten und Zeugniſſe der Alten von dem Daſeyn und der Art dieſer Lieder zuſammenzuſtellen und genauer zu betrachten. Wir werden dieſes zunächſt hier thun und dieſe Zeugniſſe mit einigen Erläuterungen begleiten; daran ſoll ſich anſchließen die Betrachtung einiger dieſen Volksliedern ganz nahe verwandten, oder vielleicht mit ihnen identiſcher Gattungen; endlich einige Andeutungen über das

Verhältniß der genannten Volkslieder zu der römischen Geschichte und Literatur.

Der älteste Zeuge, der hier angeführt werden kann, ist der ältere Cato; jedoch haben wir sein Zeugniß nur aus der zweiten Hand. Cicero [51]) nämlich, der in der Einleitung zu dem vierten Buch der tusculanischen Untersuchungen, über das Schicksal und den Erfolg spricht, den die Philosophie in Rom fand, nimmt hier zugleich auch die Gelegenheit, einige Andeutungen über den Gang der römischen Bildung überhaupt zu geben. So kommt er auf die in Großgriechenland einst blühende pythagoreische Philosophie zu sprechen und legt ihr einigen Einfluß auf die römische Bildung bei. Unter den Zügen, die er zur Begründung dieser Ansicht anführt, macht er auch auf folgenden aufmerksam. Er sagt: «So wie man von den Pythagoreern erzählt, sie hätten einen Theil ihrer Lehre auf eine etwas verborgene Weise in Gedichte eingekleidet und zugleich auch ihrem Geist Erholung von dem angestrengten Denken durch Gesang und Saitenspiel gegeben: eben so erzählt Cato, gewiß ein gewichtiger Zeuge, in Werke Origines, es sey bei den Gastmahlen unserer Vorfahren Sitte gewesen, daß die Gäste, der Reihe nach, den Ruhm und die Tugenden berühmter Männer besangen mit Begleitung der

Flöte. Daraus erhellt, daß man damals schon Gesang nach bestimmten Weisen und Gedichte hatte.» Eine kurze Erwähnung derselben Sitte thut Cicero an einem andern Orte, wo er die griechische und römische Bildung mit einander vergleicht. Dort spricht er von der frühen Blüthe und Vollendung der Poesie bei den Griechen und von ihrem späten Anfange bei den Römern. Bei dieser Gelegenheit sagt er: «Unsre Landsleute haben die Dichter spät kennen gelernt oder doch spät bei sich aufgenommen. Dennoch liest man in den Origines, bei Mahlzeiten hätten die Gäste die Sitte gehabt, die Tugenden berühmter Männer zur Flöte zu besingen. Daß aber überhaupt die Poesie nicht in Ehren stand, beweist eine Rede des Cato, in welcher er dem M. Nobilior es als einen Schimpf vorwirft, daß derselbe mit sich in die Provinz Dichter genommen hätte. Er hatte aber, wie wir wissen, als Consul den Dichter Ennius mit sich nach Aetolien genommen.» An einer dritten Stelle, welche hier anzuführen ist, spricht Cicero von der Gewalt, welche Rhythmus und Gesang auf die Seele ausüben, und fährt dann fort: «Dieses wurde auch von Numa, jenem weisen Könige, und unsern Vorfahren, scheint mir, nicht übersehen, wie das Saitenspiel und die Flöte bei feierlichen Gast-

mahlen, und die Lieder der Salier beweiſen.» Endlich an einer andern Stelle klagt er über den Untergang dieſer alten Nationalpoeſie und ſagt: «Möchten doch jene Lieder (carmina) noch vorhanden ſeyn, von welchen Cato in ſeinen Originēs ſchreibt, ſie ſeyen viele Jahrhunderte vor ſeiner Zeit bei Gaſtmahlen von den einzelnen Gäſten zum Lobe berühmter Männer geſungen worden.» An dieſe Stellen aus Cicero ſchließt ſich das Zeugniß des gelehrten Varro, welches uns der Grammatiker Nonius aufbewahrt hat. Dieſer führt nämlich aus dem zweiten Buche des verloren gegangenen Werkes jenes Schriftſtellers: «Von dem Leben des römiſchen Volkes» folgende Stelle an: «Bei den Gaſtmahlen (waren) ſittſame Knaben, um alte Lieder, in welchen das Lob der Altvordern enthalten war, zu ſingen, ſowohl mit bloſem Geſang, als auch zur Flöte.» Auf dieſelbe alte Sitte ſpielt Horatius an in einer Ode zum Lobe des Auguſtus, als des Wiederherſtellers der alten Ordnung und der alten Sitten, in folgenden Verſen:

Doch wir, am Arbeitstag und am Feiertag,
Von Bacchus ſcherzerreichen Geſchenk erfreut,
Wir wollen ſtets mit Frau und Kindern,
Fromm an die Götter zuvor uns wendend,

Nach Väterbrauch, Heerführer von tapfrem Muth
In Hochgesang und lydischem Flötenhall,
Und Troja samt Anchises Lob' und
Venus, der holden, Geschlecht erheben.

Dazu kommen nun noch weiter folgende Erwähnungen dieser Sitte. Valerius Maximus hebt ihren Einfluß auf die Belebung der Tugend und Vaterlandsliebe hervor. Er schreibt: «Die ältern Leute besangen bei den Gastmahlen die ausgezeichneten Thaten der frühern in Versen, um dadurch die Jugend zur Nachahmung anzufeuern. Was ist glänzender, was ist nützlicher, als ein solcher Wetteifer? Die kaum reife Jugend zollte den Greisen die gebührende Ehre: und das am Ziele der Bahn angelangte Alter stärkte die in das thätige Leben neu Eintretenden durch wohlwollenden Beifall. Welches Athen, welche Schule, welche aus der Fremde hergeholte Studien, könnte man dieser einheimischen Bildungsweise vorziehen? Ihr verdanken wir die Camille, Scipionen, Fabricier, Marceller und Fabier, und um nicht durch die Anführung der einzelnen Lichtpunkte unserer Geschichte zu weitläufig zu werden, ihr unsre in Himmelsglanz strahlenden verklärten Cäsaren.» Endlich Quintilian, wo er von der Musik als einem nothwendigen Unterrichtsgegenstande und Bildungsmittel

ſpricht, erinnert an die griechiſche Sitte, daß bei dem Mahle die Gäſte der Reihe nach zu ſingen und den Geſang mit der Lyra zu begleiten pflegten und fährt dann ſo fort: «Auch bei den alten Römern war es Sitte, Saitenſpiel und Flöten bei dem Gaſtmale hören zu laſſen. Auch die Verſe der Salier haben Liederweiſe. Da nun dieß alles von dem König Numa Pompilius angeordnet worden iſt, ſo geht daraus hervor, daß auch nicht einmal jenen alten Römern, die ſonſt ſo kriegeriſch und roh erſcheinen, Intereſſe an Muſik fehlte, ſo viel es die damalige Zeit geſtattete.»

Das iſt es, was die Alten uns über dieſe hiſtoriſche Volkspoeſie, oder vielmehr über einen Hauptzweig derſelben, berichten. Wir werden weiter unten noch einige andere Inſtitute und daran geknüpfte poetiſche Erzeugniſſe anführen, welche gleichfalls als dieſem Kreiſe angehörig betrachtet werden können. Unter den hier mitgetheilten Zeugniſſen iſt offenbar das des Cato, als das älteſte und beſtimmteſte, das wichtigſte. Daran ſchließt ſich das von Varro. Es iſt zwar nicht zu überſehen, daß der aus einem ſeiner Werke von dem Grammatiker angeführte Satz ganz iſolirt und außer ſeinem Zuſammenhang iſt, und, was allerdings noch bedeutender iſt, daß zu dem Subjecte des Satzes das Zeitwort fehlt, woraus mit

Bestimmtheit zu ersehen wäre, ob hier von einer allgemeinen Sitte oder von einem einzelnen Vorfall die Rede ist. Allein mit den übrigen Stellen zusammengehalten, wird dieser Satz doch wohl, wie bisher geschehen ist, auf dieselbe Sitte bezogen werden dürfen. Die Verse von Horatius enthalten eine klare, schön aufgefaßte und gut angebrachte Hindeutung auf diese alterthümliche Sitte. Die Nachricht bei Valerius Maximus ist so mit rhetorischen Floskeln und gesuchten Antithesen verbrämt, daß sie ganz unbestimmt wird. Die Stelle aus Quintilian ist offenbar nur eine Reminiscenz einer von den aus Cicero mitgetheilten Stellen. Diesen Zeugnissen hat man noch Anführungen aus dem Geschichtschreiber Dionysius von Halikarnaß [52]) hinzugefügt; allein bei genauerer Vergleichung zeigen sich dieselben von keinem großen Belang. Außerdem daß keine dieser Stellen von der Sitte Meldung thut, von welcher bisher die Rede war, sind diejenigen Stellen bei diesen Anführungen auszuscheiden, wo ganz andere Lieder als die hier in Frage stehenden gemeint sind, nämlich die Lieder der Salier, Lieder beim Erndtefest und bei andern Opfern, Triumphlieder, Orakelsprüche, Lieder andrer italischen Völkerschaften, namentlich der Volsker; ferner sind auszuscheiden solche Stellen, wo ganz

allgemein und faſt ſprüchwörtlich das Singen und Sagen zum Lobe einer hiſtoriſchen Perſon, angeführt wird. Auf dieſe Weiſe bleibt nur eine Stelle dieſes Schriftſtellers übrig, an welcher nach der Erzählung der bekannten mythologiſchen Erzählungen von Romulus und Remus, welche aus Fabius Pictor gegeben wird, die Worte hinzugefügt ſind: «wie in einheimiſchen Liedern (πατρίοις ὕμνοις) noch jetzt von den Römern geſungen wird.» Aber auch hierin liegt keine beſtimmte Hindeutung auf hiſtoriſche Volkslieder; der Schriftſteller kann eben ſo gut an die Lieder der Salier gedacht haben, in denen die Sagen von Romulus vorkommen, oder vielleicht in noch allgemeinerer Beziehung überhaupt an die römiſchen Dichter.

Nach dieſer kurzen Muſterung der Quellen, wollen wir aus dieſen Zeugniſſen die unmittelbar ſich daraus ergebenden Reſultate ziehen und kurz erläutern.

Daß die Römer Volkslieder hiſtoriſchen Inhaltes hatten, geht aus den vorhandenen Zeugniſſen unbezweifelt hervor. Ihre Entſtehung ſcheint in die früheſte Zeit des römiſchen Zeitalters zurückzugehen. Cato verſetzt die Sitte ſie bei Tiſche zu ſingen viele Jahrhunderte vor ſeine Zeit zurück und Quintilian ſieht in ihr eine Anordnung Numas. Cicero klagt über den Untergang dieſer

Lieder: alſo waren ſie entweder zu ſeiner Zeit nicht mehr vorhanden, wo auch jene alte Sitte erloſchen war, oder ſie lebten, aber unbeachtet von Cicero und den Gebildeteren, noch hie und da unter dem Volke fort. Geänderte Sitten und Bildung und das Aufblühen einer neuen dem Gebiet der Literatur angehörenden Poeſie verdrängte ſie, und machte, daß man ſie vergaß. Man kann mit ziemlicher Genauigkeit den Zeitpunkt angeben, an welchem dieſer alte Gebrauch bei Tiſche ſolche Lieder zu ſingen untergieng. Livius und Quintilian [53]) geben uns nämlich die beſtimmte Nachricht, daß nach der Beſiegung des Antiochus, als überhaupt aſiatiſcher Luxus nach Rom verpflanzt wurde, auch bei den Gaſtmahlen neue Unterhaltungen aufkamen und jetzt erſt Sängerinnen und Tänzerinnen mit fremder Muſik auftraten. Dieß war ohne Zweifel die Zeit und die Veranlaſſung, welche die alten einheimiſchen Geſänge verdrängte. Dieſes war um ſo leichter, da ſie, nach ihrer ganzen Art und Weiſe, nicht aufgeſchrieben wurden, ſondern ſich nur durch mündliche Ueberlieferung erhielten. Wenigſtens irren gewiß diejenigen Ausleger, welche eine der oben angeführten Stellen von Cicero ſo verſtehen, als lege ihnen dieſer Schriftſteller eine ſchriftliche Aufzeichnung bei. [54]) Ohne Zweifel wird man annehmen müſſen, daß

ſie im Andenken und im Munde des Volkes lebten, und daß ihre Anwendung nicht ausſchließlich nur an eine Gelegenheit geknüpft war; allein vorzugsweiſe wurden ſie nach übereinſtimmenden Zeugniſſen bei feſtlichen Mahlzeiten geſungen, ähnlich wie wir es in der homeriſchen Welt finden. Aber hier bei den Römern finden wir nicht wie dort einen eigenen Sängerſtand, der ſie aufbewahrte und vortrug; ſondern, wie Cato berichtet, die Gäſte ſelbſt ſangen ſie der Reihe nach. In dieſer Beziehung hätten wir alſo mit einer nähern Vergleichung eher an die griechiſchen Skolien zu denken, unter welchen ja ebenfalls Lieder hiſtoriſchen Inhaltes waren, wie zum Beiſpiel das Lied auf Harmodius und Ariſtogiton, als an die größern Geſänge der homeriſchen Aöden. Nach Varro waren es ehrbare Knaben, welche dieſe Lieder bei Gaſtmahlen ſangen. Dieſe Nachricht führt zu zwei Vermuthungen, durch welche man ſie etwas genauer auffaſſen kann. Vielleicht waren dieſe Knaben dieſelben, welche auch bei den Liedern der Salier einen Chor bildeten, ſo daß dann vielleicht die von ihnen beim feſtlichen Mahl vorgetragenen Lieder aus der Zahl der Lieder der Salier geweſen wären. Wenigſtens wurde, wie wir wiſſen, ja auch in dieſen letztern das Andenken ausgezeichneter Helden gefeiert. Vielleicht

waren dieſe Knaben aber auch aus der Zahl derjenigen, die wir aus einer Stelle deſſelben Varro kennen lernen, welche gleichfalls der Grammatiker Nonius erhalten hat. [55]) Dort erfahren wir nämlich, daß auch freie Knaben und Mädchen (alſo nicht blos wie es ſonſt gewöhnlich war nur Sklaven) in Privathäuſern dienten. Vielleicht gehörte es zu den Verrichtungen dieſer freien dienenden Knaben auf ſolche Weiſe zur Unterhaltung und Feier des Mahles beizutragen. Nach den aus Horatius angeführten Verſen, ſollte man glauben, der Dichter habe ſich dieſe alte Sitte ſo gedacht, daß alle anweſenden Gäſte und die ganze Familie, auch Frauen und Kinder, zuſammen geſungen hätten. Es liegt kein Widerſpruch darin, wenn man annimmt, es hätten je nach Umſtänden dieſe drei Arten des Vortrages ſtatt gefunden, durch einzelne Gäſte der Reihe nach, durch Sängerknaben und durch den Geſammtchor der ganzen Geſellſchaft. Die Notiz bei Valerius Maximus dagegen, daß vorzugsweiſe alte Männer beim Gaſtmahl dieſe Lieder geſungen hätten, ſcheint auf einem Mißverſtändniß zu beruhen. Der Geſang wurde mit der Tibia begleitet. Das war das nämliche Inſtrument, welches faſt bei keiner Feſtlichkeit des öf-

sentlichen und Privatlebens bei den Römern fehlte. Sie hatten es, wie überhaupt ihre Musik, von den Etruskern bekommen. Das ursprüngliche Vaterland dieser Pfeife war Kleinasien: daher bei Horatius die lydischen Tibien.[56]) Außer diesem Instrument wurde bei dem Gastmahl auch Saitenspiel gehört, nach den oben mitgetheilten Zeugnissen Cicero's und Quintilian's, und zwar, wird man annehmen dürfen, gleichfalls zur Begleitung des Gesanges. Das dazu gebrauchte Instrument war höchst wahrscheinlich die altgriechische Lyra, das einfache lesbische Barbiton, welches auch bei Triumphzügen und Processionen seinen Klang mit dem Ton der Pfeifen verband zu einer Zeit, wo es in Griechenland schon ganz außer Gebrauch gekommen war.[57]) Allein auch ohne alle Instrumentalbegleitung trug man diese Lieder nach dem Zeugnisse Varros vor. Von großer Ausdehnung können sie übrigens nicht gewesen seyn, wenn sie nach Art der griechischen Skolien der Reihe nach von jedem einzelnen Gaste angestimmt wurden; wenigstens die eigends zu diesem Zwecke bestimmten nicht. Doch läge kein innerer Widerspruch darin, wenn man sich vorstellte, die Lieder, welche von den Knaben ohne Instrumentalbegleitung oder etwa mit Saitenspiel vorgetragen wurden,

seyen von gröſserer Ausdehnung gewesen. Denn diese Knaben, mögen sie nun Chorknaben der Salier oder eine Art von Edelknaben nach unsern oben ausgesprochenen Vermuthungen gewesen seyn, konnten nach der Obliegenheit ihres Dienstes wohl auch längere Lieder gelernt und im Gedächtniß behalten haben.

Nach diesen Notizen über das Daseyn, den Ursprung, die Aufbewahrungsweise, den Untergang und den Vortrag dieser zum Lobe der alten Helden gesungenen Lieder, wäre es gewiß sehr interessant, etwas Näheres über ihren Inhalt und ihren poetischen Charakter angeben zu können; allein hierüber sind wir ganz ohne alle Nachrichten. Wenn jedoch eine Vermuthung Niebuhr's Recht hat, so haben wir noch Lieder einer ganz nahe verwandten Gattung übrig, oder vielleicht sogar solche, die wirklich auf die bisher beschriebene Weise bei den festlichen Mahlzeiten der alten Römer gesungen wurden. Es verhält sich damit folgendermaßen.

Bei den Römern wurden, besonders in der frühern Zeit, die Leichenbegängnisse angesehener Männer mit vielen Zurüstungen, Feierlichkeiten und großem Aufwand gehalten. So wollte es die Sitte, so wie ja auch unter uns an manchen Orten die Verehrung der Zurückgelassenen gegen

den Todten oder auch ihre Eitelkeit bei solchen Gelegenheiten nie genug thun zu können glaubt. Schon die Gesetzgeber der zwölf Tafeln hielten es deßwegen in jener sonst so einfachen Zeit für nöthig diesen Aufwand und dieses übertriebene Gepränge durch gesetzliche Bestimmungen einzuschränken. Zu den verschiedenen Feierlichkeiten bei solchen Leichen gehörte unter andern lautes Wehklagen und die ausschweifendsten äußern Geberden des Schmerzes von Seiten der Weiber, und Leichenreden, worin man die Thaten des Verstorbenen prieß und dadurch auch zugleich den Glanz seiner Familie erhob. Die Gefühle, welche zu diesen beiden Anstalten führten, der Schmerz über den Verlust und das ehrende Andenken des Todten, drückten sich aber noch auf eine andere Weise aus. Es wurden nämlich vor dem Sterbhause, dann während des Leichenzuges und bei dem Scheiterhaufen, während des Verbrennens der Leiche Lieder mit Begleitung von Tibien und Saiteninstrumenten gesungen, welche Wehklagen und zugleich das Lob des Verstorbenen enthielten. Diese Lieder hießen Nenien. [58]) Die Hauptrolle hatten dabei die bezahlten Klageweiber (praeficae), welche diese Lieder theils allein sangen, theils den Gesang und die Wehklagen angaben, in welche der Chor einstimmte. Nach einer Nachricht bei

dem Grammatiker Nonius [59]) ſcheinen dieſe um Lohn gedungene Frauen urſprünglich nur dann gebraucht worden zu ſeyn, wenn keine Anverwandten des Verſtorbenen vorhanden waren, welche die Klag- und Loblieder ſangen. Für dieſe Notiz findet ſich ſonſt weiter keine Beſtätigung. Da indeſſen unter den mannigfaltigen Ehrenbezeugungen, die man zur Feier des Leichenbegängniſſes des Kaiſer Auguſtus in Anregung brachte, auch der Vorſchlag vorkam, die Kinder des herrſchenden Hauſes ſollten dabei die Nenien ſingen, ſo muß man annehmen, daß dieſer Vorſchlag, wenn auch aus einer noch ſo übertriebenen Schmeichelei hervorgegangen, dennoch der Sitte und dem Anſtand nicht zuwider war, weil doch wohl kein Senator ſonſt einen ſolchen Gedanken hätte faſſen können. [60]) Außer den Klageweibern werden aber auch noch männliche Individuen (siticines) genannt, welche bei dem Grabe des Verſtorbenen zu ſeinem Lobe ſangen. [61]) Daß dieſe Leichenlieder ein hiſtoriſches Element enthielten, ſcheint unbeſtreitbar, da durch das Lob der Thaten des Verſtorbenen nothwendig ein ſolches Element herbeigeführt werden mußte. Wie bedeutend oder unbedeutend daſſelbe war, von welchem Werthe und welcher Beſchaffenheit die Nenien waren, darüber fehlen uns ſichere

Proben und genauere Nachrichten. Der Umstand, daß die Nenien von bezahlten, durchaus nicht in Ansehen stehenden Weibern gesungen wurden, und daß der Name der Nenien selbst für werthlose, sinnleere und langweilige Lieder und Verse sprüchwörtlich geworden ist, kann freilich nicht zu ihren Gunsten sprechen. Demnach sollte man vielmehr glauben, sie hätten in gewissen immer wiederkehrenden und überall ohne Unterschied angewendeten Formeln bestanden. Allein wenn dieses auch in der spätern Zeit so war, und vielleicht schon frühe diese Lieder so unbedeutend wurden, so wäre ein bedeutenderer Inhalt derselben in früherer Zeit doch wohl gedenkbar, besonders wenn die oben gegebene Notiz Bestätigung fände, daß die Nenien, so wie die Leichenreden ursprünglich von den Verwandten des Todten vorgetragen wurden.

Doch vielleicht klagen wir mit Unrecht über den gänzlichen Untergang dieser Lieder; einige Steinschriften haben vielleicht einen Nachhall davon festgehalten und den späten Jahrhunderten aufbewahrt. Das im vorigen Jahrhundert entdeckte Familienbegräbniß der Scipionen enthält nämlich außer mehreren andern auch einige in Versen abgefaßte Grabinschriften auf Mitglieder dieser berühmten Familie, welche durch

ihren Inhalt und durch ihr Alter zu den interessantesten Monumenten der römischen Epigraphik gehören. [62]) Nach Niebuhrs, schon oben von uns angeführter Vermuthung, enthalten nun jene Inschriften die zum Lob jener Scipionen bei ihrem Leichenbegängniß gesungenen Nenien, oder wenigstens den Anfang derselben. So glücklich und höchst beachtenswerth dieser Gedanke ist, und welche Autorität auch an und für sich alle Aeußerungen eines durch lebendige Anschauung und umfassende Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten Forschers haben müssen: so darf man sich doch nicht verhehlen, daß diese Vermuthung sich für jetzt nicht näher begründen läßt. Keine Nachrichten deuten darauf hin, daß eine solche Anwendung der Nenien bei Abfassung der Grabschriften statt gefunden habe. Der Umstand aber, daß die Grabschriften der Scipionen in Versen abgefaßt sind, entscheidet hier nichts: denn abgesehen davon, daß überhaupt die metrische Form in so vielen Fällen von dem Alterthum für Inschriften gewählt wurde, so waren Grabschriften in Versen bei den Römern im allgemeinen Gebrauch, wie so viele Denkmäler, wenn auch freilich nicht aus so früher Zeit, beweisen. Indessen gehören jene in Versen abgefaßten Grabschriften der Scipionen durch ihr Alter, durch ihre Einfachheit,

und durch den Umstand, daß gewisse in ihnen vorkommende Wendungen und ganze Verse in allgemeinerem Gebrauch bei Grabschriften gewesen zu seyn scheinen, jedenfalls mehr dem Gebiet der Volkspoesie als der literarischen Poesie an. Darum werden diese interessanten Denkmäler des frühern römischen Alterthumes hier wohl eine Stelle finden. Die erste Grabschrift auf L. Cornelius Scipio Barbatus, den Urgroßvater des ältern Scipio Africanus, im saturnischen Versmaße abgefaßt, lautet also:

Cornelius Lucius Scipio Barbatus
Gezeugt vom Vater Cneus, tapfer und auch weise,
Der schön von Leibsgestalt, nicht minder reich an Tugend,
Consul, Censor, Aedilis unter euch gewesen,
Taurasia, Cisauna, Samnium erobert
Lucania auch und dorther Geiseln weggeführet.

Die zweite gehört Lucius Scipio, dem Sohne des vorigen, an:

Einstimmig denket Rom, daß, der allhier begraben,
Der braven bravster war gewesen unter allen,
Lucius Scipio; sein Vater war Barbatus;
Consul, Censor, Aedilis war er unter euch einst,

Hat Corſica erobert mit der Stadt Aleria,
Geweiht auch nach Gebühr den Winden einen Tempel.

Außer dieſen beiden Inſchriften, welche Niebuhr als Beiſpiele von Nenien anführt, finden ſich in derſelben Familiengruft noch folgende zwei Grabſchriften von ganz ähnlichem Charakter, die deßwegen gleichfalls hier mitzutheilen ſind:

L. Cornelius, des Eneus Sohn, des Eneus Enkel, Scipio.
So viel Verſtand und ſo viel manigfache Tugend
In frühem Alter, ſchließet dieſer Felſen in ſich.
Ihm fehlte längres Leben, Ehre nicht; in Ehren
Liegt er in ſeinem Grab an Tugend unbeſieget.
Er zählte zwanzig Jahre, als ſein Grablied tönte;
Darum fragt weiter nicht, nach ſeinen Ehrenſtellen.

Der du die Müz' als Flamen Jupiters getragen,
Der Tod hat es gemacht, daß alles kurz dir währte,
Verſtand und Tugend, Ehre, Ruhm und großer Name.

War's dir vergönnt, des Lebens länger zu genießen,
Du hättest wohl den Ruhm der Ahnen übertroffen.
Darum nimmt gerne dich die Erd' in ihren Schoos auf,
Cornelius Scipio, den Publius gezeuget.

Der zweite dieser beiden hier genannten Scipionen ist der Sohn des ältern Africanus, welcher selbst zwar kinderlos starb, aber durch die Adoption des jüngern Scipio Africanus aus dem aemilischen Geschlechte die Familie der Scipionen verherrlichte.

Zu dem Kreis der historischen nationellen Poesie kann mit gleichem Rechte, wie die eben genannte Gattung, noch folgende andere gezählt werden. Es war nämlich Sitte, daß die triumphirenden Feldherren eine Erzählung ihrer Thaten auf Tafeln schreiben ließen, die auf dem Capitol aufgestellt und aufbewahrt wurden. [63]) Diese Inschriften waren gleich den eben mitgetheilten Grabschriften in saturnischen Versen abgefaßt. Obgleich sie mehr eine kurze historische Meldung im Lapidarstil als eine poetische Darstellung enthielten, so gehören sie doch durch ihre Form dem Gebiet der Poesie an; und da diese Sitte in die Zeit zurückgeht, in welcher die Rö-

mer noch keine Literatur und keine literariſche Bildung hatten, ſo muß man jedenfalls den ältern Erzeugniſſen dieſer Gattung den Charakter und die Bedeutnng einer volksmäßigen Poeſie zuerkennen, und ſie dürfen nach der Anführung jener bei Gaſtmahlen geſungenen Lieder und der für Nenien gehaltenen Grabſchriften nicht unerwähnt bleiben. Oft hatten die Triumphatoren Gelegenheit dieſe Inſchriften an Bildſäulen und Tempeln anzubringen, die von ihnen zur Erfüllung eines gemachten Gelübdes geweiht wurden. Aber auch dann ſcheint dennoch ein Exemplar der Inſchrift auf einer beſondern Tafel im Kapitol aufgeſtellt worden zu ſeyn. Dieß kann man ſchließen aus dem, was Livius bei Gelegenheit der von ihm angeführten Triumphtafel des Regillus ſagt, der einzigen, deren Inſchrift ſich, wenn auch verändert und verſtümmelt, für uns erhalten hat. Dieſe Inſchrift ſtand nämlich über dem Eingang des Tempels, deſſen Dedication in ihr erwähnt wird; aber zugleich wurde auch ein Exemplar in dem Tempel des capitoliniſchen Jupiters angeheftet. Nach einer Anführung bei dem Grammatiker Atilius Fortunatianus war auch dieſe Inſchrift, wie überhaupt die Inſchriften dieſer Triumphtafeln in ſaturniſchen Verſen abgefaßt; bei Livius findet ſie ſich in Proſa aufge-

löst, mag nun dieser Schriftsteller selbst diese Veränderung vorgenommen, oder, was wahrscheinlicher ist, sie in dieser Gestalt aus einem alten Annalisten entnommen haben. Hermann hat sie mit wenigen Verbesserungen auf ihre ursprüngliche Form zurückgeführt, nach welcher sie in einer Uebersetzung etwa so wiedergegeben werden kann:

Lucius Aemilius des Marcus Sohn, Regillus
Beendigte den großen Krieg, er schlug den König,
Ward Friedensstifter glorreich aus dem Kampfe gehend.
Durch dieses Feldherrn Glück und unter seiner Führung
Ward unweit Samos vor des Antiochus Augen,
Samt Elephanten, Roß und Heer des König's Flotte
Verbrannt, besiegt, zerstreut, geschlagen und vernichtet.
An diesem Tage wurden dreizehn große Schiffe
Des Königs mit dem Schiffsvolk all von ihm gefangen.
Als diese Schlacht geschlagen, unterwarf der König
Sich und sein ganzes Reich des Römervolkes Herrschaft:
Darum gelobte er den Laren diesen Tempel.

Außer dieser Inschrift ist hier noch anzuführen ein Vers, den der oben genannte Grammatiker aus der Triumphtafel des Acilius Glabrio (Consul 191 v. Ch.) erhalten hat:

Er schlägt, zerstreut, wirft nieder große Legionen.

Endlich gehört auch ohne Zweifel zu dieser Gattung die Gedächtnißtafel des Dictator T. Quintius (377 v. Ch. Geb.) an der von ihm aus Praeneste weggeführten und auf dem Capitol aufgestellten Bildsäule des Jupiter Imperator; und und die Gedächtnißtafel zu Ehren des Consul Sempronius Gracchus aufgestellt in dem Tempel der Göttin Matuta (174 v. Ch.) Die letztere führt Livius an, so zwar, daß das saturnische Versmaaß, in welchem höchst wahrscheinlich auch diese Inschrift abgefaßt war, nicht beibehalten ist; allein die Ausdrucksweise und die Wendungen sind ganz wie auf der Tafel des Regillus.

Nach diesen Nachweisungen über die historischen Volkslieder, so wie über die mit ihnen verwandten Nenien und Triumphtafeln, bleibt jetzt noch übrig, über ihr Verhältniß zur römischen Geschichte und Geschichtschreibung zu reden. Man hat einen doppelten Weg, um bei dieser Untersuchung zu einem Resultat zu gelangen. Man

kann nämlich dabei ausgehen von der nähern Betrachtung und Erörterung der von uns mitgetheilten Zeugniſſe über dieſe Lieder; oder auch von einer Unterſuchung über den Charakter und die Quellen der älteſten römiſchen Geſchichte. Der erſte Weg würde uns gerade zum Ziele führen, wenn nicht Dürftigkeit der Nachrichten uns in das Unbeſtimmte allgemeiner Anſichten und bloßer Vermuthungen führte. Durch die wenigen Erläuterungen, welche oben den Nachrichten der Alten beigefügt worden ſind, haben wir verſucht zur Bahnung dieſes Weges etwas beizutragen. Eine umfaſſende Darſtellung des Charakters der ältern römiſchen Geſchichte, eine Prüfung ihrer Quellen um nach einer ſichern kritiſchen Richtung und Ausſcheidung alles Fremden, das unbezweifelte Reſiduum des einheimiſchen zu finden, und in dieſem wieder den Theil, deſſen Quelle oder Organ das hiſtoriſche Volkslied war, eine ſolche Aufgabe würde eben ſo die Gränzen und den Charakter dieſes Aufſatzes, als deren befriedigende Löſung die Kräfte des Verfaſſers überſchreiten. Es wird deßwegen am gerathenſten ſeyn, über dieſe für tiefer eindringende Kenntniß der römiſchen Geſchichte ſo äußerſt wichtige Frage die zwei einander am meiſten entgegenſtehenden Anſichten hier kurz in ihren Grundzügen darzuſtellen

und mit einigen wenigen Bemerkungen zu begleiten.

Niebuhr nimmt an, die Römer hätten, theils einzelne, theils zu einem Ganzen verbundene historische Volkslieder von großem Umfang gehabt und die Geschichte der römischen Könige sey nichts anders als der in prosaische Erzählung aufgelöste Inhalt dieser Lieder; und er unternimmt es, die Umrisse und Gränzen der einzelnen dadurch gebildeten Nationalepopöen anzugeben. Diese Lieder seyen dem Grundstoff nach sehr alt, die Form jedoch in der sie bestanden, und welche den Erzählungen der Historiker zu Grunde läge, sey jünger und namentlich aus der Zeit, als plebejische Geschlechter schon mächtig waren; dieses gehe daraus hervor, weil in dieser ganzen Dichtung plebejischer Sinn und Haß gegen die Unterdrücker herrsche; es seyen demnach diese Gedichte wie wir ihren Inhalt kännten nicht über die Herstellung Roms nach dem gallischen Brande zu versetzen. Ennius, nimmt Niebuhr ferner an, habe den Inhalt dieser alten nationellen Lieder in seine poetischen Annalen aufgenommen, in welchen er den ausländischen Hexameter anwendete; dieser Dichter habe überhaupt die alte einheimische Poesie verachtet, und mit Erfolg unterdrückt.

Dieſe Anſicht bekämpft A. W. von Schlegel [64]) mit folgenden Gründen, welche das Daſeyn ſolcher volksmäßigen Epopöen beſtreiten, und zugleich eine andere Quelle der fabelhaften Geſchichte des älteſten Rom nachweiſen ſollen. Daß die bei Tiſch geſungenen Lieder keine epiſchen Gedichte waren, zeigt die Begleitung durch Pfeifen, welche ſich mit dem Vortrag längerer Geſänge nicht vereinigen läßt; überall wo der Vortrag erzählender Dichtungen üblich war, wurden ſie bloß geſungen oder von Saitenſpiel begleitet. Eben dagegen ſtreitet der Umſtand, daß dieſe Gedichte von Knaben vorgetragen wurden. Hatten, fragt Schlegel, die römiſchen Knaben in jenem rauhen Zeitalter eine ſo gelehrte Erziehung, daß ſie ganze Rhapſodien herſagen konnten? Jene Lieder waren wohl nur kurze Anrufungen mit häufigen Wiederholungen nach Art der Geſänge der Arvaliſchen Bruder, mit der Angabe einzelner Perſonen und Thatſachen aber ohne ausführlichere Darſtellung der Umſtände. Die Renien waren keine hiſtoriſchen Lieder, ſondern Leichengeſänge in hergebrachten Formeln. Die Römer waren überhaupt für Poeſie nicht begabt. Dieſer Richtung ſtand entgegen anfangs die Prieſterherrſchaft, dann die faſt ausſchließ-

liche Beſchäftigung mit Krieg und Ackerbau. Auch fehlte bei ihnen ein eigner Dichter- und Sängerſtand, den wir überall finden, wo eine Fülle von epiſchen Liedern vorhanden iſt, wie die Aöden und Rhapſoden in Griechenland und die Skalden des Nordens zeigen. Die Römer haben nicht einmal einen einheimiſchen Namen für Dichter: denn vates heißt urſprünglich Wahrſager, carmen ein geheiligter Spruch. Endlich weiſt durchaus keine Nachricht der Alten auf das Daſeyn ſolcher längern epiſchen Gedichte und volksmäßigen Epopöen hin. Es iſt alſo eine andere Quelle für den fabelhaften Theil der ältern römiſchen Geſchichte aufzuſuchen, da die einheimiſche Sage zu kurz und einſylbig ſich äußerte, die wenigen etwa nicht verlornen Denkmale unverſtändlich geworden waren, und da auch die Prieſter in ihren ohnehin jungen und zuſammengeſtückelten Annalen nichts über die Gründung Roms fanden. Dieſe andere Quelle liegt in der Verpflanzung und Umbildung griechiſcher Sagen und Fabeln, welche die Römer, nachdem ſie ſeit dem Kriege gegen Pyrrhus mit den Griechen in Berührung kamen, eben ſo bereitwillig waren von dieſen anzunehmen, als die ſchmeichelnden und dabei auf ihre Sage und Geſchichte ſtolzen Griechen bereitwillig waren, ſolche anzu-

bieten. Dieſe Einwirkung fand ganz beſonders ſeit dem literariſchen Verkehr der beiden Völker ſtatt; und ſo iſt die früheſte römiſche Geſchichte nicht alte römiſche Dichtung, ſondern moderner griechiſcher Roman.

Einige von dieſen Einwürfen Schlegels ſcheinen uns durch die oben mitgetheiten Nachrichten und Vermuthungen, theils gehoben, theils gemildert, namentlich diejenigen über den Vortrag der Lieder, über den Mangel eines eignen Sängerſtandes und über die Art der Nenien, da ja die Lieder nicht bloß mit Begleitung der Tibia, ſondern auch des Saitenſpieles und mit Geſang ohne alle Begleitung vorgetragen wurden, da ferner manches anzudeuten ſcheint, daß ſolche römiſche Knaben die Lieder ſangen, denen dieß als beſonderes Geſchäft oblag, und endlich da die Nenien, wie man nach den verſchiedenen Stellen der Alten ſchließen kann, allerdings ein hiſtoriſches Element enthielten. Wenn man aber auch die Zurückführung der römiſchen Sagen auf griechiſche Quellen für nicht vollſtändig oder überhaupt für nicht befriedigend halten wollte, ſo bleiben immer noch zwei große, wie es ſcheint, noch nicht gelöſte Zweifel gegen die Annahme jener Fülle volksmäßiger epiſcher Dichtungen übrig, nämlich einmal die Vereinbarung dieſer Annahme

mit dem was wir ſonſt von dem Charakter und dem Zuſtande der frühern Römer wiſſen, und dann eine genügende Erklärung, wie dieſe Maſſe von epiſchen Gedichten, die doch nur aus einer kräftigen und nicht ſo leicht zu vertilgenden poetiſchen Anlage des Volkes hätte hervorgehen können, und welche tief in dem geſammten Volksleben hätte gewurzelt ſeyn müſſen, ſo gänzlich und ſo frühe untergehen konnte. Jener erſte Grund des Zweifels wird durch die Annahme, daß wir in den Grabſchriften der Scipionen Nenien und damit zugleich von jenen bei Gaſtmahlen geſungenen und dieſem epiſchen Kreiſe angehörenden Liedern übrig haben, nur noch beſtärkt. Denn dieſes zugegeben, ſo finden wir ja in dieſen Reſten nur ganz einfache hiſtoriſche Meldungen, und nichts was als Theil oder auch nur als Keim epiſcher Dichtungen angeſehen werden könnte. Hinſichtlich des zweiten Bedenkens, verſpricht Niebuhr an einem andern Orte (wahrſcheinlich, in den Theilen ſeines Werkes, wo die Zeit der aufkommenden literariſchen Bildung der Römer dargeſtellt werden wird,) von dem Untergange dieſer nationellen und volksmäßigen epiſchen Poeſie zu handeln. Auf dieſe Weiſe ſind die Acten noch nicht abgeſchloſſen, und es werden die eingeleiteten Unterſuchungen über dieſen für die Literatur

und Geschichte der Römer so bedeutenden Gegenstand noch weiter fortzuführen seyn.

Wir verlassen dieses Gebiet der historischen Volkspoesie, nachdem wir nur noch diese eine Bemerkung zum Schlusse mitgetheilt haben. Die oben erwähnten satyrischen Aeußerungen des Volkes in einzelnen Versen und Liedern über historische Personen und Begebenheiten, können nicht die einzigen gewesen seyn. Auch nach dem Untergang der bisher besprochenen alten historischen Lieder, wird das Volk manches zum Lobe einzelner Personen und zum Preiße einzelner Begebenheiten gesungen haben. Dieß liegt in der Natur der Sache. Doch außer den Versen eines solchen Inhaltes, die durch die Feier der Triumphzüge hervorgerufen wurden, vermögen wir hier nur diese eine Probe mitzutheilen. Als nämlich bei der letzten Krankheit des allgemein geliebten Germanicus einmal die tröstende, aber wie sich nachher zeigte, falsche Nachricht seiner Besserung zu Rom noch spät am Abend sich verbreitete, da stürzte alles in derselben Nacht freudetrunken in die Tempel um den Göttern zu danken; und Tiberius selbst wurde aus dem Schlafe aufgeweckt durch den frohen Lärm des Volkes, welches überall sang:

Heil dem Vaterland, Heil Roma,
Weil Germanicus geheilt. [65])

Nach der am Anfange dieses Aufsatzes gegebenen Eintheilung bleiben jetzt noch zwei Klassen von Volksliedern zu betrachten übrig, nämlich einmal solche, welche sich auf allgemeine Verhältnisse und Vorfälle des menschlichen Lebens beziehen und dann solche, welche einzelnen Ständen und Beschäftigungen angehören. Einiges aus diesen beiden Klassen mußte schon oben des Zusammenhanges wegen mitgetheilt werden: so die Leichengesänge, Spottverse und die dem Stande der Soldaten eigenen Triumphlieder. Wenn das alte römische Volk auch nicht so gesangliebend und liederreich war als das griechische oder als manches Volk der neuern Zeit, so darf man dennoch wohl der Natur der Sache nach ohne Bedenken annehmen, daß diese beiden genannten Klassen eine bedeutende Masse von Volksliedern umfaßten, und daß die Anzahl derselben größer war, als derjenigen, welche an den Cultus geknüpft waren, oder die Sagen der Vorzeit zum Inhalt hatten. Dennoch aber haben sich aus diesem Kreise nicht einmal so wenige Reste erhalten, als aus den eben genannten bisher behandelten Volksliedern, und dabei werden wir für

dieſen Verluſt nicht einmal durch genauere Nachrichten oder auch nur durch mehrere übrig gebliebene Namen und Inhaltsangaben ſolcher Lieder einigermaßen entſchädigt. Vielleicht darf man aus dieſem Umſtand auf einen verhältnißmäßigen Mangel der römiſchen Volkspoeſie ſchließen; vielleicht iſt dieſer anſcheinende Mangel aber auch ganz oder großentheils gegründet in dem Verhältniß der Literatur zur Volkspoeſie, von denen die erſtere faſt allein durch ſchriftliche Aufzeichnung ſich erhält, die andere dieſes Mittels der Aufbewahrung entbehrend im Munde des Volkes lebt und mit dieſem abſtirbt; ſo wie ferner hier nicht zu vergeſſen ſind die großen Lücken der römiſchen Literatur, in welchen eine Menge von hierher gehörenden Notizen untergegangen ſeyn können. Indeſſen wollen wir verſuchen das Wenige, was ſich über dieſes Gebiet der römiſchen Volkspoeſie etwa noch zuſammenbringen läßt, hier zuſammen zu ſtellen.

Das erſte was hier anzuführen iſt, ſind die Liebes- und Hochzeitlieder. Wo hat die Liebe nicht geſungen? Der römiſche Amor wird nicht ſtumm geweſen ſeyn. Uebrigens wenn man, nach Art ſo mancher gelehrten Commentatoren der alten Schriftſteller, auch dafür einen urkundlichen Beweis verlangt, nun ſo kann man ſich berufen

auf den halbtrunkenen Schiffer und Mauleseltreiber, welche auf der nächtlichen Fahrt von Forum Apii nach Anxur um die Wette von dem entfernten Liebchen sangen und im Bunde mit lästigen Mücken und quakenden Fröschen den Schlaf des Dichters Horatius störten. [66]) Einen besonders lebendigen und oft genannten Theil der erotischen Volkspoesie bildeten die Ständchen, welche die Liebenden der Geliebten zu bringen pflegten. Ungestört von der Wachsamkeit der modernen Polizei zeigte sich bei solchen Gelegenheiten recht die volle Kraft und Ungebundenheit des antiken Amor. Da wurde vor der Thüre, die ihn zu seinem Glücke führte oder ihn davon ausschloß, von dem Liebhaber in Liedern geklagt, gebeten, gejubelt, da wurde die Geliebte gelobt und geschmäht. Da wurden Blumenkränze an die Thüre gehängt, Verse hingeschrieben, ja die kalten Pfosten und Schwellen umarmt, geküßt und mit Thränen benetzt. Wenn dieß alles nichts half, dann verwandelte sich die Liebesklage in Schmähungen und Spott; dann wurde von feurigen Liebhabern an den Pfosten gerüttelt, gewaltsamer Einbruch versucht und mit Feuer und Schwert gedroht. Es war dieß eigentlich griechische Sitte und gehörte zum Komos und zu der Weise der nachtschwärmenden Komasten. Allein, nachdem die einfachern

und eingezogenen Sitten des alten Roms einer freiern Lebensweise Platz gemacht hatten, wurden Ständchen der Art auch zu Rom einheimisch; wie man aus vielfachen Erwähnungen und Anspielungen römischer Dichter sieht. Tibulls sechste Elegie des ersten Buches ist nichts anderes als ein solches Ständchen, in theils klagendem, theils drohendem Ton. Wir haben aber auch bei Plautus, in einer Scene, wo ein sehnsüchtiger Liebhaber wartet bis die Thüre sich für ihn öffnet, folgendes Liedchen übrig, von welchem man annehmen kann, daß es in dem gewöhnlichen Ton solcher Ständchen gehalten ist:

Riegel, ihr Riegel, ich grüße euch inniglich,
O ich lieb und verehr euch und bitt flehentlich:
Gebt mir nach, Riegelein, folget dem liebenden.
Mir zu lieb macht als wärt Tänzer ihr aus der Fremd':
Springet auf in die Höh, laßt heraus jene Maid
Welche mir armen noch all mein Blut sauget aus. —
Aber sieh! sieh, du bleibst wie im Schlaf, böses Schloß,
Unbewegt, und willst nicht öffnen dich mir zu lieb. [67])

Auch Hymens Feste entbehrten nicht der Lieder. Wenn am Abend die Braut aus dem Hause der Eltern in feierlichem Zuge nach dem Hause des Bräutigams geführt wurde, in den bräutlichen Schleier gehüllt, voraus der Knabe mit der hochzeitlichen Fackel, zu ihrer Seite zwei Knaben als Brautführer, und nach ihnen das übrige Gefolge, da riefen alle den Hochzeitsruf Thalassio und Hymen Hymenäus und die Knaben stimmten Hochzeitslieder an. Diese enthielten das Lob der Neuvermählten, frohe Wünsche und Anrufungen der Götter, aber auch zugleich freie Scherze und zügellosen Muthwillen. Der letztere Bestandtheil gehörte wesentlich zu diesen Liedern, und jene alte fescenninische Weise, wovon oben schon die Rede war, fand hier vorzugsweise ihre Anwendung. Deßwegen nennen mehrere alte Grammatiker geradezu die fescenninischen Verse Hochzeitlieder. Der Dichter Lucanus nennt diese Sitte irgendwo sabinisch; ganz alt und einheimisch scheint sie jedenfalls zu seyn. [68]) Wir haben keinen solchen volksmäßigen Hochzeitsgesang mehr übrig; aber einen gewiß ganz in diesem volksthümlichen Ton gehaltenen Hochzeitsgesang von Catull, auf die Hochzeit des Manlius und der Julia, der deßwegen und wegen vieler poetischen Schönheiten höchst interessant ist.

Dieſes Gedicht eignet ſich jedoch ſeiner Ausdehnung wegen und weil es doch mehr der literariſchen Poeſie als der Zahl der Volkslieder angehört, nicht dazu, hier mitgetheilt zu werden.

Daß es Lieder gab, welche einzelnen Ständen und Beſchäftigungen eigen waren, liegt in der Natur der Sache. Poeſie und Geſang, da wo ſie als ein Bedürfniß der menſchlichen Empfindung und nicht als ein Gegenſtand künſtlicher Bearbeitung erſcheinen, müſſen ſich nothwendig auf dieſe Weiſe individualiſiren, und überdieß haben die Menſchen von jeher und überall die Laſt oder die Langeweile ihrer Beſchäftigung durch Geſang ſich zu erleichtern geſucht. Außer wenigen Notizen, welche für das was ſich von ſelbſt verſteht, im einzelnen Beweiſe liefern, haben wir jedoch leider aus dieſem Kreiſe nichts mitzutheilen.

Daß die Soldaten auch außer den Triumphzügen ihre Lieder hatten, daran kann ein Vers erinnern, den uns Suetonius aufbewahrt hat, und welcher vielleicht der Anfang eines Liedes war, vielleicht aber auch für ſich allein galt. Als nämlich Galba, der nachherige Kaiſer, an die Stelle des Lentulus Gätulicus an die Spitze des Kriegsheeres in Gallien kam und durch ſtrenge Ordnung und Kriegszucht ſich ſehr von ſeinem Vorgänger auszeichnete, da machte man im Lager den Vers:

Aufgepaßt Soldat, es kommet
Galba, nicht Gätulicus. [70])

Der Grammatiker Festus führt eine Stelle aus einem alten Gedichte an, in welchem ein Vater seinem Sohn über den Landbau Belehrung giebt. Der Umstand, daß der Grammatiker keinen Verfasser desselben zu nennen weiß, so wie das Alter und der Inhalt des Gedichtes, können uns bestimmen, es dem Kreise der Volkspoesie beizuzählen, und so hätten wir uns also hier etwa eine Sammlung von Bauernregeln in Versen vorzustellen, wie sie auch unsre Bauern im Gedächtniß und in ihren Kalendern haben. Die Stelle heißt so:

Staub im Winter, Koth im Frühjahr
Giebt, Camillus, gutes Korn. [71])

Vielleicht hatte dieß alte Gedicht aber auch einen allgemeinern didaktischen Inhalt, in der Weise wie das älteste lateinische gnomische Lehrgedicht von Marcius, dessen Erwähnung in unsern Büchern über römische Literaturgeschichte mit Unrecht übergangen wird. [72]) Es ist dieß ohne Zweifel jener alte Seher Marcius, aus dessen Weissagungen sich einige Bruchstücke erhalten haben.

Auch die Schiffer hatten ihre eigenen Lieder. Außerdem daß auf den Schiffen, die durch mehrere Ruder getrieben wurden (und so waren ja

bekanntlich auch die größten Schiffe der Alten), in der Mitte ein Aufseher (Pausarius, Hortator) stand, der mit einem eigenen Instrumente (Portisculus), einer Art von Hammer, und durch Zuruf (celeusma) zum Rudern commandirte und den gleichmäßigen Tact angab, so geschah letzteres auch durch Gesang, der durch eigends dazu bestimmte Sklaven oder durch die Schiffer selbst angestimmt wurde. [73])

Lieder von Bettlern, welche als Duett von zweien gesungen zu werden pflegten, führt ein alter Erklärer des Horatius an. [74]) Von Liedern, die von Frauen und Mädchen beim Weben gesungen wurden, spricht Tibullus. [75]) Ein Kinderliedchen aus der Zeit des Kaiser Aurelianus ist oben schon mitgetheilt worden.

Anmerkungen.

1) Festus s. v. *Assamenta*, — In deos singulos versus facti, a nominibus eorum appellabantur, ut Janualii, Junonii, Minervii. Lieder zu Ehren des Faunus, als eines Dämon, erwähnt Dionys. Halicarn. Antiquitt. I., 31. p. 82. Ed. Reisk.

2) Die Beweisstellen zu diesen hier gegebenen Notizen s. bei Gutberleth De Saliis, in Poleni Supplement. utriusque thesauri antiquitatum. Tom. V. p. 690. seqq. und Creuzers Symbolik Th. II. S. 980 ff. Weitere Nachweisungen giebt Bähr Gesch. der römischen Literatur. S. 33.

4) Die hier mitgetheilten Fragmente giebt Gutberleth S. 731. 732. 734. Vrgl. Hermann Elem. doctrinae metr. p. 612. Das erste hat Varro erhalten: Divom exta cante, divom dio supplice cante. Das zweite lautet in den Handschriften desselben Schriftstellers also: Omnia vero adpatula coemise iam cusiatii muses ruse dumque Janus venet. Der Uebersetzung liegt folgender freilich sehr unsichere Verbesserungsversuch von Scaliger zu Grunde:

— omnia
Dapatilia comise Jani cusiones;
Duonus Ceruses divius Janusque venit.

Das dritte ganz unverständliche Fragment ist aus dem Grammatiker Terentius Scaurus: Cume ponas leucesiae praetexere monti quotibet cunei de his cum tonarem. Die übrigen Reste bestehen nur in wenigen einzelnen Wörtern, welche verschiedene Schriftsteller da und dort gelegenheitlich anführen. Darunter kommt unter andern vor antigerio in der Bedeutung van valde; exanclare; Lucetius als Beiname des Jupiter; manus für bonus, pa für parte und po für populo; penatae et impennatae agnae von

Fruchtähren mit Spitzen (aristae) und ohne ſolche; pilumnoe poploe (pilumni populi lanzentragendes Volk) zur Bezeichnung des römiſches Volkes; amptruare und redamptruare von dem Vortanzen des Vortänzers und dem Nachtanzen der übrigen; sesopia Sitz; dolosi, eso nach der älteſten Spruchformel für dolori, ero; tame für tam; topper in der Bedeutung ſchnell, was an das deutſche tapfer, in einigen Dialekten tapper erinnert, das ebenfalls für ſchnell gebraucht wird.

4) Vrgl. Marini Gli Atti e Monumenti dé Fratelli Arvali. Roma 1795. 2 Vol. 4. Das mitgetheilte Gebet fängt in der 33ſten Zeile der XLI Steintafel an:

ENOSLASESIVVATE. v. 32. ENOSLASESIV VATEENOSIASESIVVATENEVELVAERVEMARMA SINSIN · CVRREREINPLEORESNEVELVERVEMAR MAR. v. 33 . . . NSINCURREREINPLEORISNEVELV ERVEMARMARSERSINCVRREREINPLEORISSATUR. FVRFREMARSLIMFN. v. 34. . . . ESTABERBFR · SA TVR · FUFEREMARSLIMENSALLSTABERBER · SA TVR · FVFEREMARSLIMENSALLSCABERBER. v. 35. . . . VNISALTERNEIADVOCAPITCONCTOSSE MVNESALTERNEIADVOCAPITCONCTOSSIMVNIS ALTERNEIADVOCAPIT. v. 36. . . . . OSENOSMARMO RIVVATOENOSMARMORIVVATOENOSMARMOR . IVVATOTRIVMPETRIVMPETRIVMPETRIVM. v. 37. . . . . MPE.

Lanzi (Saggi di lingua Etruscha I. p. 1808.) giebt dieß in folgendem Text wieder mit Hinweglaſſung der Wiederholungen:

Enos lases iuvate,
Neve luerve Marmar sins incurrere in pleores.
Satur fufere Mars lumen sali sta berber;
Semunes alternei advocapit conctos.
Enos Marmor iuvato
Triumpe.

Hermann (Elemt. Doctrin. metr. p. 613):

Enos, Lases, iuvate:
Neve luerve, Marmar, sirs incurrere in pleoris.
Satur fufere, Mars: limen sali, sta, berber:
Semones alterne, iam duo capit conctos.

Enos, Marmor, iuvato.
Triumpe, triumpe.

Dazu folgende Erklärung: nos, Lares, iuvate; neve luem, Mamuri, siris incurrere in plures: satur fueris, Mars: limen i. e. postremum, sali, sta vervex: Semones alterni; iam duo capit cunctos. Zu dieser Erklärung des vierten Absatzes des Gebetes Semones alterne u. s. w. glaubt sich Hermann dadurch berechtigt, weil auf derselben Tafel, welche dieses Gebet enthält, alle Götter, denen geopfert wurde, namentlich angeführt sind und als Opfer für einen jeden zwei Widder angegeben sind mit dieser Bezeichnung Vervec. N II. Grotefend (Lat. Grammatik. II. Bd. dritte Auflage. S. 286) giebt folgenden Text, nach welchem die mitgetheilte Uebersetzung sich richtet:

Ennos Lases iuvate!
Neve luervem, Marmar, sins incurrere in pleoris!
Satur furere, Mars, limen salis sta berber!
Semunis alternei advocapit conctos!
Ennos, Marmor, iuvato!
Triumpe, triumpe.

Aus seinen beigefügten Erläuterungen heben wir folgende aus: Ennos entweder für En nos wie eccum, ellum für ecce eum, en illum; oder Archaismus statt nos. Luerem für luem nach der Analogie von Ceres und cinis, so wie man auch in der ältesten Sprache sagte nucerem, boverem, suerem für nucem, bovem, suem. Marmar, woraus vielleicht Mamurius im Liede der Salier wurde, Vocativ für Mars; Marmor dasselbe. Sins statt sinas, pleoris vielleicht besser durch plures zu erklären, als mit Lanzi durch flores. So möchte auch wohl Marinis Lesart satur furere entsprechend dem Horazischen longo satiate ludo (Carm. I. 2.) den Vorzug verdienen vor Lanzis Schreibart satur fufere mit der Erklärung: ador fieri (ὥστε σῖτον γενέσθαι). Sta für siste; darauf limen salis berber so viel als lumen solis fervere; advocapit statt advocabite eine alte Imperativform, wie es scheint, aus dem Futur gebildet. Grotefend versucht den alten saturnischen Rhythmus auf folgende Weise herzustellen:

Ennos Lases iuvate! Neve luerem Mars sins
Incurrere in pleoris! Satur furere, Marmar
Limen salis sta berber! Semunis alternei
Advocapit conctos! Ennos Marmor iuvato.
Triumpe, triumpe.

Thorlacius (Populäre Aufsätze u. s. w. übersetzt von Sander Kopenhagen 1812.) in einem Aufsatze über die Arvalischen Brüder, giebt folgende Uebersetzung:

Helfet uns Laren!
Laß Marmar keine zerstörende Seuche
Unsere Saat verderben!
Verleihe Mars dem Korne Heil!
Hemme Ares jede Pestluft vom Meere!
Rufet abwechselnd alle Semonen an!
Auch du, Mamurius, hilf uns!
Zum Jubel, zum Jubel!

Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß die in dem katholischen Cultus üblichen Prozessionen am St. Marcustag (den 25. April) und in der Bittwoche (24. Mai) mit den römischen Ambarvalien genau zusammenhängen und als eine Fortsetzung derselben angesehen werden können. Hier nämlich, wie bei den Ambarvalien, ist der Zweck des Festes derselbe; hier wie dort Umgänge um die Felder und Litaneien. Es ist auffallend, daß in den liturgischen Schriften, welche von diesem katholischen Feste handeln, diese Identität gar nicht berührt wird; wenigstens fand ich nichts darüber in Gretser. De sacris Processionib. cap. VI. p. 20. Martene de antiqua ecclesiae disciplina, p. 530. Binterim's Denkwürdigkeiten der katholischen Kirche IV. B. 1 Th. S. 573.

5) K. O. Müller die Etrusker. B. II. S. 283.

6) Cato De Re Rust. cap. 141.

7) Virgil. Georgic. I, 340 — 350.

8) Tibull. I, 1, 19 — 24.

9) Tibull. I, 9, 19 — 22.

10) Plin. Hist. Nat. XXVIII, 2. Quid? Non et legum ipsarum in XII Tabulis verba sunt? *„Qui fruges excantasset.“* Et alibi: *„Qui malam carmen incantasset.“* Nach der Gothofredischen Anordnung ist

dieſes Geſetz auf die VII. Tafel aufgenommen; bei Dirkſen auf die VIII. Tafel (Ueberſicht der bisherigen Verſuche zur Kritik der Zwölf-Tafel-Fragmente S. 539) und darnach in dem von mir veranſtalteten Abdruck dieſer Fragmente (Freiburg bei Fried. Wagner 1826) S. 44. Qui fruges excantasit .... Neve alienam segetem pellexeris. Ueber die Sache ſelbſt ſind die nöthigen Nachweiſungen zu dieſer Stelle gegeben in Funccii Leges XII. Tab. p. 295.

11) Plin. Hist. Nat. XVIII, 5. p. 449. Ed. Harduin. Carmina quaedam exstant contra grandines, contraque morborum genera contraque ambusta, quaedam etiam experta: sed prodendo obstat ingens verecundia.

12) Cato De Re rust. cap. 160.

13) Varro De Re rust. I, p. 99. Ed. Bipont. Dieſes ſympathetiſche Recept iſt genommen aus einem Werke über den Landbau verfaßt von zwei Saſerna, Vater und Sohn, in welchem, wie Varro am a. O. bemerkt, mehreres der Art war. *„Terra pestem teneto salus hic maneto.“* Hoc ter novies cantare iubet, terram tangere, despuere, ieiunum cantare.

14) Plin. Hist. Nat. XXVIII, 4. p. 446. Neque facile dictu . . . externa verba et ineffabilia abrogent fidem . . . an latina inopinata.

15) Plin. l. l. Incendiorum in parietibus deprecationes.

16) Die genauern Nachweiſungen über die hier angedeuteten Geſetze, Concilienſchlüſſe und Stellen alter Aerzte giebt mit reicher Hand Gothofredus zu dem Cod. Theodosian. bei dem Titel De maleficis. Tom. III. p. 125. Ed. Ritter.

17) Aristotel. Ethic. Nicomach. VIII, 9, 5. T. I. p. 359. und dazu die Anmerkungen T. II. p. 359. in der von mir beſorgten Ausgabe.

18) Horat. Epp. II, 1, 145 seqq.

19) Tibull. II, 1, 51.

20) Virgil. Georg. II. 385.

21) Vrgl. Aristotel. Polit. VII, 15, 8. ibique Schnei-

der. Creuzers Symbolik Th. IV. S. 462 ff. und Hermanns Briefe S. 170.

22) Ueber die Freiheit der Scherze bei den Lupercalien, vrgl. Plutarch. Romul. cap. 21. p. 71. Ed. Hutten. Ueber die scherzenden und spottenden Personen und ähnliches bei den feierlichen Aufzügen der Römer S. Dionys. Halicarnass. Antiquit. Rom. VII, 72. p. 1491. Ed. Reisk. (Bei den circensischen Spielen). Appian. Punic. Lib. VIII. cap. 76. p. 127. Ed. Schweighæuser. (Bei Triumphzügen). Sueton. Vespasian. cap. 19. ibiq. Casaubon. (Bei Leichenbegängnissen.)

23) Liv. VII, 1. Müller (Etrusker Th. II. S. 284) vermuthet die Verbindung der fescenninischen Verse mit den Tänzen habe schon in Etrurien statt gefunden.

24) Vrgl. Casaubon. De poesi satyrica Lib. II. cap. 4. p. 247 in Crenii Museo Philolog. und p. 253. Auf eine Seite in der Bedeutung des Wortes satura scheint A. W. Schlegel im Vorbeigehen hinzuweisen (Vorlesungen über dramatische Kunst II. Th. S. 8.) welche gewöhnlich nicht beachtet wird; nämlich auf den etymologischen und realen Zusammenhang desselben mit Saturnus und den Saturnalien. Wir finden zwar nicht, daß an dem letztern Fest solche Festspiele wie die saturae aufgeführt wurden; allein auch dieses Fest war ja voll ungebundener Freiheit und Lustigkeit, und so mag allerdings zwischen den Saturen und Saturnalien mehr als eine blos allgemeine etymologische Verwandtschaft seyn. Dazu kommt, daß Dionysius (Antiquitat. III, 32. p. 508) von Erndtefesten des Saturnus und der Rhea spricht, welche der König Tullus Hostilius einsetzte.

25) Scholiast Juvenal. ad Satir. III. v. 175. Exodiarius apud veteres in fine ludorum intrabat quod ridiculus foret, ut quidquid lacrymarum atque tristitiae coëgissent ex tragicis affectibus, huius spectaculi risus detergeret.

26) Schlegel Vorlesungen über dramatische Kunst. Th. II. S. 6. „Die ältesten gesprochenen Schauspiele, die sogenannten atellanischen Fa-

beln entlehnten die Römer von den Osciern, den Urbewohnern Italiens. Bei diesen Saturen (so hießen sie, weil es anfänglich improvisirte Possenspiele ohne dramatischen Zusammenhang waren; denn Satura bedeutet ein Allerlei) hatte es sein Bewenden, bis mit Livius Andronicus über fünfhundert Jahre nach Erbauung Roms die Nachahmung der Griechen und die Einführung der regelmäßigen Gattungen ihren Anfang nahm."

27) Ueber die atellanischen Schauspiele der Römer. Ein Versuch von Carl Ernst Schober, Mitglied des philologischen Seminars zu Breslau. Leipzig 1825.

28) und 29) Vrgl. K. O. Müller's Etrusker. Th. I. S. 24. ff.

30) Cic. Epp. ad. Famil. IX, 16. Venio nunc ad iocationes tuas, quum tu secundum Oenomaum Accii, non ut olim solebat, Atellanum, sed, ut nunc fit, mimum introduxisti. Vrgl. Casaubon. De satyr. poesi. Lib. II. cap. 1. am Ende.

31) Außer den allgemeinen Werken über römische Alterthümer und den verschiedenen Abhandlungen über die Triumphzüge (Graevii Thesaur. antiquitatt. Roman. Tom. IX. und X.) geben Nachweisungen darüber Casaubon. ad Sueton. Jul. Caesar. cap. 49. Tom. III. p. 178. Ed. Wolf. Brisson. De formul. Lib. IV. p. 352. und besonders Ferrarins De acclamationibus et plausu in Graev. Thesaur. antiq. Rom. T. VI. p. 174. Zwei neuere Abhandlungen, welche ich in Bähr's römischer Literaturgeschichte S. 36 angeführt finde, konnte ich nicht benützen: Nadal de la liberté des soldats Romains contre ceux, qui triomphent etc. in den Mem. de l'Academie des Inscript. T. III. p. 96. und G. H. Bernstein Versus ludicri in Romanorum Caesares priores olim compositi. Halis Saxon. 1810. Die Hauptstellen über diese Sitte aus Appian und Dionys sind oben, Anmerkung 22, angeführt worden.

32) Liv. IV, 53. Itaque quum ex senatus consulto urbem ovans introiret, *alternis* inconditi versus militari licentia iactati. Plin. Hist. Nat. XIX, 41. p. 177. Ed. Harduin.

33) Ueber die hier angeführte metrische oder doch rhythmische Form der römischen Volkslieder, siehe die ausführliche Anmerkung von Salmasius zu Vopisc. Aurelian. cap. 6. Die kleinen Lieder aus ein paar solcher trochäischer Verse bestehend, hießen ballistea und saltatiunculae Tanzreigen. Man kann sie als ganz ähnlich den kurzen vierzeiligen Tanzreigen ansehen, die besonders häufig unter den schweizerischen, östreichischen und baierischen Volksliedern vorkommen. Vrgl. des Knaben Wunderhorn Th. III. S. 119. Vielleicht hätte an diesen Gebrauch des trochäischen katalektischen Tetrameters erinnert werden sollen in Hermanns Element. Doctr. metr. p. 86. N. 6. wo von diesem Verse gehandelt wird.

34) Ueber die hier aus Livius angeführten Triumphlieder, vrgl. diesen Schriftsteller an folgenden Stellen: III, 29. IV, 20. IV, 53. V, 49. VII, 38. X, 30. XXVIII, 9. XXXIX, 7. VII, 10.

35) Sueton. Jul. Caesar. cap. 51.

Urbani servate uxores, moechum calvum adducimus.
Aurum in Gallia effutuisti; at hic sumpsisti mutuum.

Ibid. cap. 49.

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem
Ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias;
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem.

36) Plin. Hist. Nat. XIX, 41. p. 177. Ed. Harduin.

37) Vell. Patercul. II. p. 52. Ed. Lips. 1667. De Germanis, non de Gallis duo triumphant consules.

38) Onuphrius Panvinius De triumpho in Graev. Thesaur. Tom. IX. p. 1390.

39) Vopiscus in Aurelian. cap. VII.

Mille Francos mille Sarmatas semel occidimus;
Mille mille mille mille mille Persas quaerimus.

40) Ibid. cap. VI.

Mille mille mille mille mille decollavimus;
Unus homo mille mille mille decollavimus.
Mille mille mille vivat, qui mille mille occidit.

Tantum vini habet nemo, quantum fudit sanguinis.

41) Cicero De Rep. IV, 10. Ed. Mai. Nostrae contra XII. Tabulae cum perpaucas res capite sanxissent in his hanc quoque sanciendam putaverunt: „Si quis occentavisset, sive carmen condidisset, quod infamiam faceret flagitiumve alteri.“ Nach der von Funccius mit den alten Sprachformen versehenen Wiederherstellung dieses Gesetzes von Gothofredus wird es so gegeben: Sei quei pipulod ocentasit carmenve condisit, quod infamiam facsit flagitiomque alterei, fuste feritod. Vrgl. Dirksen Uebersicht u. s. w. der Zwölf-Tafel-Fragmente S. 508 wo alle andern dieses Gesetz betreffenden Stellen zusammengestellt und beurtheilt werden.

42) Festus s. v. *Occentassint* antiqui dicebant, quod nunc *convicium fecerint* dicimus; quod id clare et cum quodam canore fit, ut procul exaudiri possit: quod turpe habetur, quia non sine causa fieri putatur.

43) Plaut. Aulul. III, 31. Ita me bene amet Laverna! te iam, nisi reddi Mihi vasa iubes, pipulo hic differam ante aedis.

44) Fragmenta XII Tab. Tabb. II. fragm. 3. p. 10. Ed. Friburg. Quei testimoniom defuerit, is terteis diebos ob portom obvaculatom eitod. Dirksen Uebersicht u. s. w. S. 208. Ich habe in dem Text mich absichtlich etwas unbestimmt ausgedrückt, weil aus den Stellen der Alten nicht unmittelbar erhellt, ob die Obvagulatio vor dem Hause des Gegners, des sich weigernden Zeugen, oder dem eignen Hause geschah. Nach der Untersuchung Haubold's (De ritu obvagulationis apud Romanos in dessen Opuscul. academ. Ed. Wenck. Volum. I.) wird es am wahrscheinlichsten, daß diese Obvagulatio vor dem Hause des sich weigernden Zeugen von demjenigen, der durch diese Weigerung litt, vorgenommen wurde.

45) Cic. De Repub. IV, 10. Ed. Mai. IV, frag. 52. nach der von mir besorgten Ausgabe (Stuttg. 1827).

46) Vrgl. Heinecc. Antiquitatt. Rom. IV, 4, 4 seqq. p. 646. Ed. Haubold.

47) Horat. Sermon. I, 5, 51. und daſelbſt Heindorf.

48) Scholiast. ad Juvenal. V, 3.

Aliud scriptum habet Sarmentus, aliud populus voluerat.
Digua digni: sic Sarmentus habeat crassos compedes,
Rustici ne nil agatis; aliquis Sarmentum alliget.

49) Sueton. Jul. Caes. cap. 80.

Gallos Caesar in triumphum ducit, idem in curiam.
Galli braccas deposuerunt, latum clavum sumpserunt.

Brutus, quia reges eiecit, Consul primus factus est:
Hic quia Consules eiecit, rex postremo factus est.

Sueton. Octavian. cap. 70.

Quum primum istorum conduxit mensa choragum
Sexque deos vidit Mallia, sexque deas;
Impia dum Phoebi Caesar mendacia ludit,
Dum nova divorum coenat adulteria:
Omnia se a terris tunc numina declinarunt
Fugit et auratos Jupiter ipse toros.

Die beiden erſten Verſe ſind als unverſtändlich in der Ueberſetzung weggelaſſen worden. Sueton. Tiber. cap. 59.

Asper et immitis, breviter vis omnia dicam?
Dispeream, si te mater amare potest.

Aurea mutasti Saturni secula, Caesar:
Incolumi nam te ferrea semper erunt.

Fastidit vinum, quia iam sitit iste cruorem:
Tam bibit hunc avide, quam bibit ante merum.

Aspice felicem sibi, non tibi, Romule Sullam;
Et Marium, si vis, adspice, sed reducem;
Nec non Antoni civilia bella moventis,
Nec semel infectas aspice caede manus:
Et dic, Roma, perit: regnabit sanguine multo,
Ad regnum quisquis venit ab exilio.

Sueton. Nero. cap. 39.
Roma domus fiet: Veios migrate Quirites,
Si non et Veios occupat ista domus.

50) Niebuhr römiſche Geſchichte Th. I. S. 262. Zweite Ausgabe.

51) Cic. Tusc. Quaest. IV, 2. De Orat. III, 51. Brut. cap. 18. 19. — Varro apud Nonium II, 70. (p 104. Ed. Hadrian. Junii) *Assa* voce sola voce linguae tantumodo, aut vocis humanae, non admistis aliis vocibus esse voluerunt. Varro de vita pop. Rom. lib. II. „In conviviis pueri modesti, ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant maiorum et assa voce et cum tibicine.“ — Horat. Carm. IV, 15, 25. — Quintilian. I, 10, 20. p. 52. Ed. Gesner. — Valer. Max. II, 1, 10.

52) Dionys. Halicarn. I, 79. p. 205. Ed. Reisk. Das übrige hier Geſagte gilt von den Stellen, welche angeführt ſind in Schulins Abhandlung De Dionysio Halicarnasseo. Heidelbergae. 1820. p. 47. Eben darauf macht auch Lachmann aufmerkſam De fontibus historiarum T. Livii Commentat. I. pag. 19. Not. 1.

53) Liv. XXXIX, 6. Luxuriae enim peregrinae origo ab exercitu Asiatico invecta in urbem est . . . . Tum psaltriae sambucistriaeque et convivalia ludiorum oblectamenta addita epulis. Quintilian. I, 14. Ante devictam Asiam veterum Romanorum epulis fides ac tibias adhibere moris.

54) Cicero.

55) Varro de vita populi Rom. Lib. II. apud Nonium s. v. *Puerae* p. 184. Ed. Hadrian. Junii. „Sic in privatis domibus pueri liberi et puerae minisrtabant.“

56) Vrgl. K. O. Müllers Etruſker Theil II. S. 200.

57) Dionys. Halicarn. Antiquitatt. Rom. VII, 72. p. 1467. Ed. Reisk.

58) Niebuhr Röm. Geschichte. Th. I. S. 265. Cic. De Legg. II, 24. Nachdem an dieser Stelle mehrere Bestimmungen die Leichenbegängnisse betreffend angeführt worden sind, wird so fortgefahren: »Haec habemus in Duodecim: sane secundum naturam quae norma legis est. Reliqua sunt in more: funus ut indicatur, si quid ludorum; dominusque funeris utatur accenso atque lictoribus; honoratorum virorum laudes in concione memorentur, easque etiam cantus ad tibicinem prosequatur: cui nomen neniae, quo vocabulo etiam Graecis cantus lugubres nominantur. Der Zusammenhang zeigt, daß was hier über die Nenien gesagt ist, durchaus nicht zu den Bestimmungen der XII Tafeln gehört und überhaupt keine gesetzliche Bestimmung gegeben werden soll. Vrgl. Dirksen Uebersicht u. s. w. der Zwölf-Tafel-Fragmente S. 638. Dieß zur Berichtigung dessen, was Schlegel Heidelb. Jahrbücher 1816. S. 840 von dieser Stelle sagt, so wie der Kritik von Görenz zu dieser Stelle. Daß die Nenien nicht blos Wehklagen, sondern auch das Lob des verstorbenen enthielten, berichten auch andre Zeugnisse; Festus s. v. *Nenia* Carmen, quod in funere laudandi gratia cantatur ad tibiam. Varro De vita populi Rom. Lib. IV. apud Nonium II, 594. obgleich letztere Stelle etwas verdorben ist:

59) Nonius. l. l. Naenia ineptum et inconditum carmen, quod adducta pretio mulier, quae praefica diceretur, iis, quibus propiuqui non essent, mortuis exhibcret. Ueber die Fortdauer dieses Gebrauches in Italien giebt Nachweisungen Hieronym. Baruffaldi de Praeficis in Sallengre Thesaur. T. III. p. 7777.

60) Sueton. Octavian. cap. 100.

61) Nonius p. 82. Ed. Hadr. Jun. s. v. *Siticines* . . . qui apud funeratos et sepultos, hoc est, iam sitos canere soliti erant honoris causa cantus lamentabiles. Hoc in libris Coniectaneis Attei Capitonis invenitur et Cato id vocabulum indubitanter apposuit.

62) Die eine dieser Grabschriften, nämlich die auf den Sohn des Scipio Barbatus machte schon Sirmond bekannt in Graev. Thesaur. Tom. IV. alle zusammen wurden zuerst 1780 entdeckt und von Visconti erläutert. Sie finden sich in Monumenti degli Scipioni publicati dal Cav. *Francesco Piranesi; Lanzi* Saggio T. I. p. 150. Grotefend Latein. Grammatik II. B. S. 293. *Jo. Casp. Orelli* Inscriptionum Lat. Selectarum Amplissima Collectio. pag. 149. *Wagner* De insignioribus veterum Romanorum monimentis sepulcralibus (Akademisches Programm) Marburg 1828. P. III. pag. 11. Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung: Durch das genannte Werk von Orelli ist ein äußerst dankenswerthes Hilfsmittel gegeben worden den römischen Inschriften, jenem echtesten Codex diplomaticus der römischen Geschichte und Alterthümer, eine allgemeinere Aufmerksamkeit und ein fruchtbares Studium zuzuwenden, welche bisher entweder in großen Sammlungen aufgehäuft oder in kleinen Schriften zerstreut wohl von einzelnen Gelehrten für die Wissenschaft benützt, oder als Gegenstand der Liebhaberei behandelt worden sind. Man sollte sie aber als eine nothwendige Ergänzung der römischen Literatur ansehen und als Mittel sich das gesammte römische Alterthum anschaulich zu machen, allgemeiner anwenden. Dazu scheint eine Einleitung in das Studium der römischen Epigraphik ein dringendes Bedürfniß: denn außer der schätzbaren aber nicht gehörig geordneten Istituzione lapidaria von Zaccaria giebt es meines Wissens kein Buch dieser Art. Ich beschäftige mich schon seit einiger Zeit mit einer Arbeit, welche diesem Bedürfniß dienen soll, und hoffe sie bald bekannt machen zu können, unterstützt durch den Rath und die Beihilfe meines Freundes, des Archivrath Leichtlen, der sich in seinen „Forschungen“ so wie in den „Schriften der hiesigen Gesellschaft für Geschichtkunde“ als einen genauen Kenner dieses Faches ausgewiesen hat. — Ich gebe hier die übersetzten Grabschriften der Scipionen nach dem Texte, wie ihn Grotefend constituirt:

Cornelius Lucius Scipio Barbatus,
Gnaivod patre prognatus, fortis vir sapiensque,
Quoius forma virtutei parisuma fuit,
Consol, censor, aidilis, quei fuit apud vos,
Taurasiam, Cisaunam, Samiomque cepit,
Subjecit omnem Lucanam obsidesque abdoucit.

Honc oinom ploirume cosentiont Romanei
Duonorom optumom fuise virom *virorom*,
Luciom Scipionem. Filios Barbati
Consol, censor, aidilis, hic fuet a*pud vos*.
Hec cepit Corsicam Aleriamque urbem.
Dedet Tempestatebus aidem mereto *lubentes*.

L. Cornelius Cn. F. Cn. N. Scipio.
Magnam sapientiam multasque virtutes
Aetate quom parva posidet hoc saxsum.
Quoiei vita defecit, non honos, honore
Is hic situs, quei nunquam victus est virtutei.
Annos gnatus XX. is l*ausibus man*datus:
Ne quairatis honorem, quei minus sit, mand*atus*.

Quei apicem, insigne Dialis Flaminis gesistei,
Mors perfecit tua, ut *tibe* essent omnia brevia,
Honos, fama, virtusque, gloria atque ingenium:
Quibus sei in longa licuiset tibe utier vita,
Facile facteis superases gloriam majorum.
Quare lubens te in gremium, Scipio, recipit
Terra, Publi, prognatum Publio, Corneli.

63) Atilius Fortunatianus p. 2679. Apud nostros autem in tabulis antiquis, quas triumphaturi duces in Capitolio figebant, victoriaeque suae titulum Saturniis versibus prosequebantur, talia repperi exempla: ex Regilli tabula: *Duello magno dirimundo, regibus subigendis;* — in Acilii Glabrionis tabula: *Fundit, fugat, prosternit maximas legiones.* Ueber

dieſe Triumphtafeln vrgl. Brissonius De formul. Lib. IV. p. 353. Marini Atti degli fratelli arvali I. p. 37. Lachmann Commentatio De fontibus Livii I. p. 11. Ueber die Tafel des Regillus Liv. XL, 52. und die Wiederherſtellung der ſaturniſchen Verſe Hermann Element. Doctrin. metr. p. 616. wornach die im Text verſuchte Ueberſetzung gemacht iſt. Die Triumphtafel des Sempronius Gracchus führt dem Inhalt nach Livius XLI, 33. an.

64) Heidelberger Jahrbücher 1816. S. 836 ff.

65) Suetonii Caligula cap. 6. „Salva Roma, salva patria, salvus est Germanicus.“

66) Horat. Sat. I, 5, 15.

67) Plaut. Curcul. I, 2, 150. p. 302. Ed. Both.

Pessuli heus, pessuli vos saluto lubens,
Vos amo, vos volo, vos peto atque obsecro:
Gerite amanti mihi morem, amoenussimi!
Fite causa mea ludii barbari:
Subsilite, obsecro, et mittite istanc foras,
Quae mihi misero amanti ecbibit sanguinem! —
Hoc vide, ut dormiunt pessuli pessumi,
Nec mea gratia commovent se ocius!

Ueber dieſe ganze hier berührte Sitte ſind die betreffenden Stellen aus den lateiniſchen Dichtern nebſt weitern Nachweiſungen gegeben von Pitiscus Lexic. Antiquitatt. Roman. s. v. *Amantes*.

68) Ueber die üblichen Hochzeitsgeſänge S. Ferrarius De acclamationibus Lib. VI. p. 14. in Graev. Thesaur. T. VI. p. 181. Brisson. De ritu nuptiar. Ibid. T. VIII. p. 1048.

69) Festus s. v. *Flaminius Camillus*: Sicut habetur in antiquo carmine, quum pater filio de agricultura praeciperet: Hiberno pulvere, verno luto grandia farra, Camille metes. Vrgl. Hermann. Element. Doctrin. metr. p. 638.

75) Ein Fragment, das Heuſinger dem Mallius Theodorus p. 95. beigegeben hat: Praecepta primus apud Latinos Marcius vates composuit: ex quibus est illud: . . . postremus loquaris, Primus taceas. Nach Hermanns (l. l.) Vermuthung war dieſes Gedicht im ſaturniſchen Versmaaße verfaßt.

71) Pedianus in Divinat. V, 17. Cani remigibus celeusma per symphoniacos servos solebat, et per assam vocem, id est, ore prolatam, et (ut in Argo navi) interdum per citharam. Censorin. De Die natal. cap. 12. Quo facilius sufferant laborem vel in navis motu a vectore symphonia adhibetur. Andere Stellen ſiehe bei Gesner. Thesaur. s. v. *Celeusma.*

72) Scholiast. Horat. ad Epp. I, 17, 48. Cantilenam mendicorum pulchre expressit, qui succinunt sibi invicem.

73) Tibull. II, 1, 66.

(3)

Ferienschriften

von

Karl Zell,

Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg.

Dritte Sammlung.

Freiburg im Breisgau.

Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1833.

Digitized by Google

Dem Herrn

Weick um,

Großherzoglich badiſchen Hofrath und Profeſſor
zu Mannheim.

Seinem verehrteſten
Lehrer und Freunde
widmet dieſe Blätter
als
Zeichen aufrichtiger und inniger Dankbarkeit,
Hochachtung und Liebe

der Verfaſſer.

Digitized by Google

Vorrede.

Den ersten der in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze bitte ich mehr von dem literarhistorischen als naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten. Der Wunsch, mich mit den naturwissenschaftlichen Werken des Aristoteles etwas genauer bekannt zu machen, nachdem ich längere Zeit mit seinen übrigen Schriften mich beschäftigt hatte, war die Veranlassung zu diesem Aufsatze und einigen andern ähnlichen Inhaltes, wobei ich als ein Laie in den Naturwissenschaften vorzugsweise mich nur auf eine historische Darstellung der aristotelischen Ansichten, ohne alle weitere Beurtheilung und Erörterung des naturwissenschaftlichen Inhaltes beschränkte. Meine beiden verehrten Freunde und Collegen Perleb und Schultze, welchen letztern seither unsre

Universität durch seinen Abgang nach Greifswalde verlor, haben mich dabei durch ihre gütige Belehrung und durch Mittheilung literarischer Hilfsmittel unterstützt, und zu dem verbindlichsten Danke verpflichtet. Die am Ende des Bändchens beigegebenen Gelegenheitsgedichte machen keine besondern Ansprüche; sie sind meistens auf bestimmte Aufforderung entstanden, wenn gleich die Veranlassungen dazu dem Verfasser auch an und für sich schon bedeutungsvoll und anziehend waren. Durch diese Veranlassungen haben sie wenigstens ein heimathliches und vaterländisches Interesse; auch fanden sie keine unfreundliche Aufnahme. Darum wird der geneigte Leser diesen Kindern flüchtiger, aber zum Theil, schöner Momente ihren Platz nicht mißgönnen.

Ariſtoteles

über

den Sinn des Geſchmackes.

Digitized by Google

Bei einer jeden Empfindung und Wahrnehmung, welche wir durch die Sinne erhalten, unterſcheiden wir das empfindende und wahrnehmende Subjekt mit ſeinem Organ, ihm gegenüber das empfundene und wahrgenommene Objekt, und endlich als die Vermittlung beider den Akt der Empfindung und Wahrnehmung. Nach dieſer Eintheilung handelt Ariſtoteles in ſeiner Schrift über die Sinne das Gemeinſchaftliche und Allgemeine dieſes Gegenſtandes ab. Wir folgen ihm bei der Betrachtung des einzelnen Sinnes, der uns hier beſchäftigt, und ordnen die Stellen, in welchen der Philoſoph ſeine Anſichten über den Geſchmackſinn ausſpricht oder auch nur andeutet, nach denſelben drei Geſichtspunkten. Wir wollen alſo zuerſt ſehen, was Ariſtoteles weiß und lehrt über das Organ des Geſchmackes, dann über die Art wie das Schmecken geſchieht, endlich über die durch den Sinn des Geſchmackes

wahrzunehmenden Gegenstände. Daran wird sich zunächst anreihen eine Klassifikation der Geschmacksempfindungen, ferner einige Vergleichungspunkte des Geschmackssinnes mit den übrigen menschlichen Sinnen, endlich eine Vergleichung der Verschiedenheiten dieses Sinnes bei den Menschen und den verschiedenen Thierklassen, alles nach Aristotelischen Erfahrungen und Vorstellungen.

I.

Aristoteles kennt als Organ des Geschmackes nur die Zunge. [1])

Es darf uns dieß um so weniger befremden, da auch jetzt nach einer so weit genauern anatomischen Kenntniß, als Aristoteles sie haben konnte, und nach so vielfältig wiederholten Beobachtungen die Meinungen der Physiologen darüber getheilt sind, ob außer der Zunge noch andere Theile des Mundes der Geschmacksempfindung fähig sind. Die meisten dehnen das Organ des Geschmackes auch auf den Gaumen aus, dem sie ebenfalls eine, wenn auch dunklere Geschmacksempfindung beilegen; andere (Richerant und Lenhossek) schreiben diese Fähigkeit zugleich dem Zahnfleisch und den Lippen zu; an-

dere (Lecat und Dumas) der ganzen Mundhöhle und dem Schlunde; manche endlich der Mundhöhle, dem Schlunde und dem Magen. In einer Abhandlung über den Geschmacksinn des Menschen von Horn (Heidelb. 1825.), welche eine Reihe von genauen Versuchen enthält, finde ich als ganz bestimmt ausgesprochen, daß außer der Zunge und dem weichen Gaumen an keinem andern Theile bei irgend einem Stoffe eine deutliche Geschmacksempfindung wahrzunehmen sey.

Die anatomische Kenntniß, welche der Philosoph von der Zunge hat, ist sehr mangelhaft. Er sagt von ihr nichts näheres, als daß das Fleisch der Zunge locker und weich sey. [2])

Er weiß nichts von den Zungenwärzchen oder Papillen. Man findet also auch, wie natürlich, keine Spur der seit Bellini im XVII. J. herrschenden Ansicht, daß diese Zungenwärzchen das eigentliche Geschmackorgan sind, eine Ansicht, welche unter den neuesten Naturforschern nur von Treviranus bestritten worden ist, welcher in den Zungenwärzchen nicht die wesentlichsten Theile des Geschmacksorganes sieht, sondern vielmehr sie als Organe des Tastens und als einsaugende Organe, ähnlich den Flocken des dünnen Darmes, betrachtet. Ebenso wenig hatte Aristoteles Kenntniß von dem Daseyn der Zun-

gen-Nerven dem quintus, glossopharyngeus und hypoglossus, über deren eigentliche Funktionen die Physiologen seit Galenus so vieles nicht ohne vielfältige Meinungsverschiedenheit zu sagen wissen.

Die einzige nähere Angabe über den Sitz des Geschmackes, welche wir bei Aristoteles finden, ist die Beobachtung, daß die Zunge an ihrer Spitze der schärfsten und deutlichsten Geschmacksempfindungen fähig sey, daß dieß Vermögen auf der übrigen Fläche im geringern Grade sich vorfinde. [3])

Diese Bemerkung scheint allerdings wenigstens bei Flüßigkeiten durch die Erfahrung bestättigt, und unsre Weinprüfer kosten wohl nicht umsonst den Wein nach dieser Weise, indem sie ihn nur mit der Zungenspitze einschlürfen. Ich finde jedoch diese Beobachtung in unsern physiologischen Schriften nicht besonders hervorgehoben. Dafür aber findet man von mehreren neuern Physiologen, und am genauesten wie es scheint in der oben angeführten Abhandlung von Horn, eine andre merkwürdige Verschiedenheit beobachtet in Bezug auf die Geschmacksempfindungen des vordern, mittlern und hintern Theiles der Zunge. Es scheint nämlich unbezweifelt, daß ein und derselbe Gegenstand, auf verschie-

dene Theile der Zunge gebracht, ganz verſchiedene Empfindungen hervorruft; ſo namentlich viele Gegenſtände, die auf der Spitze der Zunge, auf den dort befindlichen papillis filiformibus ſauer ſchmecken, ſchmecken an dem hinterſten Theile der Zunge auf den papillis conicis oder vallatis bitter. (Horn S. 84 ff.) — Schade für unſere Gourmands, daß die Natur hier ſo auf halbem Wege ſtehen geblieben iſt! Hätte ſie dem Menſchen eine längere Zunge mit mehreren ſolchen abgeſonderten Geſchmacksregionen gegeben, dann könnten wir mit einer und derſelben Speiſe, wenn wir ſie ſucceſſiv von einer Stelle der Zunge zur andern brächten, uns, wenigſtens in Bezug auf den Geſchmack, den Genuß einer ganzen Mahlzeit verſchaffen; oder wir könnten auch dadurch, daß wir gleichzeitig denſelben Gegenſtand auf verſchiedene Stellen der Zunge brächten, Akkorde und Harmonien von Geſchmäcken hervorbringen, was jetzt nur die Kunſt des Koches durch Verbindung der vielfältigſten Stoffe, mit Hilfe des mächtigen Feuers zu thun vermag. —

Außer dem wenigen oben angeführten findet man in den noch vorhandenen Schriften des Philoſophen keine nähere Beſchreibung des menſchlichen Geſchmacksorganes. Doch wäre es

wohl möglich, daß in seinen verlorenen Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts genauere Angaben vorkamen.

II.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten, der oben von uns angegebenen Gesichtspunkte, und versuchen es die Stellen zu einem Ganzen zu vereinigen, in welchen Aristoteles zu erklären sucht die Art und Weise, wie die Geschmacksempfindungen vor sich gehen. [4])

Wie unsre Physiologen lehren geschieht das Schmecken im allgemeinen so: der schmeckbare Gegenstand, den man mit den Nerven der Zunge in Berührung setzt, wird durch den Speichel aufgelöst, bringt dann auf die Nerven vermittelst der Papillen einen Eindruck hervor, der sich zu dem Gehirn fortpflanzt, und dadurch zum Bewußtseyn kommt.

Mit dieser Ansicht kommt Aristoteles theils überein, theils weicht er sehr weit davon ab.

Als die erste Bedingung, die zum Hervorbringen einer Geschmacksempfindung erforderlich ist, setzt auch er ebenfalls die unmittelbare Berührung des Gegenstandes und des Organes. Er sieht dieses als die wichtigste charakteristi-

ſche Eigenheit des Geſchmacksſinnes und Taſtſinnes an, und er kommt mehrmal auf dieſe Bemerkung zurück. Bei dem Sehen, dem Hören und Riechen, bemerkt er, ſind es nicht die Gegenſtände, welche unmittelbar den Sinn afficiren; ſondern ſie wirken vielmehr zunächſt nur auf ein von dem Organ abgeſondertes und verſchiedenes Medium; und was die Sinne wahrnehmen iſt eigentlich nur dieſes Medium, bei dem Sehen das Licht, bei dem Hören und Riechen die Luft. Die Flüßigkeit, oder Näſſe (τὸ ὑγρὸν), wodurch die ſchmeckbaren Stoffe dem Organ zugeführt werden, will Ariſtoteles nicht als Medium (μεταξὺ) angeſehen wiſſen; — und allerdings iſt ſie auch nicht ein ſolches Medium wie wir bei Sehen, Hören und Riechen, beſonders bei den beiden erſtern Sinnen es finden. Denn bei dem Schmecken, ſind wirkliche körperliche Theile des Gegenſtandes aufgelöſt, welche in Verbindung mit der auflöſenden Flüßigkeit das Organ ſelbſt berühren.

Als zweite Bedingung nimmt der Philoſoph ebenfalls die Auflöſung im Naſſen an. Der ſchmeckbare Gegenſtand muß aufgelöſt oder auflöslich ſeyn. Dabei ſpricht er jedoch niemals von dem Speichel, deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit doch bei dieſem ganzen Prozeſſe von

dem wesentlichsten Einflusse seyn muß; sondern immer nur im allgemeinen von dem feuchten Element (ὑγρὸν, ὑγρότης) was überhaupt mit seinem Gegensatze, dem Trocknen, nebst dem andern Gegensatze, des Warmen und Kalten, die Hauptfaktoren fast aller Resultate seiner physiologischen Forschungen ausmacht.

An diesen Satz, daß das Schmecken nur durch Auflösung im Nassen geschieht, knüpft er eine Folgerung über die dadurch nothwendig bedingte Beschaffenheit des Organes des Geschmacks. Nach seiner Ansicht nämlich kann nur Entgegengesetztes sich gegenseitig afficiren und auf einander einwirken, Trocknes auf Nasses, Warmes auf Kaltes u. dgl. Darum also, schließt er, weil das Schmeckbare nur in der Form des Nassen und Flüßigen wirkt, ist das Organ dafür nicht auch etwas absolut Nasses oder Flüßiges, noch auch etwas absolut Trocknes sondern etwas relativ Trocknes, was zugleich das Vermögen hat das Feuchte in sich aufzunehmen (δυνάμενον ὑγρωθῆναι). Daher, folgert er weiter, hat die Zunge kein Geschmacksvermögen, wenn sie ganz trocken ist, noch auch wenn sie zuviel Feuchtigkeit hat. Letzteres ist dann der Fall, wenn nach einer übermäßig starken Geschmacksempfindung, die eine

entſprechende übermäßige Feuchtigkeit auf der Zunge bewirkt, ein ſonſt ſchmeckbarer Gegenſtand von ſchwächerer Wirkung an ſie gebracht.

Von der Funktion der Zungenwärzchen und Nerven kann natürlich bei ſeiner Erklärung des Schmeckens keine Rede ſeyn, da ihm das Daſeyn dieſer Organe unbekannt war. Ebenſowenig kennt er das Gehirn als den Ort, wohin ſich die Eindrücke des Geſchmacksſinnes verbreiten. Nach ſeiner Anſicht iſt vielmehr die Gegend des Herzens (ὁ περὶ τὴν καρδιάν τόπος) der Sitz des gemeinſchaftlichen Senſoriums, und er nimmt an, daß gerade der Geſchmackſinn damit in unmittelbarer Verbindung ſteht. [5])

III.

So viel über das Organ und die Empfindung des Geſchmackes: etwas ausführlicher und mit ganz eigenthümlichen Anſichten äußert ſich Ariſtoteles über die ſchmeckbaren Gegenſtände und über dasjenige, was in den Gegenſtänden den objektiven Geſchmack hervorbringt. [6])

Seine eigenen Vorſtellungen knüpft er an die Widerlegung zweier älteren Forſcher, des naturphiloſophiſchen Dichters Empedokles und des materialiſtiſchen Philoſophen Demokritus.

Er geht dabei von diesem Gedanken aus: das Element des Wassers, durch welches und in welchem wir doch allein die Gegenstände schmecken, ist an und für sich geschmacklos. Um also zu wissen, was denn eigentlich das Schmeckbare sey, ist es nöthig zu wissen was dasjenige sey, welches in dem Wasser die Veränderung hervorbringt, daß es aus einem Unschmeckbaren ein Schmeckbares wird. Empedokles erklärt sich dieses so, indem er annimmt, es seyen in dem Wasser ursprünglich alle Geschmäcke enthalten, es seyen in ihm gleichsam die Samen aller Geschäcke vorhanden (*πανσπερμία χυμῶν*); diese seyen aber in dem Wasser, so lange nicht etwas anderes auf dasselbe einwirke, für die Empfindung nicht wahrnehmbar. Für jenes andere auf das Wasser oder das Feuchte Element Einwirkende, wodurch diese latenten Geschmäcke für die sinnliche Wahrnehmung hervorgerufen werden, hielt Empedokles die Wärme und die Sonne. Demnach also nähme nach dieser Vorstellung des Empedokles das Nasse nicht seinen verschiedenen Geschmack aus der Verschiedenheit der aufgelösten trockenen Theile, sondern gerade umgekehrt, theilte das Nasse, je nachdem es durch die Wärme und die Sonne verschieden afficirt worden ist, die verschiednen Geschmäcke den trocke-

nen und festen Theilen mit. Man darf wohl annehmen, daß Empedokles zu diesen Vorstellungen kam zunächst durch die Betrachtung der Vegetabilien und der Art und Weise, wie in derselben die Zeitigung durch die Sonnenwärme vorgeht. Hier nahm er nun an, daß in dem wässerigen Theile der Frucht durch die Sonne der Geschmack hervorgerufen wird, und daß dann durch die so modificirten wässerigen Theile der Geschmack den festen Theilen sich mittheilt. Einen analogen Hergang nahm er dann bei allen schmeckbaren Stoffen an. Aristoteles erklärt diese Ansicht für einen ganz offenbaren und handgreiflichen Irrthum, und begnügt sich damit, nur folgende Einwendung dagegen aufzuwerfen. Er sagt: wir finden, daß in den Früchten, auch wenn sie anfangen auszutrocknen, und wenn die nassen Theile verdunsten, dennoch Veränderungen hinsichtlich des Geschmackes vorgehen, es können also nicht die nassen und flüssigen, und in diesem Fall gar nicht mehr vorhandenen Theile es seyn, welche den trocknen und festen den Geschmack mittheilen. [7])

Die andere Ansicht, welche Aristoteles bei dieser Gelegenheit verwerfend anführt, ist die des Demokritus, und, wie der Philosoph hinzusetzt, der meisten damaligen Physiologen (*Δημόκρι-*

(τος καὶ οἱ πλεῖστοι τῶν φυσιολόγων). Demokritus, Anhänger des von Leucippus zuerst gefundenen oder doch zuerst wissenschaftlich begründeten atomistischen Systemes, mußte in Folge dieser Ansicht den Grund aller verschiedenen sinnlichen Eigenschaften der Dinge lediglich in die verschiedene Form und Zusammensetzung der Atome setzen, aus welchen allein mit bloßer Postulirung des leeren Raumes jene Schule die Welt construirte. Nach dieser Ansicht, wie Aristoteles bemerkt, wurden alle sinnlichen Wahrnehmungen auf den einzigen Sinn des Tastens zurückgeführt und als verschiedene Modificationen dieses einen Sinnes betrachtet; ganz folgerichtig und der Einfachheit dieses Systemes angemessen, da ja alle die verschiedenen Figuren und die Masse der körperlichen Atome durch das Tasten und zum Theil nur durch das Tasten wahrgenommen werden können. Bei manchen Sinnen, namentlich bei dem Gesichtsinn, führte dieses freilich zu sehr gezwungenen Erklärungen. Denn hier sahen sich die Atomistiker genöthigt anzunehmen, daß bei dem Sehen, von den sichtbaren Dingen wirkliche, wenn auch noch so unendlich feine, doch immer materielle Ausflüsse sich ablösen, und durch körperliche Berührung des Organes das Sehen bewirken. Bei dem Sinne

des Geſchmackes, wo körperliche Berührung des empfindenden Organes und des empfundenen Objektes ſtatt findet, lag die atomiſtiſche Erklärung näher. Demokritus führte alle Verſchiedenheit des Geſchmacks auf die verſchiedenen Figuren der unendlich kleinen Atome, aus denen die Dinge beſtehen, und auf die verſchiedene Art ihrer Verbindung zurück. Ariſtoteles giebt nicht näher an, wie Demokritus dieſes durchführte. Nach der Art, wie jener Philoſoph die Farben erklärt, indem er das Weiße als dem Glatten entſprechend anſieht, und das Schwarze dem Rauhen, liegt es ganz nahe, daß er ebenſo das Süße mit dem Glatten zuſammenſtellte, das Bittere oder Saure mit dem Rauhen, und ähnliches. [8]) Ariſtoteles widerlegt dieſe atomiſtiſche Erklärung des Geſchmackes durch drei Einwendungen, deren Angemeſſenheit oder Unangemeſſenheit wir dahin geſtellt laſſen müſſen. Dieſe ſind nämlich Folgende: Wenn der Geſchmackſinn die unendlich kleine Verſchiedenheit in der Form und Figur der Atome wahrnähme, ſo müßte er auch die größern und gröbern Unterſchiede der räumlichen Formen wahrnehmen, die ja doch viel leichter wahrnehmbar ſind. Allein dieß iſt nicht der Fall; aus dem bloßen Geſchmack, wenn wir nicht andre Sinne

zu Hilfe nehmen, wissen wir nicht, ob der geschmeckte Gegenstand rund oder eckig u. s. w. ist. Ferner: Die Geschmacksempfindungen, wie alle andern Sinneswahrnehmungen, zeigen einen bestimmten Gegensatz; für den Geschmack ist dieser Gegensatz das Süße und Bittre, wie in den Farben das Weiße und Schwarze. Diesen Gegensatz nun kann man aber nicht durch die verschiedenen Figuren der Atome erklären: denn geometrische Figuren (σχηματα) sind unter sich nur verschieden aber nicht entgegengesetzt. Endlich: da der Figuren unendlich viele sind, so müßten auch die Geschmäcke unendlich seyn, d. h. da die unendliche Menge aller Gegenstände aus Atomen von verschiedenen Figuren besteht, so müßten auch ohne Ausnahme alle Gegenstände schmecken, wenn wirklich der Geschmack und seine Verschiedenheiten durch die Atome bedingt wäre.

Diese atomistische Ansicht Demokrit's erinnert an eine Wiederholung derselben in neuerer Zeit. Ebenso nämlich behauptete Bellini im XVII. Jahrhundert, derselbe der zuerst die Papillen als eigentliches Geschmacksorgan geltend machte, die Verschiedenheit der Geschmäcke rühre von den verschiedenen Krystallisationsformen der Stoffe her, eine Behauptung, welche von mehreren

angenommen und vertheidigt wurde, namentlich von Luchtmanns in der Mitte XVIII. Jahrhunderts in seinem Werke De saporibus et gustu (Lugd. 1758) der sie durch mikroskopische Beobachtungen zu begründen suchte.

Die eigene Ansicht des Aristoteles über die schmeckbaren Stoffe, welche er auf die Widerlegung von Empedokles und Demokritus folgen läßt, ist folgende. Zuerst besteht er darauf, wovon er schon bei der Erklärung der Empfindung des Schmeckens sprach, daß das Schmeckbare feste Theile sind, die im Wasser aufgelöst dem Wasser den Geschmack ertheilen und nicht umgekehrt; er macht dieses deutlich durch eine Vergleichung, indem er sagt, die festen aufgelösten Theile durchdrängen und veränderten das Wasser, gerade wie ein in Wasser aufgelöstes Pigment dasselbe durchdringt und färbt. Aber, fährt er fort, nicht die Auflösung eines jeden festen trocknen Stoffes bringt etwas Schmeckbares hervor. Es handelt sich also darum eine allgemeine Eigenschaft aufzufinden, welche die letzte Bedingung und das Wesen des Schmeckbaren ausmacht, bei aller Verschiedenheit der einzelnen Geschmäcke. Dieses letzte allem Schmeckbaren zu Grunde liegende und seine Schmeckbarkeit Bedingende, ist ihm nun der Nahrungsstoff (τὸ

τρόφιμον ξηρόν). Was Nahrungsſtoff enthält ſchmeckt, und umgekehrt was ſchmeckt in dem iſt Nahrungsſtoff. Denn, wie er an einer andern Stelle ſagt, der Geſchmack überhaupt bezieht ſich auf die Ernährung, und gehört der Ernährung an. [9])

Um den Philoſophen mit dieſem Satz nicht etwas ganz ungereimtes ſagen zu laſſen, muß man denſelben in der größten Allgemeinheit auffaſſen, ſo daß von allen übrigen mechaniſchen und ſonſtigen Eigenſchaften der ſchmeckbaren Körper abgeſehen wird, welche ſie verhindern Nahrungsmittel zu ſeyn; dann muß man natürlich nicht nur an Nahrungsſtoff für den Menſchen denken, ſondern an Nahrung für den thieriſchen Organismus überhaupt, und ferner nicht blos in dem einen Zuſtand der Geſundheit, ſondern in allen pathologiſchen Zuſtänden, endlich muß man die Freiheit haben dieſen Nahrungsſtoff anzunehmen, wenn er auch nur in der möglich kleinſten Quantität genommen werden kann, und in jeder größern Quantität ſchädlich oder tödtlich iſt. Wenn alſo Jemand dieſe Anſicht des Ariſtoteles als offenbar widerſinnig anſehen wollte, indem er mineraliſche ſchmeckbare Stoffe oder mineraliſche und vegetabiliſche Gifte anführte, welches alles ſchmeckt und nicht nährt,

ſo könnte der Philoſoph dagegen bemerken, daß er natürlich bei mineraliſchen Stoffen nicht der Maſſe dieſen Nahrungsſtoff zuſchreibt, ſondern dem was in derſelben ſchmeckt und was durch Auflöſung aus der feſten Maſſe ausgeſchieden werden kann; ferner, daß bei Giften es auf die Quantität des in den thieriſchen Magen aufgenommenen Quantums ankommt; endlich könnte er zugeben, daß der Nahrungsſtoff, obgleich der letzte Grund alles Schmeckbaren, nicht blos in den verſchiedenen ſchmeckbaren Objekten in dem verſchiedenſten Grade bis zu dem kleinſten Atom enthalten iſt, ſondern daß er auch durch andre Einwirkungen vielfach verändert und verdorben werden könne. — Indeſſen, wenn ſchon auf dieſe Weiſe ſich begreifen läßt; wie Ariſtoteles zu dieſer Vorſtellung kam, ſo ſcheint ſie darum nicht weniger unrichtig, da gerade die nahrhafteſten Stoffe am wenigſten ſchmecken, dagegen die nichtnahrhaften Gewürze, Salze u. dgl. den ſtärkſten Geſchmack haben.

Dieſer alles Schmeckbare in den Körpern bedingende Nahrungsſtoff iſt ihm aber das Süße, ſey es rein oder mit Beimiſchung. Hier ſehen wir ein Zuſammentreffen der Anſicht des Stagiriten mit der neuern Anſicht die eine Zeit

lang herrschte, als sey der Zuckerstoff die nahrhafte Substanz in den Vegetabilien.

Der Philosoph begnügt sich jedoch nicht da, mit in dem Nahrungsstoff das ursprünglich Schmeckbare gefunden zu haben, so wie in dem Süßen die ihm zukommende Geschmackseigenschaft; er dringt noch weiter vor, und sucht sich zu erklären, wie und durch welche letzte Bedingungen das Süße hervorgebracht werde. [10]) Diese Bedingung findet er in einem gehörigen Verhältniß des Warmen und Feuchten zu dem Trockenen und Kalten, und in einer gehörigen Durchdringung und, wie er sich ausdrückt, Durchkochung (πέψις) der beiden zuerst genannten Theile. Dagegen wenn das Kalte und Trockne das Uebergewicht gewinnt über das Feuchte und Warme, und auf diese Art das gehörige Verhältniß dieser Letztern aufgehoben wird, so geht nach seiner Meinung das Süße nach den verschiedenen Abstufungen in das Bittre über. Er sucht dieses dann besonders an den Vegetabilien und dem Prozesse der Zeitigung nachzuweisen.

Auf dieses zuletzt angeführte Resultat gründet er nun weiter die Klassifikation der verschiedenen Geschmäcke, und er erhält dadurch allerdings einen festen Punkt für dieselbe, während man kaum Willkührlichkeiten und Unbe-

ſtimmtheiten vermeiden kann, wenn man, wie von vielen geſchehen iſt, eine ſolche Klaſſifikation lediglich nach den ſubjektiven Geſchmacksempfindungen aufſtellt. Der Grund- und Hauptgeſchmack, und alſo gleichſam das Poſitive des Geſchmackes, iſt in Folge des früher geſagten nach Ariſtoteliſcher Anſicht das Süße; [11]) den direkten Gegenſatz, oder wie wir es ausdrücken würden, die reine Negation des Süßen iſt das Bittere. Alle andre Geſchmäcke ſind nur Miſchungen dieſer beiden. An das Süße gränzt zunächſt der fettige oder ölige Geſchmack (λιπαρὸς) und an das Bittere der ſalzige (ἅλμυρός). Dazwiſchen liegen der ſcharfe (δριμύς) zuſammenziehende (ſtrenge αὐστηρὸς), herbe (στρυφνὸς) und ſaure (ὀξύ) Geſchmack. Er macht dieſes deutlich durch Zuſammenſtellung mit den Farben. Er vergleicht das Süße und Bittere als die zwei entgegeugeſetzten Geſchmackseigenſchaften, mit dem Gegenſatz der weißen und ſchwarzen Farbe, aus deren Miſchung und verſchiedenem gegenſeitigen Verhältniß, nach ſeiner Anſicht, die verſchiedenen Farben entſtehen. Er ſetzt dieſe Paralleliſirung ſo weit fort, daß er wie ſieben Hauptfarben eben ſo ſieben Hauptgeſchmäcke annimmt.

Nach der im Anfange des Aufſatzes gegebenen Eintheilung bleibt jetzt noch übrig die Ariſtoteliſchen Anſichten durchzunehmen über das Verhältniß des Geſchmacksſinnes zu den übrigen Sinnen des Menſchen, ſo wie endlich die Notizen aus dem Gebiet der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie zuſammen zu ſtellen, welche ſich über dieſen Gegenſtand in ſeinen noch übrigen Schriften finden.

Was die Verwandtſchaft des Geſchmackſinnes mit andern Sinnen betrifft, ſo iſt Ariſtoteles beſonders beſchäftigt, eine ſolche bei dem Taſtſinn und dem Geruch nachzuweiſen. Ob er gleich durchaus gegen das atomiſtiſche Syſtem iſt, welches alle ſinnliche Empfindungen und Wahrnehmungen durch unmittelbaren körperlichen Contakt der Materie und des Sinnenorganes entſtehen läßt, ſo macht er doch, wie ſchon oben bemerkt worden iſt, wiederholt darauf aufmerkſam, daß die Geſchmacksempfindung gleich dem Taſten nur durch unmittelbare Berührung des Gegenſtandes ſtatt finde, und er nennt mehrmal den Geſchmack geradezu ein gewiſſes Taſten oder eine Art von Taſten. [12])

Ebenſo leitet er die vorzügliche Schärfe und Ausbildung des menſchlichen Geſchmack-Vermögens von dem vollkommenern Taſtſinn des

Menſchen ab, worin er alle Thiere übertrifft. [13])

Die nahe Verwandtſchaft des Geſchmackes mit dem Geruch glaubt Ariſtoteles, beſonders in der Uebereinſtimmung des Riechbaren und Schmeckbaren in den Stoffen, ſo wie in der Analogie der einzelnen Geſchmacks- und Geruchsempfindungen zu finden. [14]) Er ſagt geradezu, daß das was man riecht nichts anderes iſt, als ebenfalls eine Auflöſung der trockenen ſchmeckbaren Theile (ἔγχυμον ξηρόν), nur mit dem Unterſchied, daß bei dem Schmecken allein im Naſſen die Auflöſung geſchieht, bei dem Riechen dagegen in der Luft und im Naſſen; und, — ſetzen wir in ſeinem Sinne hinzu, — mit dem weitern Unterſchied, daß das Schmeckbare nur durch unmittelbaren Contakt des Organs empfunden wird, das Riechbare dagegen durch ein von dem Organ geſondertes und verſchiedenes Medium. Er hätte vielleicht richtiger geſagt, daß die riechbaren Subſtanzen nur durch das Medium der Luft oder in gasförmiger Auflöſung auf den Geruchſinn wirken. Denn obgleich man auch jetzt gewöhnlich annimmt, daß für die Waſſerthiere das Waſſer das Medium der Gerüche ſey, ſo ſcheint doch die Bemerkung von Treviranus [15]) ſehr beachtungswerth, wel-

cher überhaupt dieſe Frage noch einer nähern Prüfung empfiehlt, und zugleich erklärt, daß, wenn in der That eine ſolche Einwirkung der Subſtanzen durch das Waſſer ſtatt findet, der Sinn dafür nicht Geruch- ſondern Geſchmackſinn ſey. Die Uebereinſtimmung des Riechbaren und Schmeckbaren in den Stoffen ſucht Ariſtoteles auf folgende Weiſe zu zeigen. Er ſtellt den Satz auf, daß alle Stoffe, die keinen Geſchmack haben, auch keinen Geruch haben; was er durch Induktion zu beweiſen unternimmt. Die Elemente Waſſer, Feuer, Erde, Luft, in ihrem reinen Beſtand ſchmecken nicht, und haben eben ſo wenig Geruch; eben ſo die Steine. Von den Metallen iſt das Gold ohne Geſchmack und auch geruchlos; das Kupfer und Eiſen haben Geſchmack und ebenſo auch Geruch. Ein höherer Grad von Kälte hemmt und hebt auf beide Eigenſchaften; für beide iſt Wärme bis zu einem gewiſſen Grad nöthig um eine Empfindung hervorzubringen. Ueber die Analogie der beiden Empfindungen im einzelnen führt er an, daß bei dem Sinn des Geruches ſich die verſchiedenen Geſchmacksemfindungen wiederholen, nur dunkler und unbeſtimmter. Der Geſchmacksempfindung, die wir ſüß nennen, entſpricht der ſüße Geruch, wie z. B. der Geruch von Safran,

oder Honig; ebenso dem scharfen Geschmack der scharfe Geruch, wie z. B. der Geruch von Thymian. Dem Bittern, in der Sphäre des Geschmackes entspricht der Geruch der Fäulniß (τὸ σαπρόν). —

Auch an Notizen aus dem Gebiete der vergleichenden Physiologie und Anatomie über diesen Sinn fehlt es nicht in den noch vorhandenen Schriften des Aristoteles. Zuerst bemerkt er, daß der Geschmackssinn bei den Menschen viel vollkommener und schärfer sey als bei den Thieren, während diese uns sonst an Schärfe der übrigen Sinne übertreffen. Dieß leitet der Philosoph daher ab, weil der Geschmack gewissermaßen ein Tasten sey (ἁφή τις); der Tastsinn und Gefühlsinn sey aber bei dem Menschen weit vollkommner als bei allen Thieren. [16]) Ueberdieß findet er auch in der übrigen Beschaffenheit der menschlichen Zunge, als Organ dieses Sinnes, die Ursache seiner höhern Vollkommenheit bei dem Menschen. Er macht darauf aufmerksam, daß die menschliche Zunge mehr als bei den verschiedenen Thierklassen der Fall ist, losgelöst und mit freier Bewegung versehen, (ἀπολελυμένη) von weicher Fleischmasse (μαλακωτάτη) und breit (πλατεῖα) sey, und eben darum zum Schmecken und Sprechen am ge-

ſchickteſten [17]) — Ohngefähr auf gleiche Weiſe, nur mit Berückſichtigung der Nerven, von deren Daſeyn und Funktionen Ariſtoteles keine Kenntniß hatte, beſtimmt auch Cuvier die Bedingungen einer höhern Vollkommenheit dieſes Sinnes, indem er ſagt: „Der Sinn des Geſchmacks iſt deſto vollkommner: 1) je beträchtlicher die zur Zunge gehenden Nerven ſind; 2) je fähiger die Zunge iſt, von den ſchmeckbaren Flüſſigkeiten durchdrungen zu werden; 3) je Biegſamer die Zunge iſt, und mit je mehr Fläche ſie den Körper betaſten kann. Außer dieſen Bedingungen der höhern Vollkommenheit des menſchlichen Geſchmackſinnes iſt jedoch vielleicht mit Treviranus [18]) noch eine andere anzunehmen, von welcher unſer Philoſoph ebenfalls keine Kunde hatte, nämlich die Miſchung und eigenthümliche Beſchaffenheit des menſchlichen Speichels.

Die anatomiſchen Unterſuchungen und Kenntniſſe des Ariſtoteles über die Verſchiedenheit des Geſchmacksorganes in den einzelnen Thierklaſſen ſind freilich ſehr dürftig, wenn man ſie mit dem vergleicht, was die Werke unſerer Phyſiologen und vergleichenden Anatomen enthalten, obgleich auch ſie bekennen müſſen, daß auch jetzt noch überaus vieles hierin zu beobachten, zu erforſchen und näher zu beſtimmen iſt. Wir ſtellen

die allgemeine Bemerkung des Philoſophen voraus, des Inhaltes, daß alle Thierklaſſen Geſchmack haben müſſen, wenn auch in verſchiedenem Grade, weil alle Nahrung einnehmen, und weil man überdieß faſt bei allen nachweiſen kann, daß ſie ihre Nahrung wählen, und durch dieſe Auswahl zeigen, daß die verſchiedenen Nahrungsmittel verſchiedene Eindrücke auf ihr Geſchmackorgan hervorbringen. [19]) Was den erſten dieſer beiden Gründe betrifft, ſo bietet ſich, ohne näher in die Sache einzugehen, die Gegenbemerkung dar, daß an den Genuß der Nahrung allerdings weſentlich das unangenehme Gefühl des Hungers und das angenehme Gefühl geknüpft iſt, welches die Befriedigung des Hungers bewirkt. Einen weitern Schluß aber auf die Geſchmacksempfindungen kann man wohl aus jener einfachen Prämiſſe nicht ziehen. Eine größere Bedeutung ſcheint auf den erſten Anblick der zweite Grund zu haben. Allein auch hier läßt ſich ebenfalls, ohne in das Einzelne einzugehen, bemerken, daß es ſich wohl denken läßt, daß bei vielen Thieren, bei welchen die Ernährung nur auf gewiſſe einzelne Nahrungsmittel eingeſchränkt iſt, der Geruch der leitende und beſtimmende Sinn iſt, ſo daß es nicht unumgänglich nothwendig iſt, ſofort dem Geſchmack

als die einzige Bedingung dieser Erscheinung in Anspruch zu nehmen. Ueber diesen ganzen Gegenstand darf man vielleicht als Resultat der bis jetzt angestellten Untersuchungen und Beobachtungen das Urtheil von Treviranus annehmen, welcher sich dahin erklärt, „daß in vielen Fällen nicht mehr als bloße Vermuthungen über die Verbreitung des Geschmackssinnes in den verschiedenen Klassen und Familien der Thiere möglich sind.“ Wir können also um so eher den Stagiriten entschuldigen, wenn er über diesen Gegenstand keine unbezweifelte und umfassende Belehrung ertheilte. Jedenfalls scheint der Weg noch am sichersten zu einem Resultat zu führen, den die Neuern eingeschlagen haben, nämlich eine genaue Untersuchung des Geschmacksorganes der einzelnen Thierklassen, die Vergleichung mit demselben Organe bei dem Menschen und die darauf gegründeten Schlüsse nach der Analogie.

Von einer solchen Untersuchung des Geschmackorganes einzelner Thiere findet sich bei Aristoteles nur ein schwacher Anfang, aber doch immerhin ein Anfang, was für wissenschaftliche Bestrebungen oft nicht weniger verdienstlich ist, als das Verfolgen des einmal eingeschlagenen Weges. So bemerkt er von den Fischen, daß sie eine Zunge hätten, diese sey aber knochen-

artig und nicht losgelöst; womit er wahrscheinlich den Vorsprung des mittleren Knochens meint, an welchen sich die Knochen einlenken, welche die Kiemen tragen, und durch welchen die Zunge gebildet wird. Bei einigen Fischen, bemerkt er weiter, ist der Gaumen fleischig (ὑρανός σαρκώδης) so daß man bei oberflächlicher Betrachtung diesen Theil fälschlich für die Zunge nehmen kann. [20]) An einem andern Ort bemerkt er, daß einige Vögel eine breitere Zunge haben als die übrigen und namentlich diejenigen, welche sprechen lernen, ohne daß er jedoch für den Geschmacksinn daraus ein Resultat zieht. [21]) Ebendaselbst kommt er nochmals auf die Zunge der Fische zu sprechen, und wiederholt, daß sie dieses Organ haben, wenn auch bei vielen nicht deutlich hervortretend, und vergleicht sie mit der Zunge der Krokodile. Was die letztere Bemerkung betrifft, so sehen wir, daß Aristoteles hier den Irrthum vermieden hat, den seit Herodot bis in die neuere Zeit mehrere sich zu Schulden kommen ließen, die dem Krokodil die Zunge absprachen. [22]) Von den Schlangen und Eidechsen führt er an, daß sie eine lange gespaltene Zunge haben, und er ist der Meinung, daß diese doppelte Zungenspitze die Geschmacksempfindung verstärkt. [23])

Anmerkungen.

1) Hist. Animal. I., 11. pag. 15. Ed. Sylburg. — 2) Histor. Animal Ibid. —

3) Histor. Animal. Ibid. lin. 19. *τὸ δ' αἰσθητικὸν χυμύ, γλῶττα. ἡ δ' ἀισθησις ἐν τῷ ἄχρῳ. ἐὰν δὲ ἐπὶ τῷ πλατεῖ ἐπιτεθῇ, ἧττον.*

4) Vergl. De Anima II. p. 42. De Sensu. cap. 4. p. 10. De Partib. animal. II. p. 39. Ed. Sylburg.

5) De Partib. animal. II. p. 39.

6) De Sensu. cap. 4. p. 10. — 7) Ibid. p. 13.

8) Was Aristoteles hier von Empedokles und Demokrits Erklärungen des Schmeckens und Geschmackes anführt, wird gut erläutert durch einige Stellen des interessanten, aber leider kritisch sehr verdorbenen Aufsatzes von Theophrast über die Sinne, welcher zwar neulich einen Herausgeber gefunden hat, (in Philipson De internarum humani corporis partium cognitione etc. Berlini. 1831) aber im Allgemeinen von den Geschichtschreibern der Philosophie und der Naturwissenschaften noch sehr wenig benutzt worden ist. Nach der Darstellung, die dort gegeben wird, stellte sich Empedokles vor, die Sinneswahrnehmungen würden alle bewirkt durch körperliche Theile, die sich von den Gegenständen ablösen, d. i. durch Ausflüsse (*ἀπόῤῥοιαι*, effluvia) welche in die Oeffnungen oder Wege (*πόροι*) der Sinnesorgane eindringen. Dieß wird dann besonders durch die Art, wie er das Sehen erklärt, näher ausgeführt. Auf die Erklärung der andern Sinne, namentlich des Geschmackssinnes, ließ sich Empedokles, wie Theophrast bemerkt, nicht näher ein. Sehr ausführlich und genau stellt Theophrast in der genann-

ten Schrift die Theorie der Sinne nach Demokritos dar, genauer und ausführlicher als sonst bei einem andern Schriftsteller geschieht. Namentlich wird dort (§. 65. und §. 82. Ed. Schneider.) im Einzelnen durchgeführt, wie Demokritus die verschiedenen Arten des Geschmackes mit der verschiedenen Form der Atome zusammenstellte. Der saure Geschmack wird nach seiner Ansicht bewirkt durch spitzige, vielfach gekrümmte, dabei kleine und dünne Atome; das Süße durch runde Atome; das Bittre so wie das Herbe durch vieleckige, nirgends abgerundete, die überdieß bei dem Bittern noch in einander gehäckelt sind und dergl.

9) De Sensu. cap. 1. p. 2. lin. 21. — 10) De Plantis II., 10. p. 293. — 11) De Sensu cap. 4. p. 10. De Anima II., 10. p. 43. — 12) De Sensu cap. 4. p. 10. Histor. Animal. I., 15. p. 19. — 13) Histor. Animal. I., 15. p. 19. — 14) De Sensu cap. 5. De Anima II., 9. — 15) Biologie VI. Band, S. 252. — 16) Hist. Animal. I., 15. p. 19. De Sensu cap. 4. p. 10. — 17) De Partib. Animal. II., 16. p. 47. — 18) Biologie B. VI. S. 242. — 19) Hist. Animal. IV., 8. 20) Hist. Animal. IV., 8. p. 160. Ed. Schneider. — 21) De Partib. Animal. II., 16. p. 48. — 22) Blumenbach, Vergleichende Anatomie S. 347. — 23) De Partib. Animal. II., 16. p. 47.

Ueber eine auf der Inſel Chios gefundene griechiſche Inſchrift.

Unter den Einrichtungen des öffentlichen Lebens der Hellenen gehören die gymnaſtiſchen und muſikaliſchen Wettkämpfe zu den intereſſanteſten und am meiſten charakteriſtiſchen. An den Cultus geknüpft und darum mit beſonderer Würde und Bedeutſamkeit verſehen, machten ſie zugleich einen Haupttheil der öffentlichen Unterhaltungen und Volksfeſte aus. Anfangs war dieſe öffentliche Feier nur auf Leibesübungen eingeſchränkt; bald aber, bei der ſteigenden Entwiklung der griechiſchen Bildung, traten geiſtige Uebungen hinzu, und beide zuſammen ſtellten in ihrer Verbindung die jenem glücklichen Geſchlechte ei-

gene Harmonie leiblicher und geiſtiger Kräfte im vollſten Lichte dar. Wenn uns dieſes Inſtitut auf dieſe Weiſe die ſchöne und harmoniſche Geſtaltung des griechiſchen Nationalcharakters zeigt, ſo zeigt es ferner nicht minder die Lebhaftigkeit und Energie deſſelben in dem Streben jedes Einzelnen durch Aeußerungen eines tüchtigen und edeln Selbſtgefühles ſich hervorzuthun. Dieſes letztere iſt aber gleichfalls ein bemerkenswerther charakteriſtiſcher Zug der Griechen. So wie im Staate Jeder für ſich etwas gelten wollte, und dadurch das republikaniſche Weſen entſtand, ſo war überhaupt faſt keine Aeußerung leiblicher oder geiſtiger Kraft, keine Fertigkeit und Kunſt, ja ſogar kein natürlicher ohne perſönliches Verdienſt zugetheilter Vorzug, der ſich nicht öffentlich geltend zu machen und durch öffentliche Anerkennung ſiegreich ſich hervorzuthun ſtrebte. Dieſe Richtung zeigt ſich wie in dieſen öffentlichen Feſtſpielen, ſo nicht minder in jenen volksmäßigen Wettſtreiten des Geſanges bei den arkadiſchen und ſiziliſchen Hirten, welche die ſpätere buskoliſche Poeſie nachbildete; in den Aufführungen der attiſchen Bühne, wo Dichter mit Dichtern, und Choragen, denen die Beſorgung jener Aufführungen zuſtand, mit Choragen um den Preis rangen; ferner in öf-

fentlichen Ausstellungen, wodurch Maler ihre Gemälde dem Volke zeigten, so wie in den Preisen für körperliche Schönheit, um welche an manchen Orten Jünglinge und Mädchen sich herkömmlich bewarben. Bei jenen musikalischen und gymnastischen Festspielen und Wettkämpfen aber pflegt man zunächst nur an die berühmtesten, jene olympischen, isthmischen, pythischen und nemeischen zu denken. Allein die Vorstellung von der Lebendigkeit, Kraft und Schönheit des öffentlichen Lebens der Griechen wird nicht wenig gesteigert, wenn wir uns erinnern, daß diese wenn auch die berühmtesten, doch bei weitem nicht die einzigen Institute dieser Art waren. Fast keine Stadt von einiger Bedeutung, wo Griechen wohnten, ermangelte solcher Festspiele. Dieß bezeugen so viele Stellen alter Schriftsteller und nicht minder eine nicht geringe Anzahl noch vorhandener Denkmäler, welche in ihrer Vereinigung ein überaus manigfaltiges, dem Raum und der Zeit nach weit ausgedehntes, lebendiges Gemälde dieses Institutes uns darbieten. Einen neuen Zug zu diesem Gemälde, oder, wenn man lieber will, ein neues Bild in der reichen Gallerie von Darstellungen der griechischen Agonistik giebt uns eine der Inschriften, deren Abschriften unsere Gesellschaft der gütigen Mitthei-

lung unſers ſo ausgezeichneten Mitgliedes, des Herrn Major von Prokeſch Ritters von Oſten verdankt, und welche zu den intereſſanteſten dieſer ſo ſchätzbaren Sammlung gehört. Es iſt dieß eine Steinſchrift gefunden auf der einſt ſo blühenden und durch ihre neueſten Schickſale ſo intereſſanten Inſel Chios. Dieſe Inſchrift iſt zwar verſtümmelt aber doch noch immer von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung. Anfang und Ende fehlen nemlich, ſo auch das Ende der einzelnen Zeilen; doch ſind die durch dieſen letztern Uebelſtand erzeugten Lücken nur klein und mit einigen Ausnahmen aus dem Zuſammenhang zu ergänzen. Ich gebe hier eine Ueberſetzung der Inſchrift, in welche ich die wahrſcheinlichen Ergänzungen aufgenommen habe, und laſſe darauf einiges zur Erläuterung des Inhaltes folgen:

„Unter den Gymnaſiarchen Hermeſilaus, Sohn des Xuthus, Dinnys Sohn des Helixus, Nikias Sohn des Metro ſiegten in den angeſtellten Wettkämpfen, und brachten das Trankopfer dar den Muſen und dem Herakles aus den dazu gegebenen Einkünften durch das Pſephisma des . . . Sohnes des Lyſias, folgende unter den Knaben, Epheben und Männern. Im Vorleſen, Agathokles des Agathokles Sohn; in der Rhapſodie, Miltiades des Dionyſios

Sohn; im Pſalmos Xenon des Timokles Sohn; im Citherſpiel Kleomedes des Dionyſios Sohn. Im Langlauf, unter den Knaben: Asklepiades, Sohn des Protogenes; unter den jüngern Epheben: Dionyſios, Sohn des Kalliſtratos; unter den mittlern Epheben: Timokles, Sohn des Timokles; unter den ältern Epheben: Moſchion Sohn des Moſchion; unter den Männern: Onaiſchrion Sohn des Onaiſchrion. Im einfachen Lauf, unter den Knaben: Athenikon, Sohn des Theophanes; unter den jüngern Epheben: Heſtiäos Sohn des Megenor; unter den mittlern Epheben: Apollonios, Sohn des Apollonios; unter den ältern Epheben: Artemon Sohn des Artemon; unter den Männern: Metrodoros Sohn des Pauſon. In dem Doppellauf, unter den Knaben: Athenikon, Sohn des Theophanes; unter den jüngern Epheben: Hybriſtos, Sohn des Patäkos; unter den mittlern Epheben: Melantes, Sohn des Antigonus; unter den ältern Epheben: Apollonios des Apollonios Sohn; unter den Männern: Mejus, Sohn des Adraſtos. Im Ringen, unter den Knaben: Athenikon, Sohn des Theophanes; unter den jüngern Epheben: Demetrios, Sohn des Makron; unter den mittlern Epheben: Moschos, Sohn des Moschos; unter den ältern Epheben: Theodotos

Sohn des Theodotos; unter den Männern: Apelles, Sohn des Kleinomachos. Im Faustkampfe, unter den Knaben: Heraklides, Sohn des Heraklides; unter den jüngern Epheben.“ ....[1])

Ehe wir in den einzelnen Punkten der Inschrift einige Erläuterungen hinzufügen, bemerken wir im Allgemeinen zuerst, daß man von früher Zeit an das Andenken der Sieger in den Kampfspielen zu erhalten suchte. War es ja doch vorzugsweise diese öffentliche Ehre vor dem Volke, welche die Kämpfenden anfeuerte. Zu dieser Verherrlichung half die Poesie, welche den Sieger im Gesange pries, und die bildende Kunst, welche durch Denkmäler an den berühmten Wallfahrtsorten, so wie in der Heimath ihn durch ihre Werke verherrlichte. Zu dem nämlichen Zwecke pflegte man die Namen der Sieger in öffentlichen Gedenktafeln aufzuzeichnen.

Solcher Protokolle der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe, gleich allen andern öffentlichen Urkunden nach der Sitte des Alterthums auf Stein oder Erz geschrieben, haben sich mehrere erhalten. Die bedeutendsten darunten sind einige attische, und ganz besonders, obgleich aus später Zeit, einige böotische der Stadt Thespiä angehörig, nicht weit von dem Helikon, dem Sitze der Musen, gefunden.[2])

Zu dieser Klasse von Inschriften gehört nun auch vorliegende, und obgleich sie einiges Eigne hat, so stimmt sie der Natur der Sache nach, was ihre Einrichtung und Abfassung im Allgemeinen betrifft, mit jenen überein. Gewöhnlich werden im Eingange die Magistratspersonen genannt, während deren Amtsführung, oder auch der Kampfordner, unter dessen Vorsitz die Spiele gehalten wurden, dazu wird dann gewöhnlich der Name des Festes oder die Angabe der Veranlassung hinzugefügt, wegen deren die Spiele gefeiert wurden; darauf folgt das Verzeichniß der Sieger.

Dasselbe findet sich nun auch im Allgemeinen auf unsrer Inschrift. Der Anfang ist zwar verstümmelt, so daß man nicht sieht, welche Magistrate etwa hier genannt waren. Daß aber eine solche Angabe hier Statt fand, geht außerdem, daß das Formular solcher Protokolle es so mit sich brachte, aus dem abgebrochenen Worte der zweiten Zeile (—χεντων) nebst den darauf folgenden eigenen Namen hervor. Vorausgesetzt, daß dieses abgebrochene Wort ganz genau copirt ist, so ist es wohl mit Sicherheit so zuergänzen, (γυμνασιαρ-χεντων) so daß hier die Vorsteher des Gymnasiums, die Gymnasiarchen, genannt werden. Die Erwähnung der Gymna-

ſiarchen kommt auch ſonſt im Eingange ſolcher Inſchriften vor. Daß auf Chios ein Gymnaſium war, weiß man urkundlich aus einer andern Inſchrift und durch das Zeugniß der Schriftſteller;[3]) allein auch ohne ſolche Beweiſe verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß eine ſo bedeutende und blühende Inſel einer ſolchen Anſtalt nicht ermangelte. Aus der Erwähnung der Gymnaſiarchen möchte ich jedoch nicht mit Böckh ſchließen, daß wir nur ein Verzeichniß von Schülern und Theilnehmern einer ſolchen Anſtalt hier haben, welche bei einer Art von öffentlichen Prüfung den Preis davon trugen; wofür auch noch der Umſtand ſprechen ſoll, daß wir unter den Siegern nur Einwohner von Chios und keine Fremden treffen, welche ſonſt bei feierlichen, zu dem Cultus gehörigen Spielen nicht auszubleiben pflegten. Mir ſcheint unſre Urkunde vielmehr ſich auf eines ſolcher Feſtſpiele zu beziehen. Dafür ſpricht ihre Uebereinſtimmung mit andern Urkunden dieſer Klaſſe; ferner die hier angeführten Leiſtungen des Rhapſoden und das Vorleſen eines literariſchen Produktes, welches beides nicht wohl zu den Uebungen eines griechiſchen Gymnaſiums gerechnet werden kann; endlich der Umſtand, daß dieſe Spiele offenbar als den Muſen und Herkules geweiht erſcheinen, wie man

auch die Lücke, welche gerade an der betreffenden Stelle sich vorfindet, ergänzen mag. Daß nur Chier unter den Siegern erscheinen, beweißt nur, daß diese Festspiele nicht so allgemein bekannt oder so bedeutend waren, daß sich viele fremde Theilnehmer einfanden. Dieses wird um so natürlicher erscheinen, wenn wir annehmen, daß hier nicht von einem feststehenden, jährlich wiederkehrenden, sondern von einem nur einmal gefeierten Festspiele die Rede ist, — eine Annahme wohin vielleicht auch der in der Inschrift erwähnte Volksbeschluß deutet, nach welchem auf eine besondere Veranlaßung dieses Fest gefeiert wurde.

Die Verbindung der Musen mit Herkules ist hiebei eben so bedeutsam als gewöhnlich. Erscheint ja doch dieser Gott, als Herkules Musagetes so oft in der Gesellschaft der Musen, so wie er mit Hermes als Schutzpatron der Gymnastik galt. Jener Verbindung der beiden Gottheiten entspricht bei den hier verzeichneten Festpielen sehr angemessen die Verbindung der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe. Ein solcher Verein geistiger und leiblicher Uebungen war zwar überhaupt bei allen größeren Festspielen der Griechen gewöhnlich; doch begnügte man sich auch oft nur mit einer der beiden Ar-

ten, und dann ward die Wahl, wie natürlich, durch den Charakter der Gottheiten bestimmt, deren Festtag gerade gefeiert werden sollte. So finden wir in zwei Verzeichnissen von Festspielen an dem jährlichen Feste der Musen, das in Böotien gefeiert wurde, nur poetische und musikalische Wettkämpfe und keine gymnischen; Bei den zu Orchomenus gefeierten Charitesien, wo beide Arten erscheinen, nehmen gewöhnlich die Sieger in den Leistungen der Musenkünste den ersten Platz ein; [4]) so ist es auch auf unsrer Inschrift. Werfen wir nun zuerst einen Blick auf die verschiedenen Gattungen von Wettkämpfen, welche hier aufgeführt sind, und dann auf die verschiedenen Klassen der Theilnehmer und Sieger bei diesem Feste.

Von den musikalischen und poetischen Wettkämpfen finden wir aufgezeichnet: das Vorlesen; die Rhapsodie; und zwei Arten des Citherspieles, den Psalmos und Kitharismos; —freilich in Vergleich mit andern solchen Protokollen keine sehr lange und manigfaltige Liste, die jedoch die wesentlichsten der bei solchen Gelegenheiten üblichen Produktionen enthält. Die aus der römischen Kaiserzeit übrigen, schon oben berührten Verzeichnisse der in Böotien gefeierten Charitesien und Museen geben dafür viel reich-

haltigere Verzeichniſſe, von denen wir zur Vergleichung hier eines mittheilen wollen.[4]) Es werden die Sieger dort unter folgenden Rubriken genannt: Dichter des Prologes (Proſodion); Herolde; Trompeter; Lobredner des Kaiſers; Lobredner der Muſen; Verfaſſer des Lobgedichtes auf den Kaiſer; Verfaſſer des Lobgedichtes auf die Muſen; Rhapſoden; Flötenſpieler; Citherſpieler; Dichter der alten Tragödie; Dichter der neuen Komödie; Schauſpieler der neuen Komödie; Schauſpieler der neuen Tragödie; Flötenſpieler zur Begleitung des Chors; Nearoden (?); Satyrenſchreiber. Die geringere Anzahl von Rubriken auf unſerm Denkmal hat ihren Grund in der wahrſcheinlich beſchränkteren Bedeutung dieſes Feſtſpieles auf Chios, ſo wie in den Verhältniſſen des frühern Zeitalters dem es angehört.

Im Verlaufe der Zeit trat auch auf dieſem Gebiete; wie überhaupt in dem ganzen Kreiſe der ſchönen Künſte, das Manigfaltige und wohl auch das Ueberladene an die Stelle des Einfachen und des rechten Maaßes, und vergebens ſuchten Einzelne dahin zurückzukehren. Wir finden darüber eine nicht unintereſſante Stelle in Plutarch's Tiſchgeſprächen.[5]) „Bei Gelegenheit der pythiſchen Spiele, erzählt Plutarch, ſprach man einmal davon, man ſollte die ſpäter hinzu-

gekommenen Wettkämpfe wieder aufheben. Denn nachdem man einmal zu den drei urſprünglichen muſikaliſchen Aufführungen des pythiſchen Flötenſpielers, des Citharſpielers (Kitharisten) und des Sängers zur Cither (Kitharoden) noch die des Tragödien-Dichters (Tragoden) zugelaſſen hatte, dann war für eine Menge andrer, noch weiter hinzukommender Unterhaltungen Thor und Thüre geöffnet und man konnte ſie nicht abhalten. Dadurch bekam das Feſtſpiel zwar eine nicht unangenehme Manigfaltigkeit und großen Zulauf; allein die ſtrenge Einfachheit und das wahrhaft Poetiſche konnte nicht dabei beſtehen. Auch machte das den Kampfrichtern viel zu ſchaffen und zog ihnen, wie natürlich, da Viele durchfielen, viele Feindſchaften zu. Beſonders glaubte man die Dichter und proſaiſchen Schriftſteller von dem Feſtſpiele entfernt halten zu müſſen, nicht gerade aus Widerwillen gegen ſie; allein da ſie in der Regel unter den Preisbewerbern bei weitem am bekannteſten waren, ſo hatten die Richter eine gewiſſe Scheu vor ihnen und kamen durch ſie in Verlegenheit: ſie hielten ſie zwar leicht alle für ſehr vortrefflich; es konnten aber doch nicht alle den Preis davon tragen. Ich aber, ſetzt er dann noch hinzu, ſuchte in der Geſellſchaft diejenigen, welche das Be-

ſtehende ändern wollten, auf andre Gedanken zu bringen, ſie, welche die öffentlichen Wettkämpfe gerade in der Weiſe tadelten, wie wenn Jemand einem muſikaliſchen Inſtrumente zum Vorwurf machen wollte, daß es viele Saiten hat, und mehrſtimmig iſt.“

Unter dem Vorleſen (ἀνάγνωσις) verſtehen wir hier das Vorleſen proſaiſcher Stücke durch ihre Verfaſſer; ob man dabei im vorliegenden Fall hiſtoriſche, rhetoriſche oder philoſophiſche Arbeiten anzunehmen habe, läßt ſich nicht näher beſtimmen. Es iſt bekannt, daß es ſchon früher Sitte war, daß Geſchichtſchreiber, Redner und Philoſophen bei den öffentlichen Feſtſpielen ihre Arbeiten vortrugen. Am liebſten mußten ſie dieſes freilich an Orten wie zu Olympia thun, wo ſie das zahlreichſte und glänzendſte Publikum fanden. Nachdem Herodotus, „ſeine Geſchichten ſingend, wie Lucian ſagt, und alle Anweſenden bezaubernd“ zuerſt dort aufgetreten war, verſuchten viele andere denſelben Weg des Ruhm's, die Lucian an der genannten Stelle anführt und darunter auch ein Anaximenes von Chios.[6])

Auf das Vorleſen folgt in unſrer Urkunde die Rhapſodie. Das urſprüngliche und Haupt-Geſchäft der Rhapſoden beſtand bekanntlich dar-

in, einzelne Stücke der alten volksthümlichen epischen Poesie, mit musikalischer Begleitung, passender Aktion und in einem entsprechenden Costüm, aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Sie schränkten sich jedoch nicht fortdauernd auf diesen Kreis der epischen und namentlich homerischen Gedichte ein; und ebenso trugen sie nicht blos fremde, sondern auch eigne poetische Erzeugnisse vor. So weiß man das Xenophanes sein philosophisches Lehrgedicht als Rhapsode bei den olympischen Spielen zur allgemeinen Kenntniß brachte.[7]) Wir sehen darin zugleich ein Beispiel, daß die Rhapsodie in den Kreis der poetischen und musikalischen öffentlichen Wettkämpfe gehörte. Doch fehlt es überhaupt dafür nicht an Beispielen. Wir verweisen darüber nur auf die schon angeführten Inschriften aus Thespiä und Orchomenus. Dort kommt gewöhnlich ein Poet und ein Rhapsode vor. Böckh stellt sich die Sache so vor, als habe in solchen Fällen jeder Dichter seinen Rhapsoden bei sich gehabt, der des ersteren Verse vortrug. Die Preisbewerbung war also dann eine doppelte, nämlich in Bezug auf den Inhalt eines Gedichtes und in Bezug auf den Vortrag. Dem sey nun, wie ihm wolle, auf unserm Denkmale kommt diese Trennung nicht vor, die wohl auch mehr nur

der spätern als der frühern Zeit angehört. Ob unser hier genannte Rhapsode Eignes oder Fremdes bei diesem Feste vortrug, läßt sich nicht angeben. Wenn man freilich sich erinnert, daß Chios der alte Sitz der Homeriden war, und daß die Kunst der Rhapsoden von Frühem an auf dieser Insel blühte,[8]) so möchte man zunächst an den Vortrag homerischer oder doch überhaupt epischer Gedichte denken.

Nach der Rhapsodie kommen die musikalischen Produktionen, der Psalmos und Kitharismos. Daß man unter beiden Rubriken Saiteninstrumente zu verstehen habe, und zwar bei der letztern die Kithara, ist ganz klar; allein nicht so ganz sicher ist der Unterschied zwischen dem Psalmos und Kitharismos anzugeben. Böckh weist nach zu dieser Stelle, daß Psalmos, so wie die verwandten Wörter (*Ψάλλειν*, *Ψαλτήριον*) das Spiel solcher Saiteninstrumenten bedeuten, welche mit der bloßen Hand behandelt werden; dagegen sey die Cither nur mit dem Plektrum gespielt worden. Somit hätten wir uns denn vorzustellen, daß zuerst ein Concert (und zwar hier im eigentlichen Sinne des Wortes) von mehreren Spielern nach einander auf einem Saiteninstrumente der ersten Art gegeben worden sey, wie auf der Magadis

oder Pektis oder einem andern solchen Instrumente, das mit freier Hand gespielt wurde, und daß dann die Reihe an die nur mit dem Plektrum zu spielende Cither gekommen sey. Ich glaube jedoch, daß dieß nicht der einzige Unterschied hier zwischen Psalmos und Kitharismos ist. Denn obgleich diese beiden Klassen von Saiteninstrumenten allerdings nicht unbedeutend verschieden waren, so scheint doch die bei diesen Festspielen nöthige Manigfaltigkeit nicht wohl mit zwei so ähnlichen Aufführungen nacheinander sich zu vertragen; und, was noch wichtiger ist, wir vermissen, wenn wir den Unterschied nur auf das oben angedeutete beschränken, die Anführung einer andern musikalischen Preisbewerbung, die bei solchen Festspielen gewöhnlich war, nämlich den Gesang. Es mag daher richtiger seyn, unter Psalmos sich Gesang mit Begleitung eines Saiteninstrumentes zu denken; Kitharismos aber ist Saitenspiel für sich, nicht als Begleitung zum Gesang, wo es also darauf ankam Virtuosität auf dem Instrument zu zeigen. Gerade so finden wir auf den Verzeichnissen von Thespiä und Orchomenus den Kitharisten und Kitharoden, wovon der erste das Instrument spielt, der andre spielt und singt.[9]) Zu diesen beiden Arten kam noch eine dritte Anwendung

von Citherſpiel, nämlich als Begleitung eines Chores. Dieß ſind die Chorocitharisten, welche nebſt den Citharoden und Pſilocitharisten bei den von dem Kaiſer Domitian zu Ehren des Capitoliniſchen Jupiters geſtifteten Feſtſpielen auftraten.[10]) Das Saiteninſtrument, welches wir uns bei dem auf unſrer Inſchrift genannten Pſalmos als zur Begleitung dienend denken müſſen, iſt die Lyra, oder ein dieſer verwandtes Inſtrument, als: die Magadis, oder Pektis. Dieſe Inſtrumente gleichen im Allgemeinen unſern jetzt veralteten Mandolinen oder Lauthen, wenn man ſich dabei den Griff oder Hals derſelben ganz kurz und den Bauch des Inſtrumentes offen, ohne Reſonanzboden denkt. Für das Soloſpiel bei dem Kitharismos diente die Kithara, das Inſtrument von welchem unſre Guitarre den Namen erhalten hat, ohne ihm jedoch ähnlich zu ſeyn. Es iſt die Kithara nämlich jenes auf den Denkmälern der alten Kunſt ſo häufig vorkommende Inſtrument, welches aus zwei, gleich Hörnern gekrümmten Seitenſtücken beſtand, oben und unten mit Querſtäben verbunden, auf denen die Saiten aufgeſpannt waren, unten überdieß mit einem hohlen, den Reſonanzboden bildenden Geſtell verſehen. Es iſt alſo dasjenige antike Inſtrument, welches

man jetzt, obgleich unrichtig, wie aus dem Gesagten erhellt, gewöhnlich Lyra oder Leier nennt.[11]) Daß aber gerade die Kithara und kein andres Saiteninstrument für das Solospiel bei diesen musikalischen Wettkämpfen gebraucht wurde, zeigen außer dem Namen (Kitharismos) auch noch Stellen der alten Schriftsteller, wie z. B. des Aristoteles, an einer Stelle, die wir sogleich noch näher berücksichtigen werden, wo er die Kithara ein technisches Instrument nennt, d. i. ein solches, welches man den Musikern von Profession überlassen und nicht in den Kreis des musikalischen Jugendunterrichtes aufnehmen sollte.[12])

Lange Zeit war Gesang und Begleitung des Saiteninstrumentes mit einander verbunden, bis man anfieng das Saitenspiel, getrennt vom Gesange, selbstständig zu üben und mit steigender Kunstfertigkeit auszubilden. Ein Argiver, Aristonikus, um die Zeit des Archilochus, also im siebenten oder achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, soll darin den ersten Versuch gemacht haben. Unter denjenigen, welche auf diesem Wege weiter vorangiengen wird unter andern auch ein Chier, Namens Dion genannt.[13]) Mit besonderm Eifer und Erfolg bildete man aber diesen Theil der Instrumentalmusik, wie

es ſcheint, erſt zur Zeit Platos und Ariſtoteles aus, und die Veranlaſſung dazu waren die öffentlichen muſikaliſchen Wettkämpfe. Es iſt offenbar, daß dieſe Art von muſikaliſchen Produktionen auf die Ausbildung und, man darf es wohl ſagen, auf die Verbildung der Muſik entſcheidend einwirkte. Urſprünglich wurde Muſik, wie überall ſo auch bei den Griechen, als unmittelbarer Ausdruck der Empfindung geübt, und ſo war es natürlich, daß die Inſtrumentalmuſik, namentlich das Saitenſpiel nur zur Begleitung und Unterſtützung des Geſanges diente. Als man aber einmal angefangen hatte die Muſik nicht mehr blos als Organ der Empfindung ſondern als Gegenſtand einer ſelbſtſtändigen Kunſtfertigkeit zu betrachten, und als die Inſtrumentalmuſik für ſich allein ſich geltend zu machen ſuchte: da konnte natürlich die alte Einfachheit und damit auch der Ausdruck und die überwältigende Kraft der Muſik nicht mehr länger beſtehen. Jeder, der öffentlich auftrat, mußte nun ſuchen durch überraſchende Fingerfertigkeit und ähnliche Mittel zu gefallen. Dieß liegt in der Natur der Sache; wir haben dafür aber auch noch das Zeugniß Plato's und des Ariſtoteles. Wo nämlich letzterer in ſeiner Politik von der Erziehung handelt, und dabei von dem Zwecke und der beſten

Art des muſikaliſchen Unterrichtes ſpricht, da ſetzt er als Bedingung zur Erreichung jenes Zweckes feſt, daß die Zöglinge keine ſolche muſikaliſchen Uebungen vornähmen, welche nur auf jene öffentlichen Concerte berechnet ſeyen, jene übertriebenen Kunſtſtücke, welche jetzt (ſagt Ariſtoteles) in den Wettkämpfen aufgekommen und von daher in den Unterricht übergegangen ſind. Er ſpricht ſich dann noch weiter ſehr ſtark gegen dieſe Richtung des muſikaliſchen Geſchmackes aus; was nach der Anſicht, die er und die übrigen griechiſchen Philoſophen überhaupt von der Bedeutung und Würde der Muſik hatten, ſich nicht anders erwarten läßt.[14])

Doch kehren wir zu unſerer Inſchrift zurück. Auf die Sieger in dem literariſchen und muſikaliſchen Wettkampfe folgen nun die Sieger in den gymnaſtiſchen Uebungen. Von ſolchen finden wir in unſrer Urkunde den Wettlauf, das Ringen und den Fauſtkampf. Da der Stein nicht ganz erhalten iſt, ſo wäre es wohl möglich, daß unten auch noch andre Arten des Wettkampfes folgten.

Der Wettlauf, welcher für das älteſte und geehrteſte dieſer gymnaſtiſchen Spiele galt, machte gewöhnlich dabei den Anfang. Darum ſehen wir ihn auch hier zuerſt genannt. Es gab fünf Arten

des Wettlaufes, nämlich (nach dem Maaß des zurückgelegten Weges geordnet): der einfache Lauf (Stadion), der Doppellauf (Diaulos), der Roßlauf (Ephippios) und der Langlauf (Dolichos). Das Stadion bestand darin, daß der Wettkämpfer eine Bahn von ein hundert fünf und zwanzig Schritten von den Schranken bis zum Ziel einmal durchlief; bei dem Doppellauf kam noch der Rückweg hinzu. Bei dem Roßlauf hatte der Läufer vier Stadien zurückzulegen. Der Langlauf war entweder der gewöhnliche Dolichos oder der Pferdsdolichos (Dolichos hippios). Darnach wird auch bei den alten Schriftstellern sein Maaß verschieden angegeben zu sieben und zu vier und zwanzig Stadien. Von diesen verschiedenen Arten des Wettlaufes kam gewöhnlich der Dolichos zuerst: so finden wir es auch auf andern Inschriften außer der unsrigen und so war auch, wie wir wissen, dieselbe Ordnung bei den olympischen Spielen.[15])

Ueber das Ringen und den Faustkampf, die nach dem Wettlauf folgen, haben wir nicht nöthig zur Erklärung unserer Steinschrift in nähere Erörterungen einzugehen; einige wenige Bemerkungen jedoch, welche sich nicht jedem Leser der Inschrift sofort darbieten werden und die doch nicht ganz ohne Interesse sind, werden

wohl beigefügt werden dürfen. So mag es für bemerkenswerth gelten, daß auf Chios ebenso wie zu Sparta die Sitte bestand, daß auch Jungfrauen an dieser gymnastischen Uebung Theil nahmen und zwar nicht etwa nur unter sich, sondern auch mit Männern.[16]) Ferner: die hier vorkommende Ordnung, wonach der Faustkampf nach dem Wettlauf und Ringen erscheint, war bei diesen Festspielen die gewöhnliche. Sie findet sich schon bei Homer in dem Kampfspiel das die Phäaken zur Unterhaltung ihres Gastes Odysseus geben, wo der Faustkampf ganz am Ende nach allen andern Uebungen vorkommt. Diese antiquarische Notiz ist um so eher fest zu halten, weil sonderbarer Weise Plutarchus in einem eignen Aufsatz das Gegentheil zu erweisen sucht, als sey bei Homer der Faustkampf bei diesen Spielen immer am Anfang; wobei er jedoch die oben angedeutete Stelle übersah.[17]) Dieses gewaltsame, oft das Gesicht und den Körper auf immer verunstaltende Spiel stand überhaupt in geringerm Ansehen als die andern. Obgleich in der mythologischen und heroischen einzelne Könige und Edle genannt werden, welche die Dichter als tüchtige Faustkämpfer verherrlichten, so war der Faustkampf dennoch auf Lykurgs Anordnung von den Festspielen der

Spartaner ausgeschlossen; zu Olympia wurde er erst um die 23 Olympiade eingeführt, und hatte immer Stimmen gegen sich.[18])

So viel über die verschiedenen Gattungen von Wettkämpfen, die auf unsrer Urkunde verzeichnet sind; nun Etwas über die verschiedenen Altersklassen der Theilnehmer. Bei den literarischen, poetischen und musikalischen Wettkämpfen finden wir nur einfach die Namen der Sieger ohne Zusatz angegeben. Nach der Natur dieser Leistungen konnten da auch wohl nur Männer auftreten. Auf den andern noch übrigen ähnlichen Verzeichnissen ist es damit ganz ebenso; nur bei dem Flötenspiel finde ich einmal zwei Klassen von Theilnehmern und Siegern genannt, nämlich Männer und Knaben.[19])

Daß aber an den gymnischen Preisbewerbungen bei den Festspielen auch Knaben und Jünglinge und nicht blos Männer Theil nahmen, kann nicht befremden. Diese Wettkämpfe machten einen so allgemein interessirenden Gegenstand des Ehrgeizes für die einzelnen Individuen, für die Familien und die gesammten Gemeinden aus, daß es eine ganz natürliche Erscheinung ist, wenn wir jedes Alter sich nach dem Preise bemühen sehen. Zugleich war die Gymnastik ein solcher Haupttheil der Erziehung, daß man auch wohl aus

pädagogiſchen Gründen auf den Gedanken kommen konnte, die jungen Turner bei ſolchen feierlichen Gelegenheiten auftreten zu laſſen. An und für ſich, und gehörig gehandhabt konnte dieſe Einrichtung ganz zweckmäßig oder doch unſchädlich ſeyn; allein Eitelkeit und Uebertreibung ſcheinen ſie bald verkehrt und verdorben zu haben. Wie wir nämlich bei unſrer modernen Erziehung in Gefahr ſind nach der geiſtigen Seite hin zu übertreiben, und wie wir unſre gelehrten Wunderkinder und jungen Polyhiſtoren haben, ſo mochte bei den Griechen der Fall oft vorkommen, daß man die armen Knaben ſchon in der Kindheit zu gewaltigen Athleten machen wollte, und auf dieſe Art ihre leibliche Geſundheit untergrub, wie auf jene andre Weiſe die geiſtige, und freilich oft noch dazu die leibliche Geſundheit untergraben wird. Darüber klagt wenigſtens Ariſtoteles an einer Stelle, wo er überhaupt von dem gymnaſtiſchen Unterrichte handelt. Er theilt zugleich die Beobachtung mit, daß man unter den vielen Knaben, die zu Olympia ſiegten, nur zwei oder drei fände, welche auch als Männer Preiſe davon getragen hatten.[20])

Nachdem es übrigens einmal eingeführt war, daß nicht blos Männer, ſondern auch Jünglinge und Knaben in dieſen Wettkämpfen auf-

traten, ſo war es eine natürliche Folge, daß die Kämpfer nach dem Maaße ihres Alters und ihrer Kräfte ſich in gewiſſe Klaſſen abtheilen mußten. Dieſe Abtheilungen finden wir in den früheren Zeiten einfach; aber ſpäter immer mehr und mehr weiter vervielfacht. Zu Pindars Zeit waren nur zwei ſolcher Abtheilungen: Knaben und Männer; darauf: Knaben, Jünglinge (ἀγένειοι Bartloſe), Männer. Dieſe letztere Eintheilung kommt ſehr häufig vor bei den alten Schriftſtellern und auf Inſchriften. In andern Verzeichniſſen iſt noch eine Klaſſe mehr, nämlich: junge Leute des erſten, des zweiten, des dritten Alters und Männer; alſo im Ganzen vier Klaſſen. In unſerer Urkunde finden wir noch eine Klaſſe mehr: Knaben; jüngere Epheben; mittlere Epheben; ältere Epheben; Männer.[21]) Bei dieſen Abtheilungen nach dem Alter durften die Männer natürlicher Weiſe nicht mit den Klaſſen der jüngern und darum ſchwächern Wettkämpfer ſich um den Preis bewerben; wohl aber war es den letztern, wenn ſie wollten, erlaubt, mit den Männern und überhaupt mit einer höhern Abtheilung in die Schranken zu treten. So erklärt es ſich, daß auf unſerer Inſchrift dieſelbe Perſon, nämlich Apollonios des Apollonios Sohn, bei dem Stadium unter den

mittleren Epheben, und bei dem Diaulos unter den älteren Epheben erscheint.[22])

Die Reihenfolge wie diese verschiedenen Altersklassen nach einander an den Wettkämpfen Theil nahmen, scheint nicht überall dieselbe, sondern vielmehr, wie aus Inschriften zu schließen ist, von doppelter Art gewesen zu seyn. In dem einen Falle nämlich folgten die verschiedenen Uebungen, das Laufen, das Ringen u. s. w. so aufeinander, daß bei einer jeden derselben der Reihe nach die verschiedenen Altersklassen auftraten. So war es wohl bei dem Festspiel, dessen Andenken die vorliegende Urkunde erhalten hat, welche unter jeder Rubrik der Wettkämpfe jedesmal alle Altersklassen aufführt. Im andern Falle kämpften zuerst die Knaben alle verschiedenen Wettkämpfe durch; dann, wenn diese ganz fertig waren, die Jünglinge u. s. w. Auf das Vorkommen dieser zweiten Einrichtung scheinen wenigstens solche Verzeichnisse zu führen, welche die Altersklassen als Hauptrubriken haben und unter einer jeden dieser Altersklassen alle verschiedenen Gattungen der Wettkämpfe aufzählen.[23])

Von den einzelnen Namen der Sieger, so wie auch von den im Anfang der Inschrift verzeichneten, hat Böckh nachgewiesen, daß meh-

rere davon auch ſonſt als Namen von Perſonen aus Chios vorkommen. Dabei iſt aber eine Notiz nachzutragen. Wir haben nämlich von einem der auf unſerm Steine verzeichneten jungen Sieger höchſt wahrſcheinlich die Grabſchrift übrig: ſo hat ſich das Andenken an den Ehrentag und den frühen Tod eines ſonſt unbekannten Jünglings von Chios erhalten, der vor etwa zweitauſend Jahren[24]) oder vor noch längerer Zeit ſiegte und verblühte, während ſo mancher bedeutendere Name in der Nacht der Vergeſſenheit untergegangen iſt. Dieſer Jüngling iſt der unter den jüngeren Epheben als Sieger im Langlauf genannte Dionyſios des Kalliſtratos Sohn. Unter den übrigen auf der Inſel Chios gefundenen Inſchriften iſt nämlich eine Grabſchrift auf einen Dionyſios der im blühenden Ephebenalter ſtarb.[25]) Es wird kein zu kühner Schluß ſeyn, die Identität beider Perſonen anzunehmen. Sprache und Stil dieſer zweiten Inſchrift deutet nicht auf ein anderes Zeitalter; und es wäre ſogar möglich, daß das in dem vierten Verſe gebrauchte Bild eine Anſpielung auf den im Dolichos davon getragenen Sieg enthielte. Wir ſetzen dieſe Grabſchrift zum Schluße hierher:

Als ich der Jahre zehn und ſieben kaum noch vollendet,
Riß die Möre mich fort, hin zu Perſephones Haus.

Kurz nur war mir vergönnt des Lebens Fackel zu tragen;
Doch die längere Bahn höheren Alters verſagt.
Und ſo ſank Dionyſios, ſchön im Reize der Jugend,
Liebling der Muſen zugleich, frühe zum Hades hinab.
Ende Vater und du o Mutter die bittere Klage:
Denn nun bin ich am Ziel, das mir die Möre geſetzt.

Anmerkungen.

1) Die Abschrift dieser Inschrift wurde im Jahre 1830 von Herrn von Prokesch der hiesigen historischen Gesellschaft mitgetheilt. In demselben Jahre hielt der Verfasser dieses Aufsatzes in einer Sitzung dieser Gesellschaft einen Vortrag über dieses Monument, welcher hier dem Charakter der übrigen in diesen Ferienschriften gegebenen Aufsätzen angepaßt mitgetheilt wird. Im Jahre 1831 machte Böckh dieselbe Inschrift nach einer andern weniger correcten Abschrift mit Erläuterungen bekannt in dem Bulletino Archeologico (1831. p. 69.), darauf wiederholt in dem 1832 erschienenen Corpus Inscriptionum Graecarum. Volum. II. Fascicul. 1. pag. 201. Es ist dort die Abschrift des Hrn. v. Prokesch zu Grunde gelegt, von welcher, so wie von den andern aus derselben Quelle ihr zugekommenen griechischen Inschriften, die hiesige historische Gesellschaft dem berühmten Herausgeber jenes großen Werkes mit dem größten Vergnügen vollständige und genaue Copien mittheilte, überzeugt, daß sie damit ganz im Geiste des großmüthigen Gebers dieses literarischen Geschenkes handle. Der hier folgende Text der Urkunde so wie die oben mitgetheilte Uebersetzung ist nach den Ergänzungen von Böckh gegeben, mit Ausnahme einer Stelle Z. 7 wo mir die Lesart *γεύστου Δυσίου* nicht die richtige scheint. Böckh bemerkt dazu: *γεύστης* est qui libationem gustabat; vox addenda lexicis. Allein es mangelt der Beweis für den Gebrauch des Wortes, und, was noch bedeutender ist, für das Vorkommen solcher Vorkoster und der Anführung ihrer Namen bei Opfern und Spielen. Mir scheint vielmehr die erste Sylbe *ΓΕΥΣ* das Ende eines eigenen Namens im Genitiv zu seyn von ei-

nem Nominativ auf ης, ις oder ευς; denn zu allen dieſen Formen kann dieſe Genitivsendung möglicher Weiſe gehören. So kommt auch Z. 9 und 10 dieſelbe Form vor in *Αγαθοκλεῦς* und *Τιμοκλεῦς*. Das folgende *ΤΟΥ* iſt dann der zu dem Namen des Lyſias gehörige Artikel.

ΔΙΙΠΡ . . . ΝΕΩΣΑ . . . . . .
ΑΡΧΟΥΝΤΩΝΕΡΜΙΠΣΙΛΕΩΤΟΥΞΟΥΘΟ.....
ΝΥΟΣΤΟΥΕΛΙΞΟΥΝΙΚΙΟΥΤΟΥΜΗΤΡΩΝ.....
ΕΝΙΚΟΝΤΩΝΤΕΠΑΙΔΩΝΚΑΙΤΩΝΕΦΗΒΩ.....
ΝΕΩΝΤΟΥΣΤΙΘΕΜΕΝΟΥΣΑΓΩΝΑΣΚΑΙ.....
ΤΑΙΣΤΕΜΟΥΣΑΙΣΚΑΙΤΩΙΠΡΑΚΛΕΙΑΠΟΤΗΣΠ....
ΔΟΥΤΗΣΛΕΔΟΜΕΝΗΣΚΑΤΑΤΟΨΗΦΙΣΜΑΤΟ.....
ΓΕΥΣΤΟΥΛΥΣΙΟΥΑΝΑΓΝΩΣΕΩΣΑΓΑΘΟΚΛΗΣ
ΑΓΑΘΟΚΛΕΥΣΡΑΨΩΙΛΙΑΣΜΙΛΤΙΑΔΗΣΑΙΟΝΥΣΙΟΥ
ΨΑΛΜΟΥΞΕΝΩΝΤΙΜΟΚΛΕΥΣΚΙΘΑΡΙΣΜΟΥΚΛΕ...
ΤΗΣΛΙΟΝΥΣΙΟΥΠΑΙΔΩΝΛΩΛΙΧΟΝΑΣΚΛΙΠΠΙΛΔΗΣ
..ΩΤΟΓΕΝΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΛΟΛΙΧΟΝ...
.ΝΥΣΙΟΣΚΑΛΛΙΣΤΡΑΤΟΥΜΕΣΟΝΛΟΛΙΧΟΝΤΙ
ΜΟΚΛΗΣΤΙΜΟΚΛΕΥΣΠΡΕΣΒΥΤΕΡΩΝΛΟΛΙΧΟΝ
ΜΟΣΧΙΩΝΜΟΣΧΙΩΝΟΣΑΝΔΡΩΝΛΟΛΙΧΟΝΑΙΣΧΡΙ
ΟΝΑΙΣΧΡΙΩΝΟΣΠΑΙΔΩΝΣΤΑΔΙΟΝΑΘΗΝΙΚΩΝΘΕ
ΟΦΑΝΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΣΤΑΔΙΟΝΕΣΤΙΑΙΟ.
ΜΕΓΗΝΟΡΟΣΜΕΣΩΝΣΤΑΔΙΟΝΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣΑ
ΠΟΛΛΩΝΙΟΥΠΡΕΣΒΥΤΕΡΩΝΣΤΑΔΙΟΝΑΡΤΕΜΟΝ
ΑΡΤΕΜΩΝΟΣΑΝΔΡΩΝΣΤΑΔΙΟΝΜΗΤΡΟΔΩΡΟΣΠΑ
. ΟΣΠΑΙΔΩΝΔΙΑΥΛΟΝΑΘΗΝΙΚΩΝΘΕΟΦΑΝΟΥΕΦ
ΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΔΙΑΥΛΟΝΥΒΡΙΣΤΟΣΠΑΤΑΙΚΟΥ
ΜΕΣΩΝΔΙΑΥΛΟΝΜΕΛΑΝΤΙΣΑΝΤΙΓΟΝΟΥΠΡΕΣΒ
ΥΤΕΡΩΝΔΙΑΥΛΟΝΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣΑΠΠΑΛΩΝΙΟΥ
ΑΝΔΡΩΝΔΙΑΥΛΟΝΜΙΝΙΣΑΔΡΑΣΤΟΥΠΑΙΔΩΝΠΑΛ
ΗΝΑΘΗΝΙΚΩΝΘΕΟΦΑΝΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΠΑΛΗΝ
ΔΗΜΗΤΡΙΟΣΜΑΚΡΩΝΟΣΜΕΣΩΝΠΑΛΗΝΜΟΣΧΟΣΜΟΣ
ΧΟΥΠΡΕΣΒΥΤΕΡΩΝΠΑΛΗΝΘΕΟΔΟΤΟΣΘΕΟΔΟΤΟΥ
ΒΥΤΕΡΩΝΠΑΛΗΝΑΠΕΛΛΑΣΚΛΕΙΝΟΜΑΧΟΥΠΑΙΔΩΝΠΥΓ..
ΠΡΑΚ..... ΕΙΔΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝ.....
. . . . . .

(*Ἐπ' ἄρχοντος..... γυμνασι)-*
ἀρχούντων Ἑρμησίλεω τοῦ Ξούθο(υ, Λίν-
νυος τοῦ Ἐλίξου, Νικίου τοῦ Μήτρων(ος, οἵδε
ἐνίκ(ω)ν τῶν τε παίδων καὶ τῶν ἐφήβω(ν καὶ τῶν
νέων τοὺς τιθεμένους ἀγῶνας, καὶ(ἔσπεισαν

ταῖς τε Μούσαις καὶ τῷ Ἡρακλεῖ ἀπὸ τῆς π(ροσό-
δου τῆς δεδομένης κατὰ τὸ ψήφισμα τοῦ ...
γευσ τοῦ Λυσίου. ἀναγνώσεως Ἀγαθοκλῆς
Ἀγαθοκλεῦς. ῥαψῳδίας Μιλτιάδης Διονυσίου.
ψαλμοῦ Ξένων Τιμοκλεῦς. κιθαρισμοῦ Κλε(οί-
της Διονυσίου. παίδων δ'(ό)λιχον Ἀσκληπιάδης
Πρ)ωτογένου. ἐφήβων νεωτέρων δόλιχον (Δι-
ο)νύσιος Καλλιστράτου. μέσ(ω)ν δόλιχον Τι-
μοκλῆς Τιμοκλεῦς. πρεσβυτέρων δόλιχον
Μοσχίων Μοσχίωνος. ἀνδρῶν δόλιχον Αἰσχρί-
ω)ν Αἰσχρίωνος. παίδων στάδιον Ἀθηνικῶν Θε-
οφάνου. ἐφήβων νεωτέρων στάδιον Ἑστιαῖο(ς
Μεγήνορος. μέσων στάδιον Ἀπολλώνιος Ἀ-
πολλωνίου. πρεσβυτέρων στάδιον Ἀρτέμ(ω)ν
Ἀρτέμωνος. ἀνδρῶν στάδιον Μητρόδωρος Πά-
τρων)ος. παίδων δίαυλον Ἀθηνικῶν Θεοφάνου. ἐφ-
ήβων νεωτέρων δίαυλον Ὕβριστος Παταίκου.
μέσων δίαυλον Μελάντης Ἀντιγόνου. πρεσβ-
υτέρων δίαυλον Ἀπολλώνιος Ἀπολλ(ω)νίου.
ἀνδρῶν δίαυλον Μῆνις Ἀδράστου. παίδων πάλ-
ην Ἀθηνικῶν Θεοφάνου. ἐφήβων νεωτέρων πάλην
Δημήτριος Μάκρωνος. μέσων πάλην Μόσχος Μόσ-
χου. πρεσβυτέρων πάλην Θεόδοτος Θεοδότου. (ἀν-
δρ)ῶν πάλην Ἀπελλᾶς Κλεινομάχου. παίδων (πυγμὴν
Ἡρακλείδης Ἡρακλείδου. ἐφήβων νεωτέρων (πυγμὴν
. . . . . .

2) Die in dem Corpus Inscriptionum vorkommenden Inſchriften, welche ſolche Protokolle enthalten, und welche man mit der unſrigen vergleichen kann, ſind folgende: Tom. I. p. 342 seqq. Atticae Inscriptiones. Class. 5. Agonistica et Gymnastica. N. 232. p. 355. N. 245. p. 358. — Arcadicae. N. 1512. p. 698. N. 1515. p. 703. — Boeoticae. Class. II. Catalogi agonistici p. 761. seqq. N. 1583. bis N. 1588. N. 1591. p. 773.

3) *Boeckh* Corp. Inscriptt. Tom. II. Fasc. 1. N. 221. *Fabri* Agonistica. p. 2227 in Gronov. Thesaur. Antiquitat. Graecar. Tom. VIII.

4) Corpus Inscriptt. Tom. I. N. 1584. p. 764. — 4b) Ibid. N. 1585. p. 767.

5) Plutarch. Symposiac. Lib. V. Quaest. 2. p. 205. Tom. XI. Ed. Hutten.

6) Lucian. Herodotus sive Aetion pag. 118. Tom. IV. Ed. Bipont.

7) Wolf. Prolegg. ad Homer. p. XCVII.

8) Ibid. pag. XCVIII.

9) Corp. Inscript. N. 1583. Tom. I. p. 762. N. 1586. p. 768. — Den im Text angegebenen Unterſchied zwiſchen *κιθαριστὴς* und *κιθαρῳδὸς* beſtätigt die Vergleichung mit den eben dort vorkommenden *αὐλητὴς* und *αὐλῳδός*. Dieſer Sinn der zwei zuerſt genannten Wörter ſcheint uns demnach der richtige zu ſeyn gegen die Meinung von Reiz (ad Aristotel. Polit. p. 94.), der unter dem Kitharisten einen Lyraſpieler und unter dem Kitharoeden einen Citherſpieler verſteht. Böckh beſtimmt den Unterſchied zwiſchen Kitharismos und Pſalmos in unſerer Inſchrift dahin: Kitharismos bezeichne das Saitenſpiel mit dem Plektrum; Pſalmos dagegen das Saitenſpiel ohne Plektrum mit der freien Hand. Gegen dieſe Erklärung läßt ſich jedoch, wie mir ſcheint, Folgendes einwenden. Der Unterſchied der beiden eben genannten Arten des Saitenſpieles iſt doch wohl nicht ſo bedeutend daß man daher Veranlaſſung zu einer Trennung in zwei verſchiedene Arten muſikaliſcher Wettkämpfe hätte nehmen können; auch findet ſich meines Wiſſens keine Nachricht, die für das Nebeneinanderbeſtehen dieſer beiden muſikaliſchen Wettkämpfe ſpräche. Ferner iſt die Annahme des Sprachgebrauches, daß *ψάλλειν* und *ψαλμὸς* für ſich ſchon allein Saitenſpiel ohne Plektrum bedeute, nicht ſo feſt begründet: denn in den angeführten Stellen ſteht entweder *χωρὶς πλήκτρου*, *δίχα πλήκτρου* ausdrücklich dabei, oder iſt aus dem Zuſammenhang zu ergänzen; und dann ſteht *ψάλλειν* in dem allgemeinen Sinn vom Berühren der Saiten, wie *κρέκειν*, *κρούειν*, pulsare. Für die andre Erklärung, daß unter Pſalmos Saitenſpiel mit Geſang und unter Kitharismos Saitenſpiel ohne Geſang zu verſtehen ſey, ſpricht die Natur der Sache und der Sprachgebrauch. Allerdings wurden aber die Saiteninſtrumente, deren man ſich als Begleitung zu dem Geſange bediente, wie die Magadis und Pektis, aus freier Hand geſpielt. Vergl. Burette Dissertation sur la

Symphonie des Anciens p. 168 (in Memoires de l'Academie des Inscriptions T. V. Ed. A la Haye.)

10) *Sueton.* in Domitian. cap. 4. Instituit et quinquennale certamen Capitolino Jovi triplex, musicum, equestre, gymnicum, et aliquanto plurium, quam nunc est, coronarum. Certabant enim et prosa oratione Graece Latineque: ac praeter *citharoedos chorocitharistae* quoque et *psilocitharistae*: in stadio vero cursu etiam virgines.

11) Wir folgen bei Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen Kithara und Lyra den Auseinanderſetzungen Bürette's in deſſen Abhandlung Sur la Symphonie des Anciens. S. Memoires de l'Academie des Inscriptions. A la Haye. 1724. Tom. V. pag. 162. Vergl. Boeckh De metris Pindar. p. 260.

12) Aristotel. Polit. VIII. cap. 6. pag. 269. Ed. Göttling. „Man muß weder Flöten in den Kreis des allgemeinen Unterrichtes aufnehmen, noch irgend ein anderes techniſches muſikaliſches Inſtrument, wie z. B. die Kithara, oder ähnliche; ſondern nur ſolche, welche hinreichen den jungen Leuten ein richtiges Urtheil zu bilden für die Muſik und für die allgemeine Bildung überhaupt.“

13) Athenäus (XIV, 42. p. 637.) gibt über den Anfang und die weitere Ausbildung des Soloſpieles auf der Cither (Pſilocitharistik) mehrere ins Einzelne gehende Notizen, wobei jedoch Manches theils wegen der Beſchaffenheit des Textes, theils wegen Schwierigkeit des Gegenſtandes dunkel iſt. Nach Ariſtonikos, der den erſten Verſuch darin machte, nennt er Lyſander aus Sicyon als denjenigen, der vorzüglich die Behandlung dieſes Inſtrumentes weiter ausbildete. Von Dion aus Chios ſagt er, dieſer habe zuerſt die Dionyſiſche Opfer-Weiſe auf der Cither geſpielt. — Von Böckh (De Metris Pindar. p. 258.) wird (aus Verſehen, wie es ſcheint) Ariſtonikos ein Chier und nicht wie bei Athenäus ein Argiver genannt.

14) Aristotel. Polit. VIII, 6. p. 269. und p. 271. Ed. Goettling.

15) Ueber die Beſtimmung des Maaßes der verſchiedenen Arten des Dolichos, ſo wie zur Berichti-

gung des Artikels *δόλιχος* in Schneiders Lexikon S. Boeckh. Corpus Inscriptt. N. 1515. T. I. pag. 703. — Dafür, daß die gymnastischen Wettkämpfe gewöhnlich mit dem Dolichos begannen gibt gleichfalls Böckh die Beweißstellen in den Anmerkungen zu unserer Inschrift p. 202.

16) Athenaeus. XIII. 20. p. 566.

17) Odyss. VIII, 120. — Plutarch. Sympos. II, s. T. XI. p. 85. Ed. Hutten.

18) Burette Memoire pour servir à l'histoire du Pugilat des Anciens; p. 356. p. 360. Tom IV. der Memoires de l'Academie des Inscriptions (A la Haye. 1724.)

19) Boeckh Corpus Inscriptt. N. 1584. T. I. p. 764.

20) Aristotel. Polit. VIII, 3. p. 262. und 4. p. 263. Ed. Goettling.

21) Ueber die hier angeführten verschiedenen Abtheilungen nach dem Alter der Wettkämpfenden Vrgl. Boeckh. Corp. Inscriptt. zu N. 232. Die drei Classen *παῖδες*, *ἀγένειοι*, *ἄνδρες* kommen vor ebendaselbst N. 1591. ausgedrückt durch *A B Γ.* N. 245. *παῖδες πρώτης, δευτέρας, τρίτης ἡλικίας* und *ἄνδρες* N. 232. Endlich *παῖδες νεώτεροι*, *πρεσβύτεροι*, *ἀγένειοι* und *ἄνδρες* N. 1588.

22) Vergl. Böckh zu unserer Inschrift p. 202. Corp. Inscriptt. Tom. II.

23) Verzeichnisse, in welchen die Altersklassen und nicht die Arten der Wettkämpfe die Hauptrubriken bilden, sind z. B. Corpus Inscriptt. N. 1588. T. I. p. 771. N. 1591. p. 773.

24) Ueber das Alter unserer Inschrift vermag ich nicht etwas Näheres anzugeben als Böckh, welcher urtheilt, sie gehöre in die Zeit von Augustus, oder auch von Sulla. Nach der Form des Genitivs in den eignen Namen *Ἀγαθοκλεῦς*, *Τιμοκλεῦς* zu schließen, welche der ältern Sprache angehören, so wie nach der Form des Buchstaben *Π*, könnte die Inschrift auch beträchtlich älter seyn. Eben so spricht die Zahl und Einrichtung der Wettkämpfe für ein

früheres Alter, wenn man die aus der römiſchen Zeit herrührenden Verzeichniſſe ſolcher Spiele damit zuſammenhält. Vergl. Corp. Inscriptt. N. 245 p. 358. Tom. I. N. 1583. p. 762. N. 1584. p. 764.

25) Boeckh. Corp. Inscriptt. N. 2237. T. II. p. 209.

Tacitus,

als Staatsmann

in seinem praktischen Leben.

Wenn man nach dem Genuße so mancher großer Werke des klassischen Alterthumes sich zur Betrachtung des persönlichen Charakters ihrer Urheber wendet, um sich eine lebendige Anschauung von dessen Eigenthümlichkeit, Entwicklung und Verhältniß zu seinem äußern Wirken so wie zu seinen geistigen Schöpfungen zu verschaffen, so sieht man sich nicht selten vergebens um einsichtsvolle und treue Führer um, welche uns eigne Forschungen auf diesem Gebiete ersparen oder wesentlich erleichtern könnten. Dieß gilt zum Theil auch sogar von manchen solcher alten Schriftstellern, bei welchen eine genauere anschauliche Auffassung ihrer Individualität nach den vorhandenen Quellen nicht ganz unausführ-

bar und zugleich nach der Art ihrer ſchriftſtelleriſchen Werke und dem Ruhme ihrer Leiſtungen nicht minder wünſchenswerth iſt. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt oft in der Unvollſtändigkeit und Dürftigkeit der aus dem Alterthum übrig gebliebenen Nachrichten zu ſuchen, eben ſo aber auch oder noch mehr in der Art wie man ſolche Gegenſtände früher faſt ausſchließlich behandelt hat und zum Theil noch behandelt. Die vorwiegend literar-hiſtoriſche Behandlung in den Beſchreibungen des Lebens der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, hat für eine ethiſche und anthropologiſche Behandlung oft keinen Raum gelaſſen. So kommt es, daß zur Aufſtellung einer Gallerie lebendiger und treuer Portraits der geiſtigen Individualität antiker Schriftſteller noch manches Bild fehlt.

Wenn ich dieſe allgemeine Bemerkung auf Tacitus anwende, und wenigſtens beziehungsweiſe bei dieſem großen Schriftſteller eine ſolche Lücke wahrzunehmen glaube, ſo ſcheine ich vielleicht bei dem erſten Anblick etwas mehr Auffallendes als Wahres zu ſagen; allein ich hoffe das Geſagte rechtfertigen zu können.

Es iſt kein Zweifel, daß man in unſern Tagen den Geiſt der Werke des Tacitus, die zu Grunde liegenden Hauptideen, ihren künſtleri-

rischen Charakter wahrer, umfassender, lebendiger aufgefaßt und dargestellt hat als früher. Es reicht hin, zum Beweiß des Gesagten, nur an Süverns treffliche Ausführungen zu erinnern. Ihnen reihen sich an, theils bestreitend theils ergänzend, die gedankenreichen Andeutungen meines Freundes und Collegen C. Th. Welcker, um andere schätzbare und interessante hierher gehörige Arbeiten nicht zu erwähnen.[1]) Es ist durch dieses tiefere Eindringen in Tacitus Werke allerdings auch Etwas sehr bedeutendes zur Ergründung und Darstellung der geistigen Individualität ihres Schöpfers geschehen. Allein wenn diese Schriften auch die geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten ihres Urhebers mehr oder minder klar zeigen, und die edelsten Blüthen seines Geistes enthalten: so ist diese schriftstellerische Thätigkeit doch nur eine Seite des Wirkens. Zu einer vollständigen Darstellung der Individualität des großen Geschichtschreibers gehört als nothwendige Ergänzung, die Darstellung seines Thuns und Wirkens im praktischen Leben und zwar, was uns hier am meisten interessirt sowohl nach den persönlichen Verhältnissen des Verfassers als nach dem Inhalt seiner Werke, insbesondere auf dem politischen Gebiete und in seiner Eigenschaft

als Staatsmann. Hier iſt es nun wo ich in allen Lebensbeſchreibungen des Tacitus eine Lücke finde. Man begnügt ſich anzuführen was für Staatsämter er der Reihe nach bis zum Conſulat bekleidete; allein man wirft ſich nirgends die Frage auf, mit dem Bemühen ſo gut als möglich wenigſtens ſie zu beantworten: in welchem Geiſte, in welcher Weiſe, welcher politiſchen Seite zugewendet hat er die Aemter verwaltet und überhaupt ſeine politiſche Laufbahn verfolgt? — Es iſt wahr, die Quellen zur Beantwortung dieſer Frage ſind äußerſt dürftig und die etwa vorhandenen ſind auf Umwegen oder erſt durch Nachgraben zu finden; auch tritt Tacitus in der politiſchen Geſchichte ſeiner Zeit nicht hervor. Aber gerade dieſer Umſtand ſelbſt fordert zum Nachdenken auf, und es drängt ſich die Frage auf, warum ein Mann von ſolchen Gaben und Geſinnungen als Senator und Staatsmann nicht mehr hervortrat. Bei dem Durchgehen der verſchiedenen Lebensbeſchreibungen über Tacitus wundre ich mich, daß man ſich nicht darüber wundert, einen ſolchen Mann nicht unter den Wenigen zu ſehen, welche während der Schreckenszeiten römiſcher Tyrannen in ihrem öffentlichen Leben durch Wort und That noch einigermaßen daran erinnern, daß es einſt

Römer und Republikaner in Rom gab. Es wird daher nicht überflüssig seyn, das Leben des Tacitus von diesem Standpunkte aus einer wiederholten Betrachtung und Prüfung zu unterwerfen. Dieß ist die Aufgabe dieser Blätter. Wir fragen also hier nicht, welche politische Ansichten, Grundsätze, Gesinnungen zeigt und empfiehlt dieser Schriftsteller in seinen unsterblichen Werken — eine Frage, welche jedoch allerdings mit unsrer Aufgabe in vielfacher Berührung steht; — sondern wir fragen: welche Handlungsweise befolgte Tacitus der römische Magistratus und besonders der römische Senator, und namentlich welche politische Rolle wählte er sich und führte er durch? Gerade so, wie bei einem Historiker unsrer Zeit, der zugleich Staatsmann und Mitglied eines politischen Körpers wäre, die Frage für eben so nahe liegend als beachtungswerth gelten müßte: Welcher politischen Seite gehört er an? Ist er Monarchist, Aristokrat, Demokrat? Oder was man sonst für Benennungen nehmen will aus der reichen Nomenclatur der politischen Parteien, welche zur vollständigen Classification und Definition fast ihren eignen Linneus nöthig hätten. Das Zeitalter des Tacitus und der damalige römische Senat hat zwar kein so reges und manigfaltiges politisches Leben verschiedener Par-

teien aufzuweiſen; aber doch manche analoge Verhältniſſe. Dieſe werden wir aufzuſuchen und darnach die politiſche Richtung des Tacitus zu beſtimmen haben. Bei dem Mangel an Nachrichten darüber wird dieſes dem Kenner als eine ſehr gewagte Aufgabe erſcheinen. Allein vorausgeſetzt, daß man ſein Urtheil unbefangen und ſeine Anſichten frei von dem Haſchen nach grundloſen Hypotheſen behauptet, iſt es wohl kein verdienſtloſes, gewiß aber ein ſehr anziehendes Unternehmen, aus, wenn auch wenigen und zerſtreuten, Nachrichten ein Bild von der Individualität ausgezeichneter Menſchen zu verſuchen, ſo wie man aus den Trümmern eines plaſtiſchen Kunſtwerkes, oder aus den Fragmenten eines Gedichtes die Idee des Ganzen aufzufinden ſucht.

Werfen wir zuerſt einen Blick auf die äußern Verhältniſſe der politiſchen Laufbahn des Tacitus, um zu ſehen in welche Zeiten ſie gefallen iſt. Darauf wollen wir, ſo viel zu unſerm Zweck nöthig iſt, den politiſchen Zuſtand ſo wie die verſchiedenen politiſchen Richtungen dieſer Zeiten mit wenigen Zügen entwerfen. Dann werden wir betrachten was Tacitus während ſeiner politiſchen Laufbahn that oder nicht that, welchen politiſchen Anſichten und Richtungen ſeiner Zeit er als praktiſcher Staatsmann folgte, aus wel-

chen Gründen und mit welchen Gesinnungen er dieses that.

Ueber den Anfang und die Fortsetzung der politischen Laufbahn des Tacitus haben wir bekanntlich in dem Eingang zu den Historien sein eignes obgleich sehr kurz gefaßtes Zeugniß.[2]) Er sagt uns dort: er verdanke sein erstes Staatsamt, das er erhalten hätte, dem Kaiser Vespasian; er sey darauf von Titus und später noch mehr von Domitianus befördert worden. Ueber die Aemter, die er unter Vespasian (70 n. Ch. bis 79) und Titus (79 n. Ch. bis 81) bekleidete ist nichts Näheres bekannt. Nach der damals üblichen Stufenleiter der Staatsämter muß man annehmen, daß es die Quästur, die Aedilität und vielleicht auch noch vor diesen die Stelle eines Kriegstribunes waren. Die höhere Beförderung durch Domitian (81 n. Ch. — 96) besteht in der ihm zu Theil gewordenen Prätur, (88 n. Ch.) mit welcher er zugleich eine Stelle in dem Priesterkollegium der Fünfzehner bekleidete. Auch diese Nachricht verdanken wir Tacitus selbst.[3]) Gleich nach der Amtsführung der Prätur, wie wir gleichfalls wieder durch ihn selbst erfahren, verließ er Rom, und war wenigstens vier Jahre lang, bis zu dem Tode seines Schwiegervaters, abwesend; wo, und warum

iſt gänzlich unbekannt; vielleicht als Gouverneur einer prätoriſchen Provinz. Daß er noch in demſelben Jahre, als Agricola ſtarb, nach Rom zurückkehrte und im Senat als geweſener Prätor Platz nahm iſt zwar durch kein ausdrückliches Zeugniß beſtätigt, kann jedoch für gewiß gelten: denn er erwähnt im Leben des Agricola Vorfälle, welche damals im Senat ſtattfanden, auf eine Weiſe, die nur ein Augenzeuge wählen kann.[4]) Jene Zurückkunft nach Rom geſchah drei Jahre vor Domitians Ende. Von dem ſpätern Wirken des Tacitus in Staatsämtern und öffentlichen Geſchäften ſind uns keine andern Nachrichten geblieben, als daß er unter Nerva das Conſulat bekleidete (97 n. Ch.) und in dieſer Eigenſchaft die Leichenrede auf ſeinen Vorfahrer im Amte, Virginius Rufus, hielt;[5]) und ferner daß er einige Jahre ſpäter unter Trajan als Senator und von dem Senate dazu beauftragt, in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Plinius, als Rechtsbeiſtand der Provinz Afrika in dem Senate auftrat bei einem Prozeſſe, den die Einwohner derſelben gegen Marius Priscus, ihren ehemaligen Statthalter, wegen Erpreſſungen führten.[6]) Das iſt alles was wir von den äußeren Umſtänden des politiſchen Lebens und Wirkens des Tacitus wiſſen.

Wenn wir uns nun das Bild der politiſchen Verhältniſſe, Stimmungen und Partheien zu Rom in jenen Zeiten vergegenwärtigen wollen, in welche ſeine öffentliche Thätigkeit fällt, ſo dürften etwa folgende Züge uns die Umriſſe davon darſtellen.

Nach der tollen und furchtbaren Regierung Nero's und nach dem blutigen Streit um die Herrſchaft zwiſchen Galba, Otho, Vitellius, zeigte der römiſche Principat unter der Dynaſtie der Flavier einen würdigen und wohlthätigen Charakter. Vespaſianus, in den Sabiniſchen Bergen geboren und auf dem Lande erzogen, zeigte in ſeiner innern und äußern Perſönlichkeit ganz jene charakteriſtiſchen Züge des ſabiniſchen Landvolkes, wie ſie die alten Schriftſteller an manchen Stellen uns angeben. Einfach, abgehärtet, ein tüchtiger Haushälter zuweilen bis zur Knickerei, ein Freund von derben Späſſen und Witzen und ſelbſt glücklich darin, verband er mit dieſen Eigenſchaften einen feſten Willen, Verſtand und Gutmüthigkeit. Ueberall ſchuf und begründete er Ordnung, in der Kriegszucht, in den Finanzen, in der Juſtiz, in dem öffentlichen Unterricht. Er ſtellte das Anſehen des Senates her, indem er unwürdige Mitglieder entfernte, und die dadurch ſo wie durch das Unglück der vorher-

gegangenen Zeiten entstandenen Lücken durch die angesehensten und tüchtigsten Männer aus Italien und den Provinzen ersetzte. Das Steigen und Fallen des Ansehens und des Einflusses des Senates aber ist während der Kaiserzeit der sicherste Maßstab der öffentlichen Freiheit und Wohlfart. Er schmeichelte weder dem Heere durch Geschenke noch dem großen Haufen des Stadtpöbels durch übermäßige Belustigungen; aber er ließ die Sorge für die ärmere Volksklasse sich angelegen seyn. Auf diese Weise hatten alle Klassen und Stände Ursache mit ihm zufrieden zu seyn. Und sie waren es auch mit Ausnahme Einzelner, die, sey es aus Liebe und Bedürfniß einer größern politischen Freiheit, oder aus Ehrgeiz, gegen den regierenden Imperator nicht sowohl als überhaupt gegen die Monarchie eine Opposition bildeten und die Zeiten und Formen der Republik wieder zurückzuführen wünschten. Außer den praktischen Staatsmännwelche sich dieser Absicht zuwendeten, gehören hierher im Allgemeinen die Philosophen von Profession, die der stoischen und cynischen Secte folgten. Als Repräsentant dieser Oppositionspartheiunter Vespasian kann der Senator Helvidius Priscus gelten. Wir können keine bessere Anschauung von der Richtung dieser Par-

thei und eines ihrer Häupter geben, ſo wie auch von den verſchiedenen Anſichten des römiſchen Publicums über ſie, als wenn wir die Hauptſtellen aus den Quellenſchriften hier mittheilen. Es wird dieſes um ſo paſſender ſeyn, da, wie wir weiter unten ſehen werden, für die Beſtimmung des politiſchen Charakters des Tacitus dieſes Moment von bedeutender Wichtigkeit iſt. Hören wir zuerſt ſeinen Zeitgenoſſen Tacitus, der ſo über ihn berichtet und urtheilt. [7]) „Helvidius Priscus, gebürtig aus dem Municipium Tarracina, hatte Cluvius, einen Hauptmann des erſten Ranges, zum Vater. Schon in früher Jugend widmete er ſein ausgezeichnetes Talent den höhern Studien, und zwar nicht wie die Meiſten um mit einem glänzenden Namen eine unthätige Geſchäftsloſigkeit zu beſchönigen, ſondern damit er durch ſie gegen die Wechſelfälle des Schickſals um ſo mehr geſtärkt, die Staatsgeſchäfte übernehmen könne. Er folgte dabei jenen Lehrern der Weisheit, welche nur die Tugend allein für das wahre Gut des Lebens, und nur allein Unſittlichkeit für ein Uebel halten; dagegen Macht, vornehmen Stand und alle andern Güter, welche außerhalb des Geiſtes ſind, weder zu den Gütern noch zu den Uebeln des Lebens rechnen. Schon als junger Mann, und

nachdem er erſt die Quäſtur bekleidet hatte, wurde er von Pätus Thraſea zu ſeinem Schwiegerſohn erleſen: von den Eigenſchaften ſeines Schwiegervaters nahm er vorzugsweiſe die Freiheitsliebe an. Als Bürger, Senator, Gatte, Schwiegerſohn, Freund, und in allen übrigen Lebensverhältniſſen ſich gleich, war er gleichgültig gegen Reichthum, hartnäckig bei dem, was er als recht erkannt und furchtlos. Nur ſchien er Manchen etwas ehrſüchtig, ſo wie denn auch weiſe Männer das Streben nach Ruhm von den menſchlichen Schwächen zuletzt ablegen.“ So wenig Tacitus Zeugniß ein enthuſiaſtiſches Lob enthält, ſo ſpricht es doch Achtung und Anerkennung aus. Weniger günſtig iſt des römiſchen Senators und Geſchichtſchreibers Dio Caſſius Anſicht, bei dem wir Folgendes leſen: [8]) Priscus Helvidius, Thraſeas Schwiegerſohn, ganz den ſtoiſchen Grundſätzen zugewendet, ahmte Thraſeas Freimüthigkeit nach, aber nicht mit Maaß und Ziel. Als Prätor that er nicht nur nichts für des Kaiſers Ehre, ſondern hörte nicht auf immer ihn zu ſchmähen, ſo daß ihn ſogar einmal die Volkstribunen durch die Lictoren ergreifen ließen. .... Vespaſianus haßte Helvidius nicht ſowohl weil er ihn und ſeine Freunde immer angriff und beleidigte, ſondern weil er ein Unruhſtifter war,

das Volk immer bearbeitete, die monarchiſche Verfaſſung anklagte, die Demokratie lobte, weil er darnach handelte und ſich eine Parthei bildete; wie wenn dieſes die Aufgabe der Philoſophie wäre, die Herrſchenden mit Füßen zu treten, die Menge aufzuregen, das Beſtehende umzuſtoßen und Neuerungen vorzunehmen.“ Vespaſianus machte längere Zeit von ſeiner Macht weder gegen Helvidius Priscus Gebrauch, noch gegen jene Philoſophen welche es als zu ihrer Profeſſion gehörend anſahen, dem Kaiſer die auffallendſten Grobheiten zu ſagen, die er meiſtens durch Nichtachtung ſtrafte.“ [9]) Endlich, als dieſe Art von Oppoſition doch zu ſehr Ueberhand nahm, wurden dieſe Philoſophen ſammt und ſonders, mit Ausnahme des Philoſophen Muſonius, aus Rom verbannt. Das gleiche Schickſal traf Helvidius Priscus und zuletzt in der Verbannung Hinrichtung. Wenn wir den perſönlichen Charakter Vespaſians und ſeine übrige Regierungsweiſe betrachten, ſo dürfen wir wohl, ohne dieſe Handlung rechtfertigen zu wollen, ſeines Biographen Suetonius [10]) Zeugniß nicht überſehen, der uns berichtet: er habe nur gezwungen durch die maaßloſeſten Angriffe die Verbannung des Helvidius angeordnet, auch den während der Verbannung gegebenen Befehl zur Hinrich-

tung wieder zurückgenommrn, und nur durch ein Mißverständniß ohne Schuld des Kaisers sey dieser Gegenbefehl vereitelt worden. Hätten übrigens auch die Republikaner und Philosophen keinen solchen Widerstand in dem Principat gefunden, so hätte die Ausführung ihrer Ideale an dem damaligen Zustande der römischen Welt von selbst scheitern müßen. Mit Ausnahme dieser schwachen und wirkungslosen Versuche erfüllte Vespasians neunjährige Regierung ungestört ihren Beruf, die so lang vermißte Gesetzlichkeit, Ordnung, Milde und Würde dem Principate wieder zu geben.

Titus, gefühlvoll und wohlwollend bis zur Schwäche, dabei lebhaft und reizbar, hatte in seiner frühern Jugend Keime derselben Anlagen gezeigt, die seinen Bruder zur Plage der Welt machten, nämlich: Streben die Herrschaft um jeden Preis zu behaupten, Habsucht und Hang zu sinnlichen Lüsten; allein mit dem Gelangen zur Macht siegte in ihm das gute Princip. Er setzte das von dem Vater begonnene Werk fort, und wußte durch seine persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften eine noch allgemeinere, bis zum Enthusiasmus gesteigerte Liebe von Seiten des Volkes und Senates sich zu erwerben. Dennoch war seine Person und Regierung nicht von An-

griffen ganz frei; allein sie giengen nur von einzelnen Personen aus, und fanden weder im Heere noch im Volke Anklang. Die feindseligsten und gefährlichsten dieser Angriffe kamen von seinem eignen Bruder, den das Gerücht auch als seinen Mörder nennt.

Dieß ohngefähr war der Charakter der beiden Regierenden und ihrer Regierungen, in welche das erste öffentliche Auftreten und die ersten Staatsämter des Tacitus fallen.

Noch wichtiger für uns zur Beurtheilung von dessen politischem Charakter und Amtsthätigkeit ist die Betrachtung der Regierung des Kaisers Domitianus, schon deswegen weil Tacitus in dieser Periode zu der höhern Staatswürde der Prätur gelangte und seine ganze Stellung als Senator und Magistrat nun von der Art war, daß er nicht unbemerkt bleiben konnte und sowohl was er that als was er nicht that die Augen des Herrschers und des römischen Publicums auf sich ziehen mußte. Domitian, herrschsüchtig, eitel, heftig im Zorne und zugleich im Stande seinen Groll zu verbergen, grausam und zugleich feig, ein andrer Tiberius, (dessen Memoiren auch seine Lieblingslectüre bildeten,) nur in kleinlicherem Maaßstabe, nach seiner eignen Persönlichkeit und nach dem Charakter seiner Zeit, be-

deckte durch Verſtellung ſeine ſchlechten Eigenſchaften im Anfange ſeiner Regierung; manche entwickelten ſich erſt auch ſpäter. Ja, man konnte in den erſten Jahren ſogar den Geiſt der Staatsverwaltung unter ſeiner Regierung mit Recht in weſentlichen Theilen loben. Er ſorgte für unpartheiiſche Rechtspflege und hielt die Staatsbeamten in der Stadt und die Statthalter in den Provinzen in einer ſtrengen und für das Volk wohlthätigen Aufſicht. [11]) Seine Regierung fuhr jedoch nicht in der Weiſe fort, wie ſie angefangen hatte. Bald brach ſeine Grauſamkeit und ſeine Habſucht hervor, die in furchtbarem Grade zunahmen, die erſtere mit ſeiner Furcht für die Erhaltung ſeines Lebens und ſeiner Herrſchaft; die letztere mit dem ſteigenden Bedürfniß ſtets neuer Geldmittel, zur Beſtreitung ſeiner ausſchweifenden Verſchwendungen und als Hauptwerkzeug ſeines Despotismus. So wüthete er denn, ganz beſonders in den letzten Jahren ſeiner Regierung, mit einer ſo blutdürſtigen, ſo tückiſchen, ſo die Menſchheit verhöhnenden Tyrannei, daß man die einzelnen Züge nicht ohne den lebhafteſten Abſcheu und Schauder ſich vergegenwärtigen kann. Es genügt an die Worte des Tacitus über dieſe unglückliche Zeit zu erinnern [12]): „Wir haben wahrhaftig einen großen

Beweiß im Ertragen gegeben; und wie die alte Zeit die äußerste Grenze der Freiheit sah, so wir die äußerste Grenze der Sklaverei, indem man uns durch Ausspäherei sogar den Verkehr durch Sprechen und Hören entzog. Wir hätten mit der Stimme auch das Gedächtniß verloren, wenn es eben so in unsrer Gewalt stünde zu vergessen, wie zu schweigen.« Wenige Versuche nur wurden gemacht einem solchen Zustand der Dinge ein Ende zu machen. Eine Empörung des L. Antonius, der die römischen Truppen in Oberdeutschland befehligte, wurde in ihrem ersten Keim erstickt und ebenso die Verschwörung eines Juventius Celsus. Die oben, bei Gelegenheit der Regierung Vespasians, angeführte liberale Partei der Freunde der Republik und der stoischen Philosophie zeigte sich in einzelnen Regungen, aber fruchtlos; sie mehrte nur die Zahl der Schlachtopfer. So wurden die Senatoren Arulenus Rusticus und Herennius Senecio angeklagt und zum Tode verurtheilt, weil sie die frühern Häupter dieser politischen und philosophischen Opposition Pätus Thraseas und Helvidius Priscus, in ihren historischen Schriften gelobt hatten; so wurde der Sohn des Helvidius Priscus, gleichen Namens mit seinem Vater, hingerichtet auf einen frivolen Vorwand hin, und viele andre, von welchen

man wußte oder vermuthete, daß sie sich für stoische Philosophie interessirten. [13]) Die Philosophen selbst wurden mit schonungsloser Härte nicht blos aus Rom sondern aus ganz Italien verbannt. Auf diese Weise fand Domitians Tyrannei wenig Widerstand und derjenige, den er etwa noch fand, wurde unaufhaltsam von ihm unterdrückt. Erst eine Pallastverschwörung befreite die Welt von diesem Ungeheuer.

Es kann uns, wenn wir die Geschichte dieser Schreckenszeit lesen, oft ganz unbegreiflich vorkommen, wie sich ein Volk so konnte mit Füßen treten lassen; wie nicht schon der Trieb der Selbsterhaltung so Viele, deren Leben täglich bedroht war, zum Angriff gegen den Tyrannen vereinigte. Es erscheint dieses um so auffallender, da die Zeitgenossen Domitians, doch unmittelbar vor dessen Regierung, elf glückliche und der Freiheit günstige Jahre unter Vespasian und Titus durchlebt hatten. Eine kurze Andeutung der Gründe dieser Erscheinung wird uns dieselbe wohl begreiflich machen und zugleich den Schauplatz näher kennen lehren, auf welchem Tacitus seine Rolle als Senator und Prätor durchzuführen hatte.

Die Möglichkeit und Wirklichkeit eines solchen politischen Zustandes, wie er bei den Rö-

mern zur Zeit Domitians war, ſind theils in dem perſönlichen Charakter und dem ſyſtematiſchen Wirken dieſes Tyrannen, theils in dem allgemeinen Geiſte der Zeit, theils in der Wechſelwirkung zwiſchen beiden zu ſuchen. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß Domitian nur allmählig ſeinen furchtbaren Despotismus zeigte, daß er Anfangs theils wirkliche theils erheuchelte gute Eigenſchaften blicken ließ. Nie hätte er wohl es gewagt, unmittelbar nach Vespaſian und Titus einen ſolchen Terrorismus einzuführen wie in den drei, vier letzten Jahren ſeiner Regierung. Dieſer verſteckten Schlauheit kam das Aeußre ſeiner Perſon und ſeiner Manieren ſehr zu ſtatten, welche den Ausdruck beſcheidener Würde zeigten. [14]) Sein Hauptkunſtgriff beſtand jedoch darin, dem großen Haufen der römiſchen Bevölkerung und dem Heere zu ſchmeicheln und ſich der Anhänglichkeit und unbedingten Ergebung beider zu verſichern. Dieß that er bei erſterem durch die ſtets mit neuen Genüſſen und verſchwenderiſcher Pracht veranſtalteten öffentlichen Beluſtigungen [15]), bei dem andern durch Erhöhung des Soldes. [16]) So wurden ihm denn alle durch Reichthum, Geburt und Namen höher ſtehenden Notabilitäten, darunter namentlich die Mitglieder des Senates, Preis gegeben, und oft wurden reiche Leute nur

deswegen als Majestätsbeleidiger oder auf andere Vorwände hin angeklagt um ihr Vermögen zu den oben genannten Ausgaben verwenden und damit den Pöbel, gleichsam wie ein wildes Thier mit vorgeworfenem Futter, zu befriedigen und zu gewinnen. [17]) Die allgemeinen Verhältnisse, welche diesen individuellen Bemühungen des Despoten zu Hilfe kamen, waren außer der unbestimmten und mangelhaften Form des römischen Principates, als politischer Verfassung, die Schlaffheit und Schlechtigkeit der Zeit und das Verschwinden fast aller Spuren der ehmaligen freiern republikanischen Formen aus dem Leben. Es ist auffallend, welche Veränderungen darin im Laufe weniger Jahre vorgegangen seyn müssen, daß Domitian bei allem seinem Hochmuth, auf den Gedanken gerathen konnte, für die von seinen Procuratoren zu erlassenden Umlaufschreiben das Formular vorzuschreiben: „Unser Gott und Herr befiehlt folgendes.“ Von diesem Verfall und dieser Erniedrigung geben gleichfalls manche Schriftsteller dieser Zeit, namentlich Statius und Martialis, Beweiß, die, so oft sie von oder an Domitian reden auf eine so eckelhafte und abentheuerliche Weise schmeicheln, wie sie bei allem Mangel an sittlicher Würde, doch schon als Männer von Talent und Geschmack nicht gethan

haben würden, wenn nicht der allgemeine Ton dieses gefordert oder doch zugelassen hätte. [18]) Außer den mancherlei Ursachen, welche diese Schlechtigkeit der Zeit hervorbrachten und erhielten und die wir hier nicht zu erörtern haben, ist nicht zu übersehen daß der Vereinigung der Bessern besonders entgegenstand der Mangel eines Mittels auch nur einigermaßen sich öffentlich mitzutheilen und auf die öffentliche Meinung in Bezug auf die politischen Tagesbegebenheiten einzuwirken. Die Römer hatten zwar seit Julius Caesar eine Art von Zeitung an den so genannten Acta publica, welche unter öffentlicher Autorität verfaßt, in Rom bekannt gemacht und durch Abschriften in die Provinzen geschickt wurden. Allein dieß ohnehin sehr mangelhafte und dürftige Mittel der Mittheilung war ganz in der Hand der Regierung und von Domitian wird ausdrücklich angeführt, daß er die Hinrichtungen der Schlachtopfer seines Despotismus, in diesen öffentlichen Zeitungsnachrichten zu nennen verbot, obgleich solche Fälle sonst dort erwähnt zu werden pflegten. [19]) Alle diese Umstände zeigten, wie überhaupt im Reich, diese ihre unseligen Wirkungen so besonders im Senat, von wo nach der damaligen politischen Verfassung allein noch hätte eine Art von Opposition ausgehen können.

Hier bestand ein großer Theil aus zuvorkommenden Schmeichlern, und aus schändlichen Angebern; der übrige Theil aus Männern, welche den unglücklichen Strom sich fortwälzen ließen theils weil sie nicht den Muth und die Kraft hatten ihm zu widerstehen, theils weil sie von der Vergeblichkeit eines jeden solchen Versuches vollkommen überzeugt waren. Die einzelnen freisinnigen Aeußerungen über vergangene Zeiten, welche einigen Senatoren, ihren Urhebern, den Tod brachten, können kaum als eine Opposition im Senat betrachtet werden.

Wir haben uns bei der Erinnerung an die Zeit der Regierung Domitian's länger aufgehalten, weil gerade diese Periode bei der Beurtheilung des politischen Charakters des Tacitus von besonderer Bedeutung ist. Von der glücklicheren Zeit, welche durch Nerva und Trajan denjenigen zu Theil wurde, die der Grausamkeit des Tyrannen entgangen waren, wollen wir hier keine Schilderung entwerfen; es muß den bessern Geistern dieser Wechsel gewesen seyn wie das Erwachen aus schweren, schrecklichen Träumen eines quälenden Alpdruckes. Wenn wir uns die vorhergehenden Zeiten vergegenwärtigen, athmen wir gleichsam wieder auf, wenn wir bei Tacitus lesen: „Jetzt kehrt Leben

und Muth wieder zurück. Wir freuen uns der Cäsaren Nerva und Trajanus, von denen jener die vorher unvereinbaren Dinge, Fürstenmacht und Freiheit, zu vereinen weiß; dieser täglich des Reiches Glück erhöht. [20])

Welche Aemter Tacitus in den bisher angedeuteten Perioden bekleidete, haben wir oben angegeben. Es ist nun unsre Aufgabe zu untersuchen, in welchem Geiste er dieses that und überhaupt in welchem Verhältniß er in seinem praktischen Leben zu den politischen Richtungen, Schwächen oder Tugenden seiner Zeitgenossen stand.

Bei dem Anfange seiner politischen Laufbahn unter Vespasian und Titus gab ihm sowohl die geringere Wichtigkeit der Aemter als die Art und Weise der damaligen Regierungen wenig Gelegenheit, seine politischen Gesinnungen zu zeigen, die überhaupt vorzugsweise nur bei Gegensätzen und politischen Kämpfen hervorzutreten pflegen. Wir werden, auch ohne nähere Nachrichten aus dem Alterthum darüber zu haben, annehmen dürfen, daß er zufrieden mit dem damals herrschenden beßern Geiste des Principates die Geschäfte derjenigen Aemter besorgte, welche den Zugang zu den höhern Ehrenstellen eröffneten. Ebenso können wir aus seinem spä-

tern Amtsleben weniger bezeichnende Züge seines politischen Charakters erwarten, auch wenn wir genauere Nachrichten über seine Amtsthätigkeit hätten, weil dieser Theil seines Lebens und Wirkens in die gesetzlichen und glücklicheren Zeiten Nerva's und Trajans fällt, wo gleichfalls Conflicte politischer Interessen und Ansichten nicht leicht vorkommen konnten. Ueberdieß mußte für Tacitus das reifere Alter und seine schriftstellerische Thätigkeit, welche dieser Periode angehört, gleichfalls ein natürlicher Grund seyn, sich von Politik und den Staatsgeschäften etwas entfernter zu halten. So bleiben für unsre Betrachtung fast ausschließlich die fünfzehn Jahre der Regierung Domitians übrig, welche Tacitus kräftiges Mannesalter, seine Prätur und seine Wirksamkeit als Senator in sich begreifen. Diese Zeit war zugleich von der Art, daß in derselben nothwendig jede Art des Benehmens eines Staatsmannes als charakteristisch und zu weitern Folgerungen berechtigend erscheinen muß, sey es nun, daß er zu den offenkundigen und lauten Beförderern des Despotismus gehörte, oder zu denen, die als Gegner desselben auftraten, oder endlich zu den Schweigenden oder den nach keiner Seite hin entschieden Hervortretenden. Wie benahm sich

nun Tacitus in dieſer verhängnißvollen Zeit als Politiker und Staatsmann? Zu welcher der drei eben angedeuteten Klaſſen gehört er, und welches mögen wohl die innern oder äußern Gründe ſeyn, die ihn bei ſeiner Handlungsweiſe beſtimmten?

Tacitus gehörte während Domitians Regierung, wenn auch nicht innerlich im Gemüthe, doch äußerlich in ſeiner Amtsthätigkeit und überhaupt in politiſcher Hinſicht zu den Gemäßigten, die jeden Conflict ſorgfältig vermieden. Wir dürfen aber nicht glauben, daß er ſich uns nur wegen des Mangels genauerer hiſtoriſcher Nachrichten ſo darſtellt; wir können vielmehr mit Gewißheit annehmen, daß Tacitus wirklich ſo und nicht anders in jener Periode ſich benahm. Abgeſehen davon, daß er ſonſt nicht wohl von Domitian zum Prätor befördert worden wäre, und daß bei keinem der Geſchichtſchreiber jener Zeit Tacitus als politiſche Perſon hervortritt, ſo haben wir dafür noch folgenden doppelten Beweiß. In der Briefſammluug des jüngern Plinius, des Freundes und Bewunderers von Tacitus, finden ſich bekanntlich mehrere Briefe an denſelben, welche Zeugniß von dieſem Verhältniß geben. Nun iſt aus dieſer Sammlung zugleich erſichtlich, mit welcher Aufmerkſamkeit und Vorliebe

der Verfaſſer dieſer gleich Anfangs für das Publicum geſchriebenen Briefe, alle einzelnen Züge aus der von ihm durchlebten Schreckenszeit ſammelt, um den Charakter des Despoten verdientermaßen zu brandmarken und zugleich die Gefahren und die Beweiße von Standhaftigkeit zu ſchildern, welche er ſelbſt und ſeine Freunde und Bekannten litten und leiſteten. [21]) Ueber Tacitus finden wir darunter Nichts dieſer Art. Es kann dieſes nicht als zufällig gelten; wir können vielmehr als gewiß annehmen, daß Plinius die Gelegenheit nicht verſäumt haben würde, wenn irgend ein ähnlicher Zug von Tacitus ſich vorgefunden hätte, denſelben wie ſo viele andre dieſer Art, für die Nachwelt aufzubewahren. Den andern Beweiß für die ausgeſprochene Behauptung giebt uns Tacitus ſelbſt, der gewiß nicht weniger von ſich als von ſeinen Zeitgenoſſen überhaupt, verſtanden wiſſen will, was er in der Einleitung zu Agricolas Lebensbeſchreibung ſagt, mit den Worten: „Wenige von uns haben, um ſo zu ſagen, nicht nur Andre ſondern ſich ſelbſt überlebt, da man uns ſo viele Jahre gleichſam mitten aus dem Leben heraus geraubt hat, während welcher wir ſtumm und ſchweigend, die Jüngern unter uns zum reifern

Alter und die ältern Männer an das Ziel des Lebens gelangt ſind.“ [22])

Wie kommt es nun daß Tacitus, daß ein Mann, wie ſeine Werke auf allen Blättern beurkunden, von ſo tiefem und lebendigem ſittlichen Gefühl, ſo durchdrungen von der Größe der alten römiſchen Zeiten und von Abſcheu gegen die Schlechtigkeit ſeiner Zeitgenoſſen, eine ſo paſſive Rolle übernahm? Von welcher Wirkung hätte es ſeyn müſſen, wenn ein Mann von ſolcher Geſinnung und zugleich mit dieſem Talente einer ergreifenden und würdigen Darſtellung begabt, welche ihm nach Plinius ausdrücklichem Zeugniß auch als Redner nicht fehlte, wenn ein ſolcher Mann offen im Senate gegen den blutigen Despotismus Domitians aufgetreten wäre? Warum wurde Tacitus nicht für ſeine Zeit, was Thraſea Pätus für die nicht minder ſchreckliche Zeit der Regierung Nero's wurde? Warum wirkte er nicht in dem Geiſte des Helvidius Priscus und ähnlich geſinnter Männer fort? Warum tritt er auch ſo ſehr zurück daß er nicht einmal den Argwohn und Widerwillen das jeden einigermaßen ſelbſtſtändigen Charakter fürchtenden Tyrannen ſich zuzog, wie wir dieß von ſeinem Freunde Plinius wiſſen? [23]) und was iſt Plinius mit Tacitus verglichen! Waren viel-

leicht bei ihm wie bei Sallustius ein gleicher Widerspruch zwischen dem Leben und den Schriften? War es Schwäche des Charakters und Mangel an Muth, der ihn nicht mehr hervortreten ließ? Oder läßt sich eine höhere Einheit auffinden und nachweisen, welche diese scheinbaren Gegensätze vermittelt und erklärt? Jedenfalls ist hier der Knoten geschlungen, dessen Entwicklung allein den politischen Charakter und gleichsam das Lebensdrama des Tacitus uns in dem wahren Lichte zeigen kann. Versuchen wir die Lösung.

Hätten wir von Tacitus selbst oder von Zeitgenossen directe Rechtfertigungen, Anklagen oder Urtheile über seine persönlichen Verhältnisse in dieser Beziehung, so würden wir davon auszugehen haben, und deren Prüfung und Beurtheilung müßte uns am schnellsten und sichersten zum Ziele führen. Dieser Weg steht uns leider nicht offen. Wir können daher nicht auf unmittelbare sondern nur manigfach mittelbare Weise zu dem Ziel gelangen. Dazu bieten sich uns zunächst zwei Wege dar. Wir werden nämlich einmal nachzusehen haben, welche politische Charaktere und welche Art des politischen Wirkens unter seinen Zeitgenossen und solchen die mit ihm in gleichen Verhältnissen

lebten, er, wenn auch nicht ausdrücklich, doch durch Lob und Beistimmung als die seinigen anerkennt. Der andre Weg führt uns zur Aufsuchung solcher allgemeinen, in Tacitus Werken enthaltenen politischen Grundsätze und Ansichten, welche wir mit Grund zugleich als die Richtschnur seines eignen Handelns annehmen können, so wie zur Betrachtung seiner Urtheile über die Geschichte und den Geist jener Zeit, in welcher wir ihn so gerne als Vorkämpfer gegen die Unterdrückung uud Willkürherrschaft sehen möchten, um zu dem Kranze, den die Nachwelt dem großen Schriftsteller weiht, auch noch die Bürgerkrone hinzufügen zu können.

Wenn wir jenen erstern Weg einschlagen, so begegnet unsrer Aufmerksamkeit sofort die erste Schrift des Tacitus, die Biographie seines Schwiegervaters Agricola, welche für unsern Zweck um so bedeutender ist, weil hier der Charakter und das politische und militärische Wirken eines in jener Zeit bedeutenden Mannes nicht gelegenheitlich in der epischen Fülle eines größern Geschichtwerkes, sondern durch eine selbstständige und gesonderte Darstellung genau und ausführlich beschrieben und beurtheilt wird. In dieser Schrift sehen wir nun zwar wie sehr der Biograph durch die innigen Gefühle der Liebe

und Dankbarkeit zur Darstellung und Verherrlichung des Lebens seines Schwiegervaters sich aufgefordert finden mußte; wir sehen aber zugleich, daß er auch ganz abgesehen von diesem Verhältniß, die Handlungsweise Agricolas und seinen Charakter als Staatsmann und Militär mit Ueberzeugung lobt, ja bewundert und zur Nachahmung aufstellt. Welches sind nun aber die Hauptzüge des hier geschilderten und bewunderten Mannes? Es ist ein Mann von redlichem und thätigem Streben in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise wesentlich und nach Möglichkeit zu nützen, dabei fügsam in die Umstände und Personen, und obgleich begabt mit Geist und Energie, dennoch sich überall selbst beschränkend, um desto sicherer und nützlicher zu wirken; ohne Sucht zu glänzen, ja auch erlaubten Ehrgeiz zu opfern bereit; dem Argwohn und der Grausamkeit Domitian's Mäßigung, Duldsamkeit und Nachgiebigkeit entgegensetzend. So sehen wir ihn in seiner frühern Jugend eifrig dem Studium der Philosophie ergeben und ergriffen von den Idealen der Tugend und des Ruhmes, mehr, wie er selbst erzählte, als es einem Senator und einem Römer vergönnt ist; allein er ließ durch die Erinnerungen seiner Mutter den Feuereifer dämpfen. Einsicht und reiferes Alter

thaten dieß noch mehr, und er behielt von seiner Beschäftigung mit der Philosophie nicht einen unbestimmten Drang nach unerreichbaren Idealen, sondern, „was das Schwerste ist, das rechte Maaß.“ Nachdem er auf eine viel solidere und tüchtigere Weise, als die jungen Römer seines Standes damals gewöhnlich thaten, im Lager den Anfang seiner Laufbahn begonnen hatte, verwaltete er darauf die Quästur und das Amt eines Volkstribunes „still und ruhig, kundig der Zeiten unter Nero, in denen Thatenlosigkeit für Weisheit galt.“ Eben so war er als Prätor. Als Unterbefehlshaber bei dem Heere in Britannien, obgleich mit der zu schlaffen Führung und Verwaltung des damaligen Oberbefehlshabers unzufrieden, „mäßigte dennoch Agricola sein Kraftgefühl und hielt seinen Feuereifer, damit er nicht überhand nehme, in Schranken, indem er zu gehorchen verstand und die Ehre mit dem Nutzen zu vereinigen wußte.“ Nach seiner glänzenden Amtsführung, als Statthalter Britanniens, wo er als Feldherr und durch seine Verwaltung sich gleich auszeichnete, zog er um den gegen ihn argwöhnischen und feindseligen Tyrannen nicht zu reizen, still, bei Nacht in Rom ein, um jedes Aufsehen und jede Aufregung zu vermeiden, und suchte durch ein stilles

und zurückgezogenes Leben alle Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Eben darum verzichtete er auf das ihm zugefallene Proconsulat über Asien und Africa. So gelang es ihm längere Zeit Domitian „durch Mäßigung und Klugheit zu besänftigen, weil er nicht durch Trotz, noch leeres Gerede von Freiheit, das Gerücht und das Schicksal gleichsam herausforderte.“ Die Erwähnung dieses Umstandes gibt Tacitus zu folgender merkwürdigen Nutzanwendung die Gelegenheit: „Diejenigen, welche nur Verbotenes zu bewundern pflegen, mögen daraus lernen, daß auch unter schlechten Fürsten große Männer bestehen können; und daß Gehorsam und Mäßigung, wenn Thätigkeit und Energie damit verbunden ist, um so viel an Lob vorangehen, als viele mit schroffem Trotz aber ohne Nutzen für das Allgemeine durch einen aus Ehrgeiz gesuchten Tod berühmt geworden sind.“ So war Agricola's politischer Charakter und so seine Handlungsweise in Staats- und Kriegsgeschäften. Mancher damalige so wie mancher jetzige warme Feind des Despotismus und Freund der Freiheit wird vielleicht darin mehr Schwäche als Mäßigung sehen. Tacitus indessen entschuldigt ihn nicht etwa deswegen; sondern, wie wir eben sahen, er ertheilt ihm hohes Lob, und sagt

von ihm mit dem Tone feſter Ueberzeugung: „Obgleich mitten in der Bahn des kräftigſten Lebensalters dahin gerafft, hat er für ſeinen Ruhm lange gelebt. Denn er war zu dem vollen Genuſſe der wahren Güter des Lebens, die nur in Tugend gegründet ſind, gelangt; und da er zugleich die Ehren des Conſulates und Triumphes erreicht hatte, was konnte ihm das Glück noch anderes geben?“ [24]) — Wer ſo beſtimmt ein lobendes Urtheil und mit ſolcher Theilnahme ausſpricht, wie in dieſem Falle Tacitus thut, der kann uns über ſeine eignen Anſichten nicht in Zweifel laſſen. Wir werden uns alſo nicht irren, wenn wir annehmen, der Schwiegerſohn habe dieſelbe Handlungsweiſe unter Domitian und aus denſelben Gründen beobachtet, die er in der Lebensgeſchichte des Schwiegervaters ſo ſtark bezeichnend hervortreten läßt. Dieſer Schluß findet ſeine Beſtätigung in der Art wie er einige andre Männer von ähnlicher politiſcher Geſinnung mit beſondrer Aufmerkſamkeit heraushebt: wir meinen die römiſchen Staatsmänner M. Lepidus und L. Piſo, beide unter Tiberius lebend. Von dem erſtern ſagt er: „Ich finde, daß dieſer Lepidus in jenen Zeiten ein würdiger und weiſer Mann war. Er wendete von den damaligen die Grauſamkeit unterſtützen-

den Schmeicheleien Anderer Vieles zum Beßern; dabei wußte er aber eine gewiſſe Mäßigung zu beobachten, da er zugleich bei Tiberius in Gunſt und Anſehen ſtand. Dieß machte es mir zweifelhaft, ob wie das Uebrige ſo auch die Zuneigung der Machthaber gegen dieſe und ihr Widerwillen gegen Jene durch das Verhängniß und das Loos der Geburt beſtimmt werde, oder ob Etwas dabei von unſerm Vorſatze abhänge, und ob es nicht vergönnt ſey, gleich entfernt von Trotz wie von verächtlicher Unterwürfigkeit einen Weg zu gehen, frei von Ehrgeiz und Gefahr.“ Von L. Piſo führt er rühmend bei der Erwähnung ſeines Todes an, „er habe nie im Senat einen ſervilen Antrag gemacht, und bei dahin drängender Nothwendigkeit, eine weiſe Mäßigung zu beobachten gewußt.“ [25]) Damit ſteht nicht in Widerſpruch, daß er andre politiſche Charaktere, welche aus Grundſatz oder aus natürlicher Lebhaftigkeit und Energie in edler Geſinnung freier und feſter den Machthabern entgegen traten, mit Anerkennung und zum Theil mit Bewunderung ſchildert; wie namentlich Thraſea Pätus und Helvidius Priscus, jene beiden Helden der auf ſtoiſchen und republikaniſchen Grundſätzen beruhenden Oppoſition. Allein indem er ihre ſittliche Kraft und würdige Hal-

tung mit inniger Theilnahme auffaßt und darstellt, finden wir nirgends ein Lob ihrer politischen Handlungsweise. Dazu kommt, daß der Erste von den beiden Genannten stets große Mäßigung und Besonnenheit bewieß.

Aus diesen mitgetheilten Ansichten und Beurtheilungen über einzelne Personen dürfen wir also wohl mit Recht schließen, daß Tacitus als praktischer Staats- und Geschäftsmann in ähnlicher Weise wirkte, entfernt von serviler Schmeichelei aber mit sorgfältiger und schonender Beachtung der ihn umgebenden Verhältnisse und Personen, und, wenn auch die edleren Charaktere anerkennend, unter denjenigen, welche mehr von den idealen Ansichten der stoischen Philosophie und den Erinnerungen der Republik bei ihrem praktischen Wirken ausgiengen als von dem Boden der Wirklichkeit, dennoch weder ihr enthusiastischer Bewunderer noch Nachfolger, das Nützliche und Ausführbare dem Glänzenden aber Nutzlosen vorziehend.

Dasselbe Resultat und die Gründe zu seiner Erklärung finden wir, wenn wir den andern der beiden oben bezeichneten Wege der Untersuchung einschlagen und Tacitus Ansichten über den Geist seiner Zeit und die damaligen politischen Verhältnisse und Zustände, besonders in Vergleich

mit der altrömiſchen Zeit, zu erforſchen ſuchen. In dieſer Beziehung finden wir nun in ſeinen hiſtoriſchen Werken, daß er eine lebendige Anſchauung von dem thatkräftigen, ruhmvollen Leben der alten republikaniſchen Zeiten hat, daß er auf den, wenn auch unruhigen doch im Ganzen ſittlicheren und tüchtigeren Geiſt jener Zeiten mit Theilnahme zurückblickt und charakeriſtiſche Züge aus der monarchiſchen Zeit und jenen frühern Jahrhunderten Roms gerne vergleichend zuſammenſtellt. Dieſe Richtung tritt gleich im Eingange von drei ſeiner hiſtoriſchen Werke ſehr deutlich und mit Abſicht hervor, in dem Leben des Agricola, den Hiſtorien und Annalen. In der zuerſt genannten Schrift ſchwebt ihm ſogleich im Anfang der Gedanke vor, wie in der alten römiſchen Zeit ganz anders als jetzt „denkwürdige Thaten zu vollführen ohne Hinderniß und offenkundig war, und wie die berühmteſten Männer in dem Bewußtſeyn ihres Verdienſtes ohne Nebenabſicht ihr Leben der Nachwelt erzählten, was bei ihnen für edles Selbſtvertrauen und nicht für Anmaaßung gegolten hätte.“ Eben ſo erinnerte er im Eingange der Hiſtorien zuerſt an die Jahrhunderte der Republik, welche von Schriftſtellern jener Zeiten „mit eben ſo viel Beredtſamkeit als Freiheit dargeſtellt wurden,“ und wie

mit dem Anfange der Monarchie „die großen Geiſter unter den Schriftſtellern verſchwanden," worauf er denn im folgenden die von ihm darzuſtellende Zeiten in wenigen aber frappanten Zügen kurz ſchildert. Von ähnlichen Gegenſätzen geht er in dem Eingange der Annalen aus und führt ſie dort noch weiter und kunſtreicher aus. Um zu zeigen, wie er auch bei Darſtellung einzelner hiſtoriſchen Züge ſich zu einer Vergleichung mit der alten großen römiſchen Zeit gedrungen fühlt, mag es genügen nur beiſpielsweiſe daran zu erinnern, wie er von den Majeſtätsverbrechen in dem frühern und nachherigen Sinne des Wortes ſpricht; wie er bei Erwähnung des durch ſchlechte Kriegszucht und hohen Sold dem Staate verderblichen Heeres, kurz aber inhaltsſchwer ſagt, „daß bei den Altvordern das römiſche Weſen durch Tugend mehr als durch Geld aufrecht erhalten wurde;" oder wie er von den beiden Brüdern in dem flavianiſchen und vitellianiſchen Heere erzählt, von denen der eine den andern tödtete und dafür noch eine Belohnung verlangte, während in einem ähnlichen Falle in den bürgerlichen Kriegen zu Pompejus Zeit der Mörder ſeines Bruders, ſobald er den Getödteten erkannte, aus Schmerz ſich ſelbſt tödtete. „So war bei den Alten der Ruhm bei

ſchönen Thaten nicht minder groß als die Reue bei Verbrechen lebhaft. Dieſe und ähnliche Züge (fährt er dann fort) aus der alten Zeit werden nicht unpaſſend von uns angeführt werden, ſo oft die Umſtände Beiſpiele des Guten oder Troſt im Unglück fordern.“[26]) Auch der römiſche Patriotismus, der an einigen Stellen ſeiner Werke ſo lebhaft hervorbricht, iſt wie ein Klang aus der alten republikaniſchen Zeit; ſo, wo er bei Erzählung innerer Kriege in Deutſchland, die Götter bittet, es möge zur Erhaltung des römiſchen Reiches bei den auswärtigen Völkern, wenn nicht Liebe zu Rom, doch gegenſeitiger Haß unter ihnen ſelbſt fordauern; ſo dort, wo er bei Erzählung des Brandes des Capitols durch die Kämpfe der Vitellianer und Flavianer klagend ausruft: „Das war die traurigſte und widerwärtigſte That die den römiſchen Staat ſeit der Erbauung der Stadt traf, indem ohne auswärtigen Feind und nicht durch Ungnade der Götter, wenn man anders bei unſern Sitten dieß glauben darf, der von unſern Altvordern gebaute Tempel Jupiters, des Beſten Höchſten, das Unterpfand der Herrſchaft . . . durch die Raſerei der Machthaber zerſtört wurde.“ Mit welchem Gefühl, mit welcher ergreifenden Darſtellung er das Unglück und die Schlechtigkeit, die Tyrannei und die

knechtiſche Geſinnung ſeiner Zeitgenoſſen ſchildert, iſt faſt auf allen Blättern ſeiner unſterblichen Schriften zu finden. Allein ungeachtet aller dieſer eigenthümlichen Züge des Geiſtes des Tacitus würde man ſich doch ſehr irren, wenn man ihm eine Bewunderung der alten Zeit und eine Verachtung ſeiner Zeit in der Art beilegen würde, die ihn zu einem unbedingten Lob des republikaniſchen Roms und zu einer unbedingten Verwerfung der gegenwärtigen Verhältniſſe geführt hätte. Man würde ſich um ſo mehr irren, wenn man ihm ſolche politiſche theoretiſche Anſichten oder eine ſolche Gemüthsſtimmung und praktiſche Richtung zuſchreiben wollte, die ihn hätte beſtimmen können, für die Wiederherſtellung der alten Formen des Staates, der alten römiſchen Freiheit zu wirken und nicht vielmehr das Principat mit ſeinen Folgen anzunehmen, aber nach Möglichkeit zur Entwicklung der guten und würdigen Seiten deſſelben beizutragen. Mehr als durch jede andre Ausführung ſcheint mir dieſes klar hervorzugehen, wenn man folgende vier Stellen nicht nach einzelnen Sätzen, ſondern in ihrer Vollſtändigkeit betrachtet. Die erſte Stelle iſt hergenommen aus dem ſo geiſtvollen und wahrhaft des Tacitus würdigem Dialog über die Urſachen des Verfalles der römiſchen Bered-

ſamkeit. Die hier folgenden Worte werden unter den dort ſprechenden Perſonen dem Curiatius Maternus in den Mund gelegt, einem Bewunderer und Vertheidiger der ältern römiſchen Literatur. Auf dieſe Art iſt es freilich nicht Tacitus, der hier in eigner Perſon ſpricht; aber da in ſolchen Dialogen doch immer zugleich die eigne Anſicht der Verfaſſer einer der ſprechenden Perſonen in den Mund gelegt wird, und nach der Oeconomie des vorliegenden Dialoges dieſes, was wenigſtens das hier mitzutheilende Stück betrifft, von dem hier redend eingeführten Maternus gilt, ſo nehmen wir keinen Anſtand, in ihm Tacitus ſelbſt zu erkennen, obgleich, wie natürlich, des dramatiſchen Intereſſes wegen hie und da die Farben etwas lebhafter gehalten ſind, und daher das ſtärkere Colorit von den nichts deſto weniger bleibenden Umriſſen der Zeichnung zu unterſcheiden iſt. Nachdem nämlich vielerlei andre Gründe des Verfalls der Beredtſamkeit angeführt und ausgeführt waren, ſpricht Maternus noch zum Schluſſe unter Anderm Folgendes: Eine große Beredtſamkeit wie eine große Flamme braucht Stoff zu ihrer Unterhaltung, Bewegungen zum Anfachen, und leuchtet um ſo heller, je ſtärker der Brand iſt. Dieſe nämliche Urſache brachte auch in unſerm Staate die Beredtſamkeit

bei unſern Vorfahren zu ſolcher Höhe. Denn obgleich auch zu unſern Zeiten die Redner ſo viel erreicht haben, als bei einem geordneten, ruhigen und glücklichen Zuſtande des Staates ſich erreichen läßt, ſo hatten jene Alten in jeder Verwirrung und Ungebundenheit das Gefühl Größeres erreicht zu haben, indem bei dem allgemeinen Durcheinander und dem Mangel eines gemeinſchaftlichen Leiters, ein jeder Redner in dem Maaße ſeine Sache gut verſtand, als er das irrende Volk zu Etwas bereden konnte. Daher die immer neuen Geſetzesvorſchläge und die dadurch geſuchte Popularität, daher jene Reden der Magiſtrate, die faſt auf der Rednerbühne übernachteten, daher jene Anklagen ſo mancher mächtiger Männer in der Republik und fortdauernde Familien-Feindſchaften, daher die Parteien der Vornehmen und die ewigen Händel zwiſchen Senat und Volk. Alles dieſes zerriß zwar das Gemeinweſen, aber gab der Beredtſamkeit jener Zeit Leben und Thätigkeit . . . Denn mit der Größe der Verhältniſſe wächst die Kraft des Geiſtes, und Niemand kann eine ruhm- und glanzvolle Rede zu Stande bringen, als wer einen entſprechenden Gegenſtand gefunden hat. Demoſthenes iſt nicht berühmt geworden, meine ich, durch die Reden gegen ſeine Vormünder,

und Cicero machen nicht die Vertheidigungsreden für P. Quinctius oder Licinius Archias zu einem großen Redner, sondern Catilina, Milo, Verres und Antonius haben ihn mit Ruhm umgeben. Ich sage dieses nicht als sey es für den Staat nicht zu theuer erkauft solche schlechte Bürger zu haben, nur damit die Redner einen reichen Stoff zum Reden gewinnen; allein, wie ich schon mehrmals bemerkte, wir dürfen die vorliegende Frage nicht vergessen, und müßen festhalten, daß wir von einer Sache reden, welche bei stürmischen und unruhigen Zeiten vorzugsweise gedeiht. . . . Wir haben es hier nicht mit einem ruhigen und friedlichen Geschäft zu thun, das an Redlichkeit und Bescheidenheit sein Gefallen hat. Nein; jene große und hervortretende Beredtsamkeit ist vielmehr ein Kind der Zügellosigkeit, welche Thoren Freiheit nannten, eine Begleiterin des Aufruhrs, ein Reizmittel des losgelassenen Volkes, sie ist ohne Gehorsam, ohne Unterwürfigkeit, trozig, tollkühn, anmaaßend und überhaupt so, wie sie in wohl eingerichteten Staaten nicht entsteht. Denn haben wir Etwas von einem lacedaemonischen oder von einem cretensischen Redner gehört? Und gerade diese Staaten hatten eine strenge Ordnung und strenge Gesetze. Eben so wenig sehen wir bei

den Macedoniern und Persern, oder überhaupt bei irgend einem Volke, welches eine feste Regierung hatte, eine solche Beredtsamkeit. Zu Rhodus dagegen gab es einige Redner, die meisten aber zu Athen, hier wo das Volk, wo die Unverständigen Alles, ja, wo so zu sagen, Alle Alles zu sagen hatten. Auch unser Staat, so lange er gleichsam noch umherirrte, so lange er durch Parteien, Uneinigkeit und Zwietracht sich abarbeitete, so lange kein Friede auf dem Forum war, keine Eintracht im Senat, keine Mäßigung in den Gerichten, keine Achtung vor den Höhern, kein Maaß und Ziel bei den Obrigkeiten, brachte allerdings eine kräftigere Beredtsamkeit hervor, ebenso wie ein wildes Feld gewisse Pflanzen in üppiger Fülle hervorbringt. Aber der Gracchen Beredtsamkeit galt doch dem Staate nicht so viel, daß er darum sich von ihnen Gesetze vorschreiben ließ, und Ciceros schöne Beredtsamkeit war durch die Art seines Todes zu theuer erkauft. So ist denn auch was von dem alten Forum für Redner übrig ist, ein Beweis, daß der Staat noch nicht fehlerfrei und in allen Theilen nach Wunsch geordnet ist. Denn wer ruft vor Gericht unsre Hilfe an, als nur der Schuldige oder Unglückliche? Welche Gemeinde sucht unsern Schutz, als nur eine solche, welche ent-

weder eine benachbarte feindselige Gemeinde oder innere Zwietracht beunruhigt? Welche Provinz haben wir Redner zu vertheidigen, als nur eine solche, die beraubt und gequält worden ist? Es wäre aber doch viel besser gar nicht zu klagen, als auf Strafe dringen zu müssen. Gäbe es irgend einen Staat, in welchem Niemand sich Etwas zu Schuld kommen ließ, so wäre ein Redner unter solchen schuldlosen Menschen eben so überflüßig als ein Arzt unter Gesunden. So wie jedoch die Arzneikunst am wenigsten nöthig ist und gedeiht bei solchen Völkern, die sich im Ganzen einer festen Gesundheit und einer unverdorbenen Leibesbeschaffenheit erfreuen: eben so ist auch der redneriſche Ruhm geringer und unbekannter bei guten Sitten und bei Gehorsam gegen den, welchem die Leitung des Staates zusteht. Denn wozu hat man in dem Senat lange Abstimmungen nöthig, wenn die Besten sich schnell in ihrer Ansicht vereinigen? Wozu viele Vorträge an das Volk, wenn über Staatsangelegenheiten nicht die unerfahrne Menge sondern Einer und der Einsichtsvollste Rath hält? Wozu freiwillig übernommene Anklagen, wenn man selten und wenig fehlt? Wozu gehäßige und das rechte Maaß überschreitende Vertheidigungen, wenn die Milde des Richters den in Gefahr be-

ſindlichen Schuldigen entgegen kommt? Glaubt mir, ihr trefflichen und ſo weit es nöthig iſt beredtſamen Freunde, wenn Ihr in jenen frühern Jahrhunderten geboren worden wäret, oder wenn jene Männe, die ihr bewundert, in unſrer Zeit gelebt hätten, und wenn irgend ein Gott Eure beiderſeitigen Zeiten und Euere beiderſeitigen Lebensumſtände unter einander vertauſcht hätte: ſo würde weder Euch jenes hohe Lob und jener Ruhm der Beredtſamkeit, noch Jenen die nöthige Selbſtbeſchränkung und das rechte Maaß gefehlt haben. Nun aber, da Niemand zu einer und derſelben Zeit großen Ruhm und große Ruhe erlangen kann, ſo mag Jedermann das Gute ſeiner Zeit genießen ohne eine andre darum anzuklagen.“[27]) — Mit dieſer, wie eben bemerkt, des dramatiſchen Effektes wegen etwas lebhafteren Schilderung der republicaniſchen Zeit in Vergleich mit der ſpätern, vergleiche man nun jene in den Annalen gegebene kurze Ueberſicht der Geſchichte der Geſetzgebung zur Zeit der Republik. Wenn man den ſchriftſtelleriſchen Gattungscharakter eines Dialoges und eines Geſchichtwerkes, wie die Annalen ſind, berückſichtiget, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß die oben mitgetheilte und die jetzt mitzutheilende Stelle in nicht verſchiednem Geiſte gehalten ſind und daß

die Schlüsse, die man aus beiden Stellen für die politischen Ansichten des Tacitus ziehen kann, sich nicht widersprechen. „Nach Tarquinius Vertreibung, (sagt Tacitus an der letztern Stelle) unternahm das Volk vielerlei gegen die Partei der Patricier um die Freiheit zu schützen und die Eintracht zu befestigen. Es wurden die Zehnmänner erwählt, und nachdem man zusammen gesucht hatte was irgendwo es Vorzügliches gab, verfaßte man die Zwölf Tafeln. Das war das Ende des unpartheischen Rechtes. Denn die darauf folgenden Gesetze, obgleich zuweilen gegen Verbrechen gerichtet, wurden doch öfter gewaltsam durchgesetzt bei dem Hader der Stände, um versagte Ehrenstellen zu erlangen, oder berühmte Männer zu vertreiben, oder wegen anderer schlechten Beweggründe. Daher die Gracchen und die Saturninen, die Volksaufwiegler; und auf der andern Seite Drusus, der das Volk im Namen des Senates bestach und die Bundesgenossen durch vorgespiegelte Hoffnung gewonnen und dann wieder getäuscht. Auch während des Italischen und bald darauf während des Bürgerkrieges wurden viele und verschiedene Gesetze gegeben, bis L. Sulla als Dictator die frühern Gesetze abschaffte oder abänderte und mehreres Neue hinzufügte. Dennoch ruhte die

Gesetzgebung nicht lange. Gleich darauf folgten die stürmischen Vorschläge des Lepidus, und nicht lange nachher wurde den Volkstribunen die ungebundene Freiheit zurückgegeben, das Volk nach ihrer Willkühr aufzuregen. Jetzt wurden denn auch gesetzliche Strafbestimmungen nicht im Allgemeinen sondern gegen einzelne Personen gegeben, und bei dem schlechtesten Zustand der Republik hatte man die meisten Gesetze. Darauf wurde Cn. Pompejus zum drittenmal zum Consul ernannt, um die Sitten zu verbessern; allein strenger als es die Natur der Vergehen jetzt gestattete, stürzte er selbst die von ihm gegebenen Gesetze um, und verlor durch Waffengewalt, was er durch Waffengewalt behauptete. Darauf in Einem fort zwanzig Jahre lang Zwietracht; da galt kein Recht, keine Sitte; die schändlichsten Handlungen waren straflos, und oft gereichten löbliche Handlungen zum Verderben. Erst in seinem sechsten Consulate schaffte Cäsar Augustus im sichern Besitze der Macht das ab, was er während des Triumvirates befohlen hatte, und gab uns solche Rechte, wie wir sie in Friedenszeiten und unter der Herrschaft eines Fürsten brauchen konnten.“[28])— Wir reihen, ohne durch eingestreute Raisonements den Leser aufzuhalten, die dritte Stelle von verwandtem Inhalte an.

Wie in der zuerſt angeführten Stelle Tacitus von der Beredtſamkeit ausgehend die republikaniſche und monarchiſche Zeit mit einander vergleicht, ſo thut er hier daſſelbe bei Gelegenheit der Vergleichung der Werke der ältern römiſchen Geſchichtſchreiber mit der Geſchichtſchreibung wie ſie jetzt zu ſeiner Zeit dem geänderten Gegenſtande nach beſchaffen war und beſchaffen ſeyn mußte. Er geht dabei zunächſt von den Zeiten des Tiberius aus. „Ich weiß wohl, ſagt er, daß das Meiſte von dem, was ich bis jetzt erzählt habe, oder noch erzählen werde, vielleicht klein und unbedeutend ſcheinen wird; allein Niemand darf dieſe unſre Annalen mit den Werken derjenigen zuſammenſtellen, welche die alten Thaten des römiſchen Volkes beſchrieben. Jene ſtellen dar mit freier Bewegung gewaltige Kriege, Beſtürmung von Städten, Flucht und Gefangenſchaft von Königen, oder wenn ſie ſich zu den innern Angelegenheiten wenden, die Streitigkeiten der Conſuln mit den Tribunen, die Geſetze über Acker- und Getreidevertheilung und die Wirren zwiſchen den Patriciern und der Plebs. Unſre Aufgabe dagegen iſt beſchränkt und ruhmlos. Denn jetzt war ſtillſtehender oder nur wenig geſtörter Friede, die Verhältniſſe zu Rom traurig und der Fürſt ohne Stre-

ben das Reich zu vergrößern. Deswegen aber mag es dennoch nicht ohne Nutzen seyn, jene dem ersten Anblick nach unbedeutenden Begebenheiten näher zu betrachten, indem aus ihnen oft große Bewegungen entstehen. Alle Völker nämlich und Städte werden entweder demokratisch oder aristokratisch oder monarchisch regiert: eine aus diesen Elementen verbundene und gemischte Staatsverfassung läßt sich leichter loben als wirklich zu Stande bringen, und wenn sie auch ins Daseyn tritt, so kann sie nicht lange bestehen. Nun, so wie man einst, als das Volk mächtig war, oder der Senat viel vermochte, die Art und Weise der großen Menge und die Mittel sie zu lenken kennen lernen mußte, und wie diejenigen für Kenner der Zeiten und für weise Männer galten, welche am genauesten den Geist des Senates und der Vornehmen durchschauten: so wird es wohl dagegen jetzt als nützlich erscheinen, solche Züge wie hier von uns geschieht zu sammeln und darzustellen, nachdem die Verfassung sich ganz geändert hat und das römische Wesen gar nicht mehr anders bestehen kann als unter der Herrschaft eines Einzigen; denn nur Wenige unterscheiden aus eigner Einsicht das Gute von dem Schlechten, das Nützliche von dem Schädlichen, der größere Theil

läßt ſich nur durch fremdes Schickſal belehren. Uebrigens iſt dieſe Behandlungsart zwar nutzbringend, aber wenig unterhaltend. Denn die Darſtellung der Länder und Völker, manigfaltiger Schlachten, und des ruhmvollen Todes der Heerführer feſſelt und erfriſcht den Geiſt des Leſers: wir aber haben in einem fort zu berichten grauſame Befehle, ewige Anklagen, trügende Freundſchaften, den immer durch dieſelben Urſachen herbeigeführten Untergang ſo mancher Unſchuldigen, ſo daß das Einerlei der Gegenſtände und der Ueberdruß daran ſofort entgegen tritt. Auch ſind die alten Geſchichtſchreiber ſeltner den Angriffen der Tadler ausgeſetzt, und es liegt Niemanden daran, ob man die puniſchen oder römiſchen Heere mit lebhafterer Theilnahme erhebt; dagegen von Vielen, die unter Tiberius Strafe oder Schmach erlitten, leben die Nachkommen noch. Und geſetzt auch ihre Familien ſeyen erloſchen, ſo giebt es Solche, die wegen der Aehnlichkeit ihres Charakters die Erwähnung fremder Vergehen als ihnen gemachte Vorwürfe anſehen. Andrerſeits erregt auch ruhmvolle Tugend Feinde, weil ſie durch den ſo nahe liegenden Gegenſatz zum Vorwurf gereicht.“ [29]) Aus dieſer Stelle, welche ihrem größten Theil nach die verſchiedene Stellung und Aufgabe der römiſchen

Geſchichtſchreiber der republicaniſchen und monarchiſchen Zeitdarſtellt, gehen zugleich für die Kenntniß der politiſchen Anſichten des Tacitus zwei wichtige Sätze hervor; nämlich einmal: eine gemiſchte Verfaſſung mit Theilung der Staatsgewalt iſt auf die Länge unhaltbar; man muß eine der drei Hauptformen rein für ſich und dann auch mit ihren Folgen annehmen; und dann zweitens: für das römiſche Reich paßt jetzt nur die monarchiſche Form. Es bedarf keiner nähern Auseinanderſetzung wie ſehr dieſes Reſultat übereinſtimmt mit den oben dargelegten Urtheilen des Tacitus über Agricola und einige andere römiſche Staatsmänner. Eben daraus geht noch ferner hervor, wie er zwar die ſittliche Kraft anerkennen und ſogar bewundern konnte, welche Helvidius Priscus und ähnliche Männer zeigten, ohne ſich jedoch ſeiner Ueberzeugung nach an ihre Oppoſition gegen das Principat anſchließen zu können. Dieſe Anſicht von der Unvermeidlichkeit des Principates, als einer nothwendigen Folge vieler längſt vorhergegangenen Ereigniſſe und Zuſtände, findet ſich auch noch in kräftigen Zügen an der folgenden Stelle ausgedrückt, mit welcher die unmittelbar vorher mitgetheilten drei andern Stellen verbunden uns ein ſo treues und ziemlich vollſtändiges Bild von Tacitus politiſcher Geſinnung und

Richtung geben. Wo er nämlich das Zusammentreffen der Heere der beiden Kronprätendenten, Vitellius und Otho, in Oberitalien berichtet, erwähnt er ein damals herrschendes und auch von Geschichtschreibern aufgezeichnetes Gerücht, wornach die beiden Heere geneigt gewesen seyn sollen, sich friedlich zu verständigen und einen bessern und achtungswerthern Imperator, als Vitellius und Otho, entweder selbst zu wählen oder durch den Senat wählen zu lassen. Er seiner Seits hält jedoch dieses Gerücht für grundlos und die Wahrheit desselben nach dem damaligen Geist und der sittlichen Verdorbenheit der beiden Heere und jener Zeit überhaupt für unmöglich. Dieß veranlaßt ihn dann zu folgender Digression: „Die alte und von jeher den Menschen inwohnende Begierde nach Macht wuchs heran und brach hervor mit des Reiches Größe. Bei beschränkten Verhältnissen war es leicht die Gleichheit zu behaupten; aber als nach großen Siegen und nach Unterdrückung von Städten und Königen, unsern Nebenbuhlern, es nun vergönnt war, ohne Gefahr von außen nach Macht und Reichthum zu streben, da entbrannten zuerst die Streitigkeiten zwischen den Patriciern und der Plebs. Bald sah man stürmische Volkstribunen, bald übermüthige Consuln, und in der

Stadt und ſelbſt auf dem Forum Verſuche von Bürgerkrieg. Nicht lange darauf beſiegten C. Marius aus dem niederſten Volk und L. Sulla, der grauſamſte unter den Vornehmen, die Freiheit mit Waffengewalt und verwandelten ſie in Willkürherrſchaft; nach ihnen Cn. Pompejus, verſteckter aber nicht beſſer. Schon von jetzt an ſtritt man ſich um nichts anderes als um das Principat.“ [30])

Aus dieſen mitgetheilten Stellen wird ohne ausführliche Erörterungen deutlich genug hervorgehen, daß und warum Tacitus die monarchiſche Verfaſſung des Reiches für eine Nothwendigkeit hielt, und warum er deswegen in ſeinem praktiſchen Leben auch nicht entfernt die, wenn auch gut gemeinten und edelgeſinnten Anſichten, Wünſche und Träume derjenigen theilen konnte, welche aus hiſtoriſchen Reminiscenzen und philoſophiſchen Ideen dem Principat ſelbſt widerſtreben zu müſſen glaubten. Um ſo weniger mußte er zu denjenigen ſich hingezogen fühlen, welche aus bloßer Eitelkeit, aus unlauterm Ehrgeiz oder leidenſchaftlicher Feindſeligkeit eine ähnliche Sprache, wie die wahren aber unklaren Freiheitsfreunde und Philoſophen führten. Er iſt gegen letztere ſo ſehr auf ſeiner Hut, daß er auch da vor falſchen Darſtellungen warnt, wo ſie gegen Tyran-

nen gerichtet waren. „Denn, sagt er im Eingang der Historien, vor dem gesuchten Streben eines Schriftstellers bei den Machthabern sich beliebt zu machen, hat man leicht Widerwillen: Tadelsucht aber und Neid findet williges Gehör. Natürlich: Schmeichlei begreift in sich das garstige Verbrechen der Servilität; boshafte Feindseligkeit dagegen den falschen Schein der Freiheit.“ — Diese Ansichten erklären die im Ganzen der Monarchie des Principates zugewendete Gesinnung des Tacitus; allein sie erklären dennoch nicht vollständig warum er, ein solcher Mann, wenn auch mit Schonung des Principates, doch nicht gegen einzelne offenbare Acte der Grausamkeit und des Unrechtes von Seiten Domitian's auftrat. Zur Erklärung und Würdigung dieser Erscheinung mögen folgende Betrachtungen dienen. Zunächst erinnern wir daran, daß, wie oben aus den Quellen von uns nachgewiesen worden ist, Domitian eine Reihe von Jahren hindurch die Regierung nicht schlecht führte, sondern im Gegentheil Justiz und Verwaltung von ihm in guter Ordnung gehalten wurde. Unter diesen Umständen konnte also wohl auch ein wohlgesinnter Senator im Interesse des allgemeinen Wohles und in Rücksicht des zum Stolze, zum Argwohn und zur Grausamkeit geneigten

Herrschers, seine individuelle Misbilligung über Manches zurückhalten, ohne dabei gerade schlechten Motiven oder lediglich der Furcht wegen seiner eignen persönlichen Sicherheit zu folgen. Als aber der Despotismus und die Gewaltthätigkeit des entarteten Flaviers in ihrer schrecklichen Wirklichkeit, wie in den letzten drei Jahren seiner Regierung, hervortrat, war der Zustand des Reiches so beschaffen, und die auf die Gunst des Pöbels und die unbedingte Anhänglichkeit der Armee gestützte Macht und Sicherheit des Despoten so groß und unangreifbar, daß Niemand im Senat daran denken konnte, das Volk über seine Rechte und Würde aufzuklären und dem Tyrannen offen entgegen zu treten. Von allen den vielen Opfern, welche in dieser Zeit fielen, hat keines dieses versucht: sie fielen alle durch den oft ganz grundlosen Argwohn des Tyrannen, oder wegen einzelner, aber nicht im Senate, nicht in ihrer gesetzlichen Amtsthätigkeit an den Tag gelegter freisinniger Worte und Handlungen. Daß man in einer solchen Lage der Dinge an dem Vaterlande und der guten Sache verzweifeln konnte, und darum keinen Versuch, von dessen offenbarer Vergeblichkeit man vollkommen überzeugt war, unternahm, daß Tacitus, wie es scheint, eine solche Ansicht hatte und befolgte,

wollen wir nicht rechtfertigen, finden es aber sehr natürlich und erklärlich. Tacitus glaubte zwar an die Kraft der sittlichen Würde auch in seinem Zeitalter. Sagt er ja doch selbst in dem Eingange der Historien, nachdem er die Nachtseite der von ihm zu beschreibenden Zeiten mit wenigen kräftigen Zügen geschildert hat: „Jedoch war diese Zeit nicht so unfruchtbar an Tugenden, daß sie nicht auch gute Beispiele gezeigt hätte, als: Mütter die ihre vertriebenen Kinder begleiteten, Gattinnen die ihren Gatten in die Verbannung folgten; muthvolle Verwandten; standhafte Schwiegersöhne; Treue von Sklaven, sogar der Folter trotzend; die äußerste Noth so mancher berühmten Männer, der dabei bewiesene Starkmuth und das Ende so Mancher, nicht geringer als der gepriesene Tod mancher Männer des Alterthumes.“ Ungeachtet dessen konnte aber dennoch dem tief blickenden Geschichtschreiber der gleichen Zeiten unter Tiberius und Nero die Fruchtlosigkeit solcher einzelnen Opfer und der hilflose Zustand des Ganzen nicht entgehen. Diese Hoffnungslosigkeit, welche Tacitus von einem kräftigern Wirken in der Schreckenszeit Domitians zurückgehalten haben mag, ist zugleich nicht ohne Beziehung auf die Ansicht, welche der Geschichtschreiber von den letzten Gründen

der Begebenheiten und dem Gange der menſchlichen Schickſale hatte. Es iſt hier der Ort nicht davon ausführlich zu handeln; es mag genügen auf die ſo klar aufgefaßte und anſchaulich ausgeführte Darſtellung Süvern's zu verweiſen. Aus der Zuſammenſtellung der einzelnen zerſtreuten und nicht immer genau übereinſtimmenden Aeußerungen des Geſchichtſchreibers über Schickſal, Zufall und Vorſehung, ergibt ſich, daß ſein Geiſt aus der Betrachtung des Weltlaufes und überwältigt von den Gräueln und Verkehrtheiten einer ausgearteten Zeit, im Ganzen eine trübe und troſtloſe Anſicht von dem Walten jener dunkeln Macht gefaßt hatte, welche neben und außer dem perſönlichen Wollen und Wirken der Einzelnen durch die Geſchichte geht. Je mehr er die Geſchichte alter und neuer Zeiten betrachtet, deſto mehr ſcheint ihm „Spiel und Täuſchung in den menſchlichen Dingen zu walten.“ Sejanus ſcheint ihm ſeinen ſo verderblichen Einfluß bei Tiberius nicht durch eigne Geſchicklichkeit gewonnen zu haben, (denn die welche den Sejanus ſpäter ſtürzten waren ja noch geſchicktere Intriguanten) ſondern durch eine höhere Macht, durch den Zorn der Götter. Nach der Anfzählung der vielen Schtachtopfer unter Nero drückt die knechtiſche Duldſamkeit,

welche ſich dabei kund gab, ſeinen Geiſt nieder, und das viele daheim in Friedenszeiten vergoſſene Blut füllt ſeine Seele mit Trauer. Dennoch verlangt er von ſeinen Leſern, ſie möchten die ſo ohne Widerſtand zu Grunde gehen nicht haſſen: es walte hier göttliche Schickung, es ſey der Zorn der Götter der letzte Grund der Verblendung.[31]) Eine ſolche Stimmung aber iſt nicht geeignet thatkräftigen Muth zu geben und zur Verwirklichung von eignen Idealen anzutreiben.

Zu allem dieſem und zur vollſtändigen Auffaſſung und Beurtheilung von Tacitus praktiſch-politiſcher Wirkſamkeit ſcheint endlich auch noch folgende Betrachtung nicht zu überſehen zu ſeyn. Tacitus faßt auf und ſtellt dar die manigfaltigſten und ſogar entgegen geſetzten Zuſtände und Charaktere der Zeit, die er ſchildert, mit einer ſtets gleichen Unpartheilichkeit und mit wahrhafter Objectivität. Die Verſicherungen, die er ſelbſt darüber in dem Eingange der Annalen und Hiſtorien gibt, ſind keine leeren Worte, ſondern der feſte und lautre Ausdruck ſeiner Individualität, der faſt auf jedem Blatte ſeiner Werke ſeine Beſtätigung findet. Beſonders bemerkenswerth iſt in dieſer Beziehung die gehaltene und ruhige Darſtellung ſolcher Charaktere, wie des Tiberius, die ſonſt ſo ſehr geeignet ſind ein

jedes edlere Gemüth und fühlende Herz ſofort gegen ſich einzunehmen. Solche Individualitäten aber, welche die verſchiedenſten Beſtrebungen und Charaktere verſtehen und aufzufaſſen im Stande ſind und in dem Spiegel ihrer Objectivität in treuen Bildern darſtellen, ſind in der Regel zu kräftigem Handeln in der politiſchen Sphäre weniger aufgelegt. Das kräftige politiſche Auftreten fordert mehr oder weniger eine gewiſſe Einſeitigkeit: man muß auf dieſem Gebiete gewiſſe Richtungen, Anſichten und Plane mit ausſchließlichem Vorzug, ſey es aus Vorliebe oder Berechnung, verfolgen. Individuen andrer Seits, welche dieſen Charakter und dieſe Richtung zeigen, vermögen wohl von ihrem Standpunkte aus ihre eignen Beſtrebungen, Thaten und Schickſale in Denkwürdigkeiten zu erzählen, auch von demſelben individuellen Standpunkte aus und zu individuellen Zwecken mit mehr oder minder Erfolg Geſchichte zu ſchreiben, aber ſie können nicht mit ſolcher Wahrheit und umfaſſenden Objectivität wie Tacitus ein ganzes Zeitalter ſchildern. Würde Tacitus als Senator und Staatsbeamter mehr hervorgetreten ſeyn, ſo hätte die Welt ſeine unſterblichen Werke vielleicht gar nicht erhalten, oder doch nicht in dem Geiſte, den wir jetzt in ihnen bewundern;

nach dem eben angedeuteten Verhältniß zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen menſchlichen Thätigkeit darf man wohl dieſes annehmen. Ueberdieß ſchützten durch dieſe Zurückgezogenheit die Götter den Geſchichtſchreiber, und bewahrten ihn auf für glücklichere Zeiten und für die Nachwelt, ebenſo wie gleichermaßen, nach Plinius Ausdruck, Trajanus, der Gründer einer beſſern Zeit, des Tacitus College im Senat, in derſelben Zeit nur durch der Götter Hülfe unbemerkt der Grauſamkeit Domitians entgieng. [32])

Anmerkungen.

1) S. Bähr Geschichte der römischen Literatur. S. 422. §. 277. ff. 2te Ausg. — C. Th. Welker, Ueber Aufgabe und Behandlung der Geschichte; in den Festreden zur Säcularfeier Karl Friedrichs von Baden. (Freiburg 1828) und in dessen Encyklopädie S. 305. Anmerk.

2) Histor. I., 1. — 3) Annal. XI., 11.

4) Tacit. Agricol. cap. 45. Mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus; nos Maurici Rusticique visus, nos innocenti sanguine Senecio perfudit. Und daselbst Walch S. 423. seiner Ausgabe.

5) Plin. Epp. II., 1. — 6) Plin. Epp. II., 11.

7) Tacit. Histor. IV, 5. — 8) Dio Cass. LXVI, 12. p. 1086. Ed. Reimar.

9) Dio Cass. LXVI, 13. p. 1087. „Dem Demetrius (einem cynischen Philosophen), der durchaus nicht nachgab, ließ er sagen: Du giebst dir alle Mühe, daß ich dich tödten soll; aber ich tödte keinen Hund, der mich anbellt.“

10) Sueton. Vespasian. cap. 15.

11) Sueton. Domitian. cap. 8 et 9. — 12) Tacit. Agricol. cap. 2.

13) Dio Cas. LXVII, 13. p. 1111. „Viele wurden aus derselben Ursache (nämlich: wie Arulenus und Senecio) wegen ihrer Beschäftigung mit Philosophie hingerichtet; und die andern aus Rom vertrieben.“

14) Sueton. Domitian. cap. 11 und cap. 18. Commendari se verecundia oris adeo sentiebat, ut apud Senatum sic quondam iactaverit: Usque adhuc certe animum meum probastis et vultum.

15) Sueton. Domitian. cap. 4. und Dio Cass. LXVII, 4. p. 1104.

16) Sueton. Domitian. cap. 7. Addidit et quartum stipendium militi aureos ternos. Cf. Ibid. cap. 12 und 23.

17) Dio Cass. LXVII, 4. p. 1104. „Als er die Mittel zu seinem Aufwand nicht mehr hatte, ließ er Viele hinrichten, theils durch Verurtheilung von dem Senat, theils auf bloße Anklagen hin während ihrer Abwesenheit: Einige schaffte er durch heimliche Vergiftung aus dem Weg" Vergl. Sueton. Domitian. cap. 12.

18) Ich finde, daß bei beiden hier genannten Dichtern in der Geschichte der Literatur sowohl als in der Geschichte jener Zeit überhaupt, gewöhnlich ihre niederträchtige und abscheuliche Servilität nicht so hervorgehoben und gebrandmarkt wird, als sie es verdienen. Jedermann wird zwar die Dichter in Beziehung auf Politik anders beurtheilen als Staats- und Geschäftsmänner oder als Geschichtschreiber; allein diese Rücksicht reicht nicht aus um Martialis oder Statius zu entschuldigen. Was den ersten betrifft, so vergleiche man nur einmal Epigrammat. IV, 1. 27. VI, 2. 4 — 7. VII, 4. VIII, 24. 54. IX, 37. 80. 92. 103. besonders V, 19. Unter den Gedichten des Statius gehören hieher Sylvar. I, 1. 6. III, 4. IV, 1

19) Dio Cass. LXVII, 11. p. 1109. ... *ἵνα μηδεμία μνήμη τῶν θανατουμένων ὑπολειφθῇ, ἐκώλυσε σφᾶς ἐς τὰ ὑπομνήματα ἐγγραφῆναι.* Daß unter den hier genannten *ὑπομνήματα* die Acta publica zu verstehen seyen, darüber S. Reimarus Note zu dieser Stelle.

20) Tacit. Agric. cap. 3.

21) So wie Plinius in seinem Panegyricus vorzüglich die Vergleichung der Zeiten Domitian's dem Lobe Trajans zum Relief dienen läßt: so liebt er es auch in seinen Briefen vielfältig seinen Freunden aus jenen traurigen, nunmehr überstandenen Zeiten Mancherlei zu erzählen. Vergl. III, 11. IV, 11. 22. VII, 33. XIII, 13.

22) Tacit. Agricol. cap. 3.

23) Plin. Epp. III, 11. Atque haec feci, quum septem amicis meis aut occisis aut relegatis (occisis Senecione, Rustico, Helvidio; relegatis Maurico, Gratilla, Arria, Fannia) .. tot circa me iactis fulminibus quasi ambustus, mihi quoque impendere idem exitium, certis quibusdam notis augurarer.

24) Die bezeichneten (" ") Stellen ſind aus Tacit. Agric. cap. 4. 5. 6. 8. und 42.

25) Ueber Lepidus S. Annal. IV, 20.; über Piſo Annal. VI, 10.

26) Histor. II, 69. — Ibid. III, 51. — III, 72.

27) Dialog. De Oratorib. cap. 36. 37. 40. 41.

28) Annal. III, 27.

29) Annal. IV, 32. 33.

30) Histor. II. 37.

31) Süvern, Ueber den Kunſtcharakter des Tacitus. S. 124. ff. Annal. III, 18. XVI, 16.

32) Plin. Panegyr. cap. 94.

Betrachtungen über die Wichtigkeit und Bedeutung des Studiums der classischen Literatur für die Bildung unsrer Zeit.

(Eine akademische Gelegenheitsschrift bei Gründung des philologischen Seminariums zu Freiburg im Breisgau, im Jahr 1830.)

Unter den weisen und wohlthätigen Anordnungen, welche durch die Gnade Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs im Laufe dieses Jahres zum Wohle unsrer Hochschule getroffen worden sind, nimmt besonders unsre Aufmerksamkeit und unsern Dank in Anspruch die Errichtung einer Anstalt, welche auf unsrer andern Landesuniversität durch die Huld und Weisheit Karl Friedrichs, Höchstseligen Andenkens, gegründet, schon seit einer längern Reihe von Jahren mit erfolgreicher Wirksamkeit besteht, und

welche faſt auf keiner deutſchen Hochſchule fehlt. Auf den Antrag nämlich des akademiſchen Conſiſtoriums, durch die thätige Unterſtützung der hochpreißlichen Curatel und die erleuchtete Vorſorge des hohen Miniſteriums iſt durch höchſte Entſchließung ein philologiſches Seminarium zur Förderung des Studiums der claſſiſchen Literatur und Alterthumskunde, ſo wie insbeſondre zur Bildung künftiger Lehrer dieſes wiſſenſchaftlichen Faches, an unſrer Hochſchule errichtet worden. Der ernannte Direktor dieſer neuen Anſtalt, welchem der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden iſt, bei dem gegenwärtigen hohen Feſte*) die Gefühle und Wünſche der akademiſchen Lehrkörpers auszuſprechen, und daſſelbe zugleich nach akademiſcher Sitte durch ein Zeichen wiſſenſchaftlicher Thätigkeit zu feiern, ergreift dieſe Gelegenheit, um von der Gründung und Einrichtung dieſer Anſtalt unſern akademiſchen Mitbürgern, ſo wie dem geſammten ſich dafür intereſſirenden Publikum Nachricht zu geben und zugleich auf die Wichtigkeit und den Nutzen ſolcher Inſtitute aufmerkſam zu machen. Er glaubt dieſes letztere am zweckmäßigſten thun zu können durch Mittheilung einiger Betrachtungen über die

*) Dem Geburtsfeſte S. K. H. des Großherzogs

Wichtigkeit und Bedeutung des Studiums der classischen Literatur und Alterthumskunde für unsre Zeit. Diese Betrachtungen sollen sich auf die Andeutung der wesentlichsten Gesichtspunkte beschränken, so viel der Raum dieser wenigen Blätter und die gegebene Veranlassung gestattet, welche mehr zur Heiterkeit festlicher Freude als zu ausführlicher wissenschaftlicher Untersuchung einladet; sie sollen im Tone besonnener Ueberlegung und unpartheiischer Prüfung gehalten werden, je leichter es ist, zur unbedingten Bewunderung jener Denkmale des Denkens, Dichtens und Lebens einer schönen und kräftigen Vorzeit sich hinreißen zu lassen, welche nun schon so viele Jahrhunderte hindurch eine unversiegbare Quelle der Belehrung und Begeisterung ist.

Ueber den hohen Werth und unverwelklichen Reiz der Werke der griechischen und römischen Literatur an sich, so wie über die Schönheit und Kraft des antiken Lebens überhaupt stimmt das allgemeine Urtheil überein, und die Bewunderung jener früheren Jahrhunderte, in welchen, angeregt durch die mit neuem Eifer gesuchte Anschauung und Kenntniß der Alten, ein neues Licht für die wissenschaftliche Bildung Europas heranbrach, wird auch jetzt noch von jenen ge-

theilt, welche ſich eine lebendige Anſchauung und Kenntniß des Alterthums verſchaffen, ſo ſehr ſich in unſrer Zeit der Umfang und die Selbſtſtändigkeit unſers Wiſſens und unſrer Bildung vermehrt haben. Allein die Frage hat man vielfältig aufgeworfen und hat man allerdings das Recht aufzuwerfen: „ob, auch zugegeben den Werth und das Intereſſe des griechiſchen und römiſchen Lebens, darum mit Fug und Recht, fortwährend das Studium der Sprache und Literatur dieſer Völker zur Grundlage des wiſſenſchaftlichen und gelehrten Unterrichts gemacht und dadurch als ein Hauptelement in unſre höhere geiſtige Bildung aufgenommen werde.“ Wenn man von der Aufſtellung dieſer Frage zu den Gründen und Bedenken übergeht, welche ſich für eine verneinende Beantwortung derſelben darbieten, ſo kann man folgendes anführen. Man kann ſagen: Ein jedes Volk hat, wie ſeinen eigenthümlichen phyſiſchen Charakter, welcher von der Natur gegeben und über die menſchliche Willkür geſtellt iſt, eben ſo ſein gegebenes und feſtbeſtimmtes Maaß und Weſen geiſtiger Bildung, welches gleichfalls auf natürlichen und nothwendigen Gründen beruht und durch keine willkürlich genommene geiſtige Richtung verändert werden kann; ferner: jede individuelle volks-

thümliche vaterländiſche Bildung hat als ſolche einen ſo hohen Werth, daß ſie auch mit Mängeln und Beſchränkung einer an ſich vollkommneren aber fremden Bildung vorzuziehen iſt; endlich: unſre jetzige Welt und Zeit iſt in Bezug auf Religion, politiſche Einſicht und Einrichtungen, in Bezug auf den größten Theil der Wiſſenſchaften und ihrer Anwendung auf das Leben ſo weit vor jenen alten Völkern voraus, daß die Bildung derſelben, wenn auch hiſtoriſch intereſſant, keinen praktiſchen Werth für uns mehr hat.

Dieſe drei Gründe ſind die allgemeinſten und wichtigſten, welche die entgegengeſetzte Anſicht geltend machen kann, und welche von uns näher zu beleuchten ſind, ehe wir durch poſitive Gründe die Wichtigkeit und Gültigkeit jener Studien für die wiſſenſchaftliche und überhaupt höhere geiſtige Bildung unſrer Zeit darzuthun verſuchen.

Wenn man die Art und Weiſe der individuellen geiſtigen Stimmung und Bildung eines Volkes auf Naturnothwendigkeit beruhen läßt, ſo iſt dieſe Naturnothwendigkeit allerdings bis auf einen gewiſſen Grad weder zu verkennen noch zu bezweifeln. Allein wenn man zugleich jeden wirkſamen Einfluß von auſſenher gegebener oder gewählter geiſtiger Auregungen und Bildungsmittel damit abläugnen will, ſo ſpricht dagegen das

Wesen der menschlichen Freiheit, die Natur des geistigen Lebens und die Erfahrung der Geschichte. Allerdings bleiben bei jeder Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes so wie der Bildung eines Volkes gewisse individuelle Grundzüge und wesentliche Eigenschaften; allein die fremden geistigen Richtungen und Bildungsmittel, welche ein Individuum oder ein Volk in sich aufnimmt, stehen zu der Art und Weise seines Denkens und seiner innern Beweggründe des Handelns durchaus nicht in demselben Verhältniß, in welchem das blos theoretische Denken zu der äußern physischen Natur und individuellen Beschaffenheit steht, wornach freilich durch Vorstellen und Denken das Profil des Negers sich niemals zu den Lineamenten eines griechischen Antlizes veredeln kann. Jenes Verhältniß zwischen den von aussen herkommenden geistigen Eindrücken und der geistigen Individualität ist vielmehr dasselbe wie das Verhältniß zwischen der Art der Ernährung und der gesammten Diät zu dem leiblichen individuellen Organismus. Auch dieser wird zwar bei aller Veränderung der äußern Einwirkungen gewisse Grundzüge seiner individuellen Constitution behaupten; aber wie mannigfaltig wird er durch äußere Einwirkungen verändert und in seiner Entwicklung gefördert oder gestört? Nicht ge

ringer ſind die Veränderungen und die Bedingungen der Entwicklung, welche der Geiſt durch Aufnahme von fremden Anſchauungen und Gedanken erleidet, die er ſelbſtſtändig ergreift, oder welche durch äußere Umſtände ihm zugeführt werden. Von der Wahrheit dieſer Anſicht kann uns ein Blick auf die Bildungsgeſchichte der Völker überzeugen. Wenn auch die Völker Aſiens in feſtem Beharren bei ihrer urſprünglichen Bildung und Lebensweiſe keine oder ganz wenige Elemente fremder Bildung in ſich aufnahmen: ſo iſt es dagegen die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der europäiſchen Menſchheit, daß die einzelnen zu dieſem Kreiſe gehörenden Völker nicht blos ſolche Einflüſſe zuließen, ſondern in ihre Individualität aufnahmen und dieſelbe mannigfaltig dadurch ändern und beſtimmen ließen. So floß die Quelle unſrer europäiſchen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung von den Griechen zu den Römern, und wirkte, wenn auch nicht unmittelbar auf die Maſſe des Volkes, doch auf die höhern Kreiſe der Geſellſchaft, geſtaltete um, und formte die römiſche Sprache, Literatur, Kunſt, Wiſſenſchaft, das Recht, das geſellſchaftliche Leben und die praktiſchen Motive des Handelns, und veränderte auf dieſe Weiſe mannigfaltig den individuellen Charakter der Nation. Aehnlicher Weiſe

wirkte das römiſche und griechiſche Alterthum auf die Völker des neuern Europa theils im Anfange durch unmittelbare Berührung, theils nachher in ſpätern Jahrhunderten durch das Mittel theoretiſcher Studien. Ging nicht jene große Bewegung der Geiſter im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert mit ihren für alle Lebensverhältniſſe ſo wichtigen, bleibenden Folgen, großentheils von den Anregungen und Anſchauungen aus, welche die Humaniſten aus dem Studium der alten Literatur ſchöpften? Iſt nicht unſre Religion, ihren Dogmen und ihrem Cultus nach, durch das Medium griechiſcher und römiſcher Lehren und Einrichtungen zu uns gekommen? Fließt nicht der größte Theil unſers praktiſchen Rechtes und ſeine ganze wiſſenſchaftliche Behandlung aus jener Quelle, wie nicht minder der größte Theil unſrer wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Formen, Anſchauungen und Denkweiſen? ſo daß es überflüſſig iſt, über die Möglichkeit einer kräftigen, dauernden und umfaſſenden Einwirkung der Bildung eines Volkes auf die Bildung des andern zu ſprechen, wo die Wirklichkeit ſich ſo unverkennbar zeigt. Ja man wird wohl ſagen dürfen, daß unſre ganze Bildung ein gemeinſchaftliches Produkt zweier Fak-

toren iſt: der antiken Bildung und unſrer germaniſchen Individualität.

In dieſem eben ausgeſprochenen Gedanken liegt zugleich die Erwiderung auf jene andern beiden Einwürfe, von welchen der eine von dem ausſchließlichen Werthe eigenthümlicher nationeller Bildung und der andere von den Vorzügen der modernen Bildung vor der antiken Bildung hergenommen iſt. Denn ſo iſt es allerdings: wenn wir auch wollten, wir vermöchten es jetzt nicht einmal mehr, dieſes Element, welches aus dem Leben und der Literatur, aus der Wiſſenſchaft und Kunſt der Alten unſrer Bildung einverleibt iſt, gewaltſam aus derſelben zu entfernen. Wenn unſre ganze moderne, geiſtige und wiſſenſchaftliche Bildung gleichſam zum Bewußtſeyn ihrer ſelbſt kommen will, ſo kann ſie der wiſſenſchaftlichen Betrachtung und Kenntniß des griechiſchen und römiſchen Alterthums nicht entbehren. Die Organe aber dieſes Bewußtſeyns ſind die wiſſenſchaftlich und gelehrt gebildeten Stände, denen es zukommt, nicht blind dem Wechſel des Geiſtes der Zeiten zu folgen, ſondern einen Blick auf ſeine Bahn zu werfen, ſeine guten Richtungen zu fördern, ſeinen verderblichen entgegen zu treten: von ihnen wird alſo auch mit Recht verlangt, mit dem oben bezeichneten

Elemente unſrer Bildung nicht unbekannt ſeyn. Allein außer dieſem Grunde unabweisbarer Nothwendigkeit, ſind es noch andere Gründe, welche ungeachtet des Werthes eigner nationeller Individualität, und der weiter fortgeſchrittenen Bildung der neuen Welt, dennoch das Studium des claſſiſchen Alterthumes empfehlen.

Was zuerſt die Entgegenſetzung ſtreng abgeſchiedener volksthümlicher Bildung gegen das uns, wie man ſagt, fremde Weſen der Griechen und Römer betrifft, ſo iſt vor allem zur gehörigen Würdigung dieſes Einwurfes der Unterſchied zwiſchen der Bildung des Volkes und der wiſſenſchaftlichen Bildung der gelehrten Stände wohl zu beachten. Die erſtere iſt ihrem Weſen nach individuell und in einem engern Kreiſe beſchränkt; dagegen die letztere ihrem Weſen nach allgemein und in immer größern Kreiſen ſich ausdehnend. Die Erziehung und Bildung des Volkes wird auch da, wo man den Volksunterricht auf eine höhere Stufe zu bringen ſucht, dennoch ſtets vorzugsweiſe beruhen und beruhen müſſen auf der Autorität des poſitiven Glaubens, auf der unbewußten Angewöhnung herkömmlicher Ordnung, auf dem Feſthalten an demjenigen, was durch Sitte der Väter und anerkannte Beiſpiele für ehrenhaft, ſittlich und ver-

künftig gilt. Wohl dem Volke, dessen Kern und Hauptmasse eine solche bestimmt ausgeprägte Individualität besitzt, sich den Genuß derselben durch vaterländische Gebräuche und Feste, Sagen und Lieder verschönt, und in freier Selbstbeschränkung an der heimischen Weise festhält. Durchaus nicht feindlich entgegengesetzt, aber doch ganz verschieden ist die Stimmung, sind die Verpflichtungen und geistigen Bedürfnisse derjenigen, welche durch eine wissenschaftliche Bildung zu einem höhern Bewußtseyn erwacht sind, und welche sich die Fähigkeit zu verschaffen haben, entweder selbst in Staat, Wissenschaft und Kirche auf den Gang des Lebens und der Bildung einzuwirken, oder auch nur die oft so verschiedenen Stimmen dieser Führer zu verstehen und zu würdigen. In diesem Kreise kann der Geist nicht auf das Weichbild der Heimath eingeschränkt werden, am wenigsten bei den neuern Völkern, nach den schon oben angedeuteten Quellen, Bedingungen, so wie nach dem Gange ihrer Bildung und Entwicklung im Leben und im Wissen. Dazu kommt noch, daß ein gründliches und eine lebendige Anschauung bewirkendes Studium der alten classischen Literatur, die Achtung und das Interesse für heimatliche nationelle Bildung nicht aufhebt, sondern gerade im Gegen-

theil anregt und durch neue Gründe rechtfertigt. So auffallend dieser Satz auf den ersten Anblick scheint, so wahr und leicht erweislich ist er. Wenn man nämlich die Poesie und Kunst der Alten und vorzugsweise der Griechen nicht blos mit formeller Gelehrsamkeit ihrer äußern Erscheinung nach kennen lernt, sondern wenn man zugleich ihr inneres Wesen auffaßt und die Gründe ihrer Entstehung und Entwicklung sich vergegenwärtiget: so wird man finden, daß gerade der individuelle volksthümliche Charakter und eine diesem entsprechende Grundlage die Hauptbedingungen und Bestandtheile der Vortrefflichkeit jener Erzeugnisse sind. Aus diesem Elemente kam für die Kunst der Griechen und die Hauptgattungen ihrer Poesie jene frische Naturkraft, jene Fülle des Lebens, und jene, nicht durch den äußern Zwang abstrakter Regeln, sondern durch innere Bestimmtheit und eine gewisse Naturnothwendigkeit bewirkte Einheit und Festigkeit der Formen. Man nehme den Blüthen des griechischen Epos, der dramatischen Poesie und der ganzen bildenden Kunst, diesen sichern und nährenden Boden volksmäßiger Religionsvorstellungen, Sagen, Feste: was bleibt denn noch übrig? Wer solche Ansichten gewonnen hat, welche eine etwas genauere Kenntniß der alten Kunst und Literatur

uns unabweislich darbietet, der wird gewiß den Reiz und Werth des individuell Volksthümlichen in Cultus, Gebräuchen und Sagen, in Kunst und Poesie um so mehr erkennen und festzuhalten suchen; er wird demselben niemals eine todte blos äußerliche Nachahmung des Fremden oder eine flache, gehalt- und gestaltlose Allgemeinheit vorziehen; ihm wird bei noch so großer Verschiedenheit der äußern Erscheinung, dennoch in Bezug auf den innern Lebenskeim die Periode der altdeutschen Kunst sich viel würdiger der Antike anreihen, ja ihr innerlich viel näher verwandt seyn als eine wenn auch noch so große Menge genauer, aber der selbstständigen Kraft und Eigenthümlichkeit beraubter akademischer Nachbildungen, und er wird mit vaterländischem Selbstgefühl und gerechtem Stolz das Lied der Nibelungen neben das homerische Epos stellen. Endlich könnte man auch die ausschließlichen und absoluten Lobpreiser und Vertheidiger vaterländischer und einheimischer Art und Bildung darauf aufmerksam machen, daß in den großen Stämmen und Hauptmassen, in welche das Menschengeschlecht sich theilt, die zu einem Hauptstamme gehörenden Völker gleichsam wie verschiedene Familien eines gemeinschaftlichen Ursprunges, ja wie verschiedene Glieder derselben Familie erschei-

nen. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet zeigen ſich Griechen und Römer nicht mehr ſo fremd, noch in ſo entferntem Abſtande von uns. Wie? Wenn nun einmal doch nach allgemeinem Gefühl und allgemeinem Urtheil die Lineamente des griechiſchen Profils und der griechiſchen Formen für die gelten, welche die vollkommene Körperbildung unſers caucaſiſchen Stammes am beſten darſtellen, dürfen wir uns dann ſchämen, an den dieſer äußern Bildung entſprechenden Zügen der geiſtigen Bildung Wohlgefallen zu haben und darin eine natürliche Regel und Schönheitslinie für unſre eigne geiſtige Thätigkeit zu erblicken?

Es bleibt uns jetzt noch jener dritte Einwurf gegen die Nothwendigkeit und die Wichtigkeit des Studiums der alten Literatur zu erörtern übrig, welcher ſich auf die Vorzüge unſrer eignen Bildung und unſers Zuſtandes gründet. Die Beleuchtung deſſelben wird uns zugleich von der abwehrenden Widerlegung zur Aufſtellung der poſitiven Vortheile führen, welche ſich für uns aus der genauern Kenntniß und lebendigen Anſchauung des claſſiſchen Alterthumes ergeben, und zwar ſowohl für unſre Bildung im Allgemeinen, als für die Cultur der beſondern einzelnen Wiſſenſchaften.

Es ist wahr, unsre neuere Zeit hat vor der griechischen und römischen Zeit als große Vorzüge voraus: eine auf einer reinern geistigen und sittlichen Grundlage beruhende und schon darum wahrhaft göttliche Religion; umfassendere, durch größere Erfahrungen und allgemeinere Auffassungen sicher gestellte politische Ansichten und Systeme; eine große Ueberlegenheit in den mathematischen und Naturwissenschaften, endlich eine viel größere Thätigkeit und ein viel größeres Geschick in Anwendung der Wissenschaft auf technische und industrielle Zwecke. Das sind ohne Zweifel bedeutende Vorzüge, welche sich über große und wichtige Kreise des Lebens erstrecken. Aber, kann man fragen, gibt es nicht noch andre Seiten des Lebens, welche sich gleichfalls geltend zu machen haben, und giebt es nicht innerhalb des Umfanges jener Vorzüge Störungen, Schwächen, Widersprüche zwischen dem theoretischen Wissen und praktischen Seyn, Gefahren und Abwege zu Einseitigkeiten und Uebertreibungen? Man wird diese Fragen bejahen müssen, und bei näherer Betrachtung wird sich zeigen, daß die antike Bildung eine Ergänzung dessen ist, was uns fehlt, und ein Correctiv gegen die Abirrungen, denen wir ausgesetzt sind. Denn, um das Resultat der zunächst folgenden kurzen

Erörterungen kurz zusammen zu fassen, wenn wir dahin gelangen, die Vorzüge unsrer modernen Bildung, welche uns durch unsern germanischen Volkscharacter, durch das Christenthum, durch umfassenderes Wissen und wissenschaftliche Kenntniß der Natur geworden sind, mit den Vorzügen der antiken Bildung zu verbinden und so gleichsam für das mehr innerliche, abstracte und allgemeine Wesen unsrer Art und Weise einen schön gestalteten und kräftigen Leib zu gewinnen: dann nähern wir uns möglichst dem uns als Ziel vorgesetzten Ideale der Bildung. Dieses Resultat ergibt sich, wenn wir die allgemeinen Grundzüge der antiken Bildung nach ihren schönsten Perioden und Erzeugnissen mit denen unsrer eignen Bildung vergleichen: wir werden dann sehen, wie sich diese beiden Hälften zu einem vollständigen Kreise der Vollendung ergänzen, und wie wir gegen die Mängel und Einseitigkeiten unsrer Bildung durch das Beispiel und die vernünftige Nachahmung der Alten die sichersten Mittel finden.

Bringen wir nämlich die Summe von Anschauungen, welche uns die schönsten Zeiten des Lebens und der Bildung der Alten, besonders der Griechen, gewähren, auf allgemeinere Begriffe, so können wir die vielen einzelnen Treff-

lichkeiten, welche uns auf diesem Gebiete sich darbieten, auf folgende vier wesentliche Hauptvorzüge zurückführen, welche wir gerade in dem Charakter und den Erzeugnissen unsrer jetzigen Bildung am häufigsten vermissen; sie sind: Harmonie; Form; Einfachheit und Energie. Fassen wir einen jeden dieser Vorzüge etwas näher ins Auge.

Die Gesundheit wie des Leibes, so auch der Seele beruht vorzugsweise auf einem gewissen Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte und Organe, welche den Kreis des körperlichen oder geistigen Organismus ausmachen. Ist dieses Gleichgewicht aufgehoben, so mag allerdings ein einzelnes Organ, ein einzelnes System von Organen, ein Glied oft einen ungewöhnlich hohen Grad von Reizbarkeit und Thätigkeit entwickeln und dadurch ungewöhnliche Erscheinungen zeigen; allein es geschieht dies nur mit Aufhebung der Harmonie des Ganzen und ist ein mehr oder weniger krankhafter Zustand. In der Sphäre des Geistigen zeigt sich diese Gesundheit in der Harmonie zunächst zwischen Einbildungskraft und Verstand, dann aber auch in der Vermittlung noch anderer allgemeiner Gegensätze, welche die Richtungen des menschlichen Lebens bestimmen, als: Denken und Handeln, Uebersinnliches und

Sinnliches. Wenn eine einzelne dieſer Richtungen einſeitig verfolgt und entwickelt wird, dann entſtehen Störungen, dann wird jene Mitte zwiſchen den beiden Extremen verlaſſen, in welcher Ariſtoteles die Erſcheinung der moraliſchen Vollkommenheit ſieht, in der aber zugleich das rechte Maaß für die Erſcheinung aller menſchlichen Vollkommenheit gegeben iſt. Die ausſchließlich oder über das rechte Maaß vorherrſchende Thätigkeit des Verſtandes, des blos theoretiſchen Denkens, die einſeitige Richtung auf das Ueberſinnliche führt zu inhaltsleeren und todten Begriffen, zu unfruchtbarer Speculation, zu dem ſchrankenloſen und formloſen Wirken unbeſtimmter Gedanken und Gefühle. Im entgegengeſetzten Falle führt ohne das Gegengewicht der entgegenſtehenden Kräfte Phantaſie zur Schwärmerei, blos äußerliche Thätigkeit und Richtung auf das Sinnliche zu niedriger Gemeinheit oder thieriſcher Wildheit. In dem claſſiſchen Alterthume und vorzugsweiſe bei den Griechen finden wir nun eine höchſt glückliche Vermittlung dieſer Gegenſätze und zwar ſowohl in dem Leben überhaupt, als beſonders in den einzelnen Meiſterwerken ihrer Kunſt und Literatur. Neben den phantaſievollen Gebilden der Kunſt und Poeſie ſehen wir hier zugleich eine große Kraft der Verſtandes-

thätigkeit und eine freie Liebe zu derſelben in dem Eifer und dem ausgezeichneten Erfolg, mit welchem ſie die philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften behandelten; neben der groſſen Reihe von originelleu Denkern, in denen das Menſchengeſchlecht zuerſt zum philoſophiſchen und logiſchen Bewußtſeyn erwachte, welche Menge von Helden und Staatsmännern? Neben einer dem Sinnlichen ſo ſehr zugewendeten Religion und einem entſprechenden Cultus, welche Fülle erhabener Gedanken, ſittlicher Anſichten und Gefühle in den Werken ihrer Sänger und Weiſen? Jene oben zuerſt angedeutete Harmonie zwiſchen Anſchauung und Begriff, Phantaſie und logiſchem Vermögen des helleniſchen Genius zeigt ſich aber nirgends umfaſſender und bewunderungswürdiger als in ſeiner erſten, unmittelbarſten Aeußerung: in der Sprache. Es kann hier der Ort nicht ſeyn, dieſe Bemerkung weiter durchzuführen; allein man darf ſagen, wenn jedes Andenken an griechiſche Bildung verſchwunden wäre und es führte irgend ein Zufall nur wenige Blätter einer griechiſchen Sprachlehre einem forſchenden Kenner der menſchlichen Denk- und Sprachformen zu, ſo müßte ihm ſogar aus dieſen Bruchſtücken dieſe glückliche Stimmung und Eigenthüm-

lichkeit des griechiſchen Geiſtes überraſchend entgegen treten.

An dieſen Vorzug des harmoniſchen Gleichgewichtes ſchließt ſich zunächſt der andre Vorzug, welchen wir als Form bezeichnet haben. Bei allem was iſt und erſcheint, offenbart ſich das Weſen durch die Form. Je vollkommner das Weſen iſt, je vollſtändiger es den Begriff ſeiner ſelbſt enthält, deſto inniger iſt die Verbindung zwiſchen Inhalt und Form, deſto beſtimmter iſt die letztere, deſto vollſtändiger ſtellt die Erſcheinung das Weſen dar. Dieſes allgemeine Geſetz gilt auch für menſchliche Individualitäten und für die verſchiedenen menſchlichen Thätigkeiten. Allein gleichwie jene Harmonie der verſchiedenen Kräfte, jene lautere Geſundheit des geiſtigen Lebens nicht allen Völkern und Individuen beſchieden iſt, ſo kommt auch das innere Weſen menſchlicher Individualität nicht immer zu ſeiner reifen und vollen Erſcheinung, theils gehindert durch äußere Hemmungen, theils durch innere Mangelhaftigkeit und Mißverhältniſſe. Bei den Alten dagegen finden wir das Innere ihres Seyns überall zu einer kräftigen Erſcheinung und feſt ausgeprägten Form gelangt; wir finden den Umfang ihrer Gedanken, Anſchauungen und Gefühle in dem ſchön und ſcharf begrenzten Aus-

druck ihrer Rede, in dem regſamen und bewegten Treiben ihres öffentlichen Lebens, in den Werken ihrer Kunſt klar, groß und ganz in die äußere Welt der Erſcheinung getreten, und in keiner der Hauptrichtungen und Aeußerungen des Lebens finden wir in das Innere zurückgedrängte formloſe Begriffe oder unbeſtimmte Gefühle. Das religiöſe Gefühl bildete ſich die ſchöne Pracht und Heiterkeit der Feſte, einen ſinnlich ſchönen Cultus, und ſinnlich wahrnehmbare Ideale göttlicher Weſen; das Intereſſe am Gemeinweſen blieb nicht ſtumm in der Bruſt verſchloſſen, es ließ von der Kraft lebendiger Worte das Forum ertönen: und mag die Sprache dem Sänger dienen, der die Götter preist, oder dem Redner, der zu freien Bürgern ſpricht; dem Geſchichtsſchreiber, der menſchliche Thaten, Schickſale und Leidenſchaften darſtellt, oder dem Philoſophen, der uns die Welt der Ideen aufſchließt, immer giebt ſie für den Gedanken die ſicherſte, klarſte und ausdruckvollſte Bezeichnung, ſo daß weder der Inhalt aus Ueberfülle die Form trübt und zerdrückt, noch auch die Form in leerer Ausdehnung von dem Inhalt nicht erfüllt wird. Das iſt dieſelbe bildende und formende Kraft, welche in der Sprache der Alten zur Darſtellung der verſchiedenen räumlichen, zeitlichen und andern

Verhältniſſe der Dinge und Vorſtellungen jene volltönenden und beſtimmten Beugungsſylben, jene verſchlungenen und doch klaren Perioden fand, welche die leichtbeſchwingten, ſo mannigfaltigen und doch in ſo ſicherm und feſten Takte ſich bewegenden Rhythmen ſchuf; ſie iſt es, die den Marmor in ſchönen und feſten Maſſen zu Tempeln zuſammenfügte oder zu ſeelenvollen und lebenskräftigen Bildern geſtaltete; die endlich ſogar dem einfachſten Gefäße die Spuren ihres Wirkens aufdrückte. Dieſe Regelmäßigkeit und Beſtimmtheit der Form iſt nicht jene blos negative und mechaniſche Correctheit, die auch eine geiſtloſe und ſklaviſche Nachahmung erreichen kann; ſie iſt vielmehr die nothwendige organiſche Entwicklung und äußere Darſtellung des innern Weſens: ähnlicher Weiſe wie die Kraft, die der organiſche Keim in ſich birgt, ihm gerade dieſe und keine andre Form giebt, oder wie die Weltkörper nach den ihnen inwohnenden Geſetzen in regelmäßiger Bewegung dahinrollen.

Das harmoniſche Maaß und dieſer Vorzug der Form in der Bildung der Alten iſt mit großer Einfachheit und Einheit verbunden. Dieſe Einfachheit zeigt ſich nicht nur in den Bedürfniſſen, Genüſſen, in dem Privatleben und den geſellſchaftlichen Formen der frühern und ſchön-

ſten Zeiten Griechenlands und Roms, ſondern ſie macht zugleich eines der weſentlichſten charakteriſtiſchen Merkmale der alten claſſiſchen Kunſt und Literatur aus. In der Kunſt zeigt ſich dieſe Eigenſchaft in den einfachen Mitteln, womit man die ſchönſten und inhaltsreichſten Wirkungen hervorbrachte, obgleich dadurch für die Kunſt da, wo ſie als Dienerin der Religion auftrat, die feſtliche Pracht nicht ausgeſchloſſen wurde. Sie zeigt ſich ferner in den wenn auch noch ſo mannigfaltigen, doch den Grundtypen nach, feſtbeſtimmten Idealen der darzuſtellenden Götter und Heroen. Nachdem einmal dieſe Ideale, hervorgerufen durch die Volksreligion und die Phantaſie der Dichter, durch die Hand der Künſtler ſichtbar geworden waren, finden wir kein verworrenes unbeſtimmtes Allerlei in dem Gebiete der Kunſt, nicht jene vielerlei, oft ganz entgegengeſetzte Richtungen, bewirkt durch unſicheres Hin- und Herſchwanken, durch launige Willkühr oder eitle Sucht nach Neuheit; ſondern der geſunde griechiſche Sinn hielt vielmehr dieſe erſten Grundformen feſt, und ſuchte nicht der Art, wohl aber dem Grade nach immer neues und ſchöneres. Dieſelbe Stetigkeit und Einfachheit des äſthetiſchen Geſchmackes ſowohl im Hervorbringen, als Beurtheilen finden wir in der Poeſie.

Jede Gattung behauptete die von ihrem Entſtehen oder ihrer erſten Ausbildung an nicht durch Nachahmung, ſondern durch den glücklichen Fund des Genius erhaltene weſentliche Form und Geſtalt, und bei all der großen Fülle productionsreicher Dichter kam es in der ſchönſten Blüthezeit der griechiſchen Muſe keinem in den Sinn, den glücklich gefundenen und paſſenden Ton aus Willkühr oder Eitelkeit mit irgend einem andern neuen, aber unpaſſenden zu vertauſchen. Um eine Gattung als Beiſpiel anzuführen, ſo erinnern wir an die attiſche Tragödie, deren künſtleriſche Ausbildung und Vollendung doch in eine Zeit fällt, wo die in Wiſſenſchaft und im Leben weit vorgerückte Bildung leicht zum Verſuche neuer Weiſen und Formen reizen konnte. Allein ſo verſchieden auch der Geiſt der verſchiedenen ausgezeichneten Tragiker war und ſo ſehr auch die auf dieſer Mannigfaltigkeit ſowohl, als auf dem fortſchreitenden Gang der Entwicklung beruhende Verſchiedenheit ihrer Erzeugniſſe hervortritt, ſo finden wir dennoch in der Wahl der Gegenſtände, in der Anlage der Hauptttheile, in den metriſchen Formen und in der Sprache eine einfache Grundlage und übereinſtimmende Einheit, ganz anders als etwa in unſerer dramatiſchen Literatur, wo die Gegenſtände und Perſo-

nen aus der ganzen bunten Masse aller wilden und gebildeten Völker zusammengelesen, alle Formen und Stylarten in Prosa und Versen versucht werden, so daß die bessern Talente jedesmal genöthigt oder versucht sind, selbst erst sich eine neue Grundlage zu schaffen, statt sich frei und mit unerschöpfter Kraft auf dem Boden nationeller und allgemein anerkannter Uebereinstimmung zu bewegen: während zugleich die schwächern Talente durch diesen Mangel, einer kräftigen Stütze und einer wohlthätigen Einschränkung entbehrend, ein Spiel des Zufalls, der blinden Willkühr und kleinlicher Eitelkeit werden. Jene Einfachheit und Einheit der Ansichten und des Geschmackes in den wesentlichen Grundlagen, zeigt sich aber nicht blos in den einzelnen Gattungen der Kunst und Literatur, sondern zugleich auch in dem Verhältniß der gesammten Kunst und Literatur zum Leben. War ja doch ihre ganze höhere Bildung nichts anderes als die Blüthe, wozu das Volk selbst den Stamm und die Heimath, den nährenden Boden, bildete. Bei ihnen sprach sich also niemals die Wissenschaft, wenn sie einen Gegenstand allgemeiner Belehrung und von einem allgemeinen Interesse behandelte, noch weniger aber die Kunst so aus, daß sie von ganz fremden, in dem Bewußtseyn der allgemeinen Bildung nicht vorhandenen Anschauungen und Begriffen aus-

ging, und eine nur wenigen verständliche Darstellungsweise wählte. Auf diese Weise waren die Schöpfungen ihrer Kunst, der Poesie, der Geschichte und Beredtsamkeit, die Ansichten und Lehren politischer Weisheit nicht auf die Kenntniß und den Genuß eines kleinen Kreises eingeschränkt, sondern ein Gemeingut theils des ganzen Volkes, theils aller Gebildeten. Auch in denjenigen Gattungen der Literatur, welche wie die Philosophie, ihrem Inhalte nach, ein stärkeres Vermögen der Auffassung und ein größeres Interesse für geistige Thätigkeit fordern, entfernte sich dennoch die Form und Darstellung nicht so weit von der allen Gebildeten gemeinsamen und zugänglichen Sprache und Darstellungsweise, als wir dieses bei den Erzeugnissen unsrer deutschen Philosophie so oft sehen.

Als die vierte charakteristische Eigenschaft des classischen Alterthumes bezeichneten wir oben die Energie: wir meinen damit jene starke Kraft, jene große innere und äußere Thätigkeit, jene Festigkeit verbunden mit lebhafter Regsamkeit, welche uns in dem griechischen und römischen Leben überhaupt so sehr anspricht und welche zugleich der besondere Vorzug einzelner ausgezeichneter Charaktere jener Zeiten ist. Diese Energie äußerte sich in dem öffentlichen Leben

als persönliches Selbstgefühl und Liebe zur Freiheit, und ward so bei beiden Völkern der Grund und die Stütze des Republicanismus; in den übrigen Lebenskreisen und Richtungen gestaltete sie sich bei jedem derselben anders. Bei den Römern nach der ihnen gewordenen Individualität richtete sie sich auf Politik, Krieg, Rechtswesen; sie äußerte sich in der Idee der Weltherrschaft und römischen Größe, in jener altrömischen, oft bis zur Härte gehenden Virtus, in der Strenge der Kriegszucht, in der unermüdlichen Ausdauer und Thätigkeit der Heere, in der Festigkeit des Senates, der nach keiner auch noch so großen Niederlage an der Rettung des Staates verzweifelte und nie mit einem siegreichen Feinde Frieden schloß. Wie wir in der frühern römischen Zeit diese Energie in Wollen und Handeln finden, so zeigte sie sich in der spätern Zeit, als wissenschaftliche Bildung nach Rom gekommen war, nicht minder in der Sphäre geistiger und literärischer Thätigkeit. So geschah es, daß eine so große Anzahl von römischen Staatsmännern und Helden mitten in den Geschäften des Senates und des Forums, bei täglicher Anstrengung als Rathgeber und Sachwalter in Rechtsstreiten, wie Cicero, oder mitten im Lärm der Waffen, wie Cäsar, noch Zeit für wissen-

ſchaftliche Beſchäftigung fanden, und daß ſie in dem Otium ihrer Villen zur Erholung die umfaſſendſten wiſſenſchaftlichen Studien machten und die gediegendſten literariſchen Werke lieferten. Nach dem Verfall der Sitten und dem Untergang der Freiheit zeigte ſich dieſelbe römiſche Kraft und Größe in unſeliger Verirrung in der ungeheuren Schrankenloſigkeit der Schwelgerei, der Verbrechen und des Deſpotismus. Aber auch in dieſen unglücklichen Zeiten fehlte es nicht an einzelnen Männern, die mit unbeugſamer Feſtigkeit mitten in der alles überfluthenden Schlechtigkeit aufrecht ſtanden und jene altrömiſche Charakterſtärke durch die Grundſätze ſtoiſcher Weisheit läuterten und befeſtigten. Bei den Griechen erſcheint dieſe Energie des Lebens nicht ſo extenſiv als bei den Römern, zugleich aber auch allſeitiger und den ganzen Kreis der menſchlichen Kräfte und Thätigkeit durchdringend. Von dieſer Energie des helleniſchen Charakters zeigt zunächſt ſchon der Umſtand, daß dieſe an Menſchenzahl und Umfang des Landes verhältnißmäßig kleinen griechiſchen Republiken, ohne je die Grenzen ihrer unmittelbaren politiſchen Herrſchaft über einen bedeutenden Theil der Welt ausgedehnt zu haben, dennoch in dem großen Drama der Weltgeſchichte eine ſo große und

wichtige Rolle ſpielen. Sie zeigt ſich ferner in der großen Mannigfaltigkeit der verſchiedenen einzelnen Stämme und Staaten, von denen ein jeder ſelbſtſtändig und kräftig ſeine individuelle Bildung, Verfaſſung, Kunſt und Sprache ausbildete und ſo lange behauptete, ohne durch Nachahmung oder Einfluß von auſſen zu einer charakterloſen Einerleiheit zuſammen zu fließen. Dieſer Vorzug wurde freilich zugleich die Quelle jenes Mangels an politiſcher Einheit, der allein einem ſo getheilten Volke die Selbſtſtändigkeit nach auſſen ſichern kann, und der Grund unſeliger Spaltungen und innerer Kriege. Die Allſeitigkeit aber dieſer Energie des griechiſchen Lebens zeigt ſich in der großen Anzahl der über alle Theile der alten Welt verbreiteten Pflanzſtädte, in den ſo unendlich zahlreichen und originellen Werken der griechiſchen Kunſt, in den ſo mannigfaltigen Formen und Gattungen der Poeſie, in der ſo großen Fülle und ſchöpferiſchen Zeugungskraft der Dichter und Künſtler, in dem Reichthum wiſſenſchaftlicher Forſchungen, in der Menge origineller philoſophiſcher Anſchauungen und Syſteme, in der langen Reihe von Geſetzgebern, Helden, Staatsmännern und Weiſen, welche dieſer an Umfang ſo kleine und an innerer Kraft ſo reiche claſſiſche Boden auftreten

ſah. In jeder Sphäre dieſer verſchiedenen Lebensthatigkeiten müſſen wir über die Stärke und Fülle der entwickelten geiſtigen Kraft erſtaunen, die ſich dort als äußere Regſamkeit und Beweglichkeit äußert, da im Dichten und Bilden, hier im ſittlichen Wollen und Handeln, und wahrhaft in dieſem zuletzt genannten Verhältniſſe nicht am wenigſten Bewunderung verdient. Oder können wir jenen Weiſen und Staatsmännern unſere Bewunderung verſagen, die lediglich durch vernünftige Ueberzeugung oder durch Vaterlandsliebe und andre ſittliche Motive geleitet, mit der ſtrengſten Treue und wahrhaft männlichem Muthe Leben und Tod nach den einmal gefaßten Grundſätzen einrichteten? Um nur an einen großen Namen zu erinnern, wer vermag ohne Rührung und Erhebung ſich Demoſthenes Leben und Wirken zu vergegenwärtigen, der ohne andre Mittel als den Ernſt ſeiner Geſinnung und die Macht ſeiner Worte in einer langen Reihe von Jahren mit unerſchöpflicher Kraft, mit unermüdeter Wachſamkeit, mit aufopfernder Anſtrengung ſeine Mitbürger über die wahren Intereſſen des Vaterlandes belehrte, ihren Leichtſinn und Wankelmuth ſtrafte, das Bild beſſerer Zeiten ſtets in ihnen erneuerte und mit ſtarker Hand das Steuerruder des Staates in den gefährlichſten Zeiten kühn

und mit unwandelbarer Ausdauer lenkte? Unsere Bewunderung muß noch steigen, wenn wir dabei uns an die politischen Verhältnisse jener alten Republiken erinnern, in denen nicht wie bei dem geordneten Mechanismus unserer Staatsverwaltung und Politik die wichtigsten Maßregeln in der sichern Ruhe der Cabinete entschieden werden können und wo auch den weniger glücklichen Staatsmännern oft noch die Gnade der Fürsten, und eine durch Ehre und Reichthum gesicherte Zukunft bleiben kann. In jenen alten Staaten war es die Aufgabe der Staatsmänner, eine bewegliche, unbeständige, oft verblendete, immer furchtbare Volksversammlung, durch die bloße Kraft persönlicher Talente, durch Festigkeit des Willens, durch die überzeugende Gewalt der Beredtsamkeit zu überwältigen, aufzuregen oder zu besänftigen, zu Entschlüssen und Handlungen zu bestimmen.

Ohne den Beruf oder die Anmassung zu haben, unsre Zeit und unsre jetzigen Verhältnisse beurtheilen und richten zu wollen, braucht man nur einen Blick auf die Erscheinungen unserer Bildung und unsers Lebens zu werfen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die bisher angedeuteten vier Cardinalvorzüge des classischen Alterthumes sich hier nicht in diesem Grade finden

Statt jener Harmonie zwiſchen leiblicher und geiſtiger Ausbildung, und zwiſchen den verſchiedenen Theilen der geiſtigen Bildung, ſehen wir in der jetzigen Welt nur zu oft Einſeitigkeit und Disharmonie; ſtatt jener Form und Einfachheit der Bildung ſehen wir, und vornämlich bei uns Deutſchen, Mangel an rechter Form in Kunſt und Literatur, durch einander laufende, widerſprechende, unſichre Richtungen, und Trennung der Wiſſenſchaft vom Leben; ſtatt jener Energie endlich ſehr oft unbeſtimmte Schwäche, Charakterloſigkeit und Scheu vor ernſter Anſtrengung. Wie kann aber die Betrachtung der griechiſchen und römiſchen Vorwelt zur Verbeſſerung dieſer Mängel unſrer Bildung dienen? Ein Theil der Urſachen, welche dieſen Mängeln zu Grunde liegen, ſteht nicht in unſerer Macht: wir können uns nicht eine andre Organiſation, einen andern Himmelsſtrich, eine andere Geſchichte geben; ein andrer Theil dieſer Urſachen iſt mit den Bedingungen unſers jetzigen beſſern geſellſchaftlichen Zuſtandes und unſerer Vorzüge ſo innig verbunden, daß wir, wenn wir auch könnten, dieſe Mängel gewiß nicht mit manchen der entgegenſtehenden glänzenderen, aber gefährlicheren Vorzügen des Alterthumes vertauſchen wollten. Eine blos äußerliche Nachahmung der Formen der antiken

Bildung und des antiken Lebens würde uns eben so wenig frommen; an eine widernatürliche und gewaltsame Zurückführung der Einrichtungen und des Lebens der alten Zeit wird kein Vernünftiger denken, am wenigsten derjenige, welcher nicht nach oberflächlichen Anregungen, sondern mit dem Ernste gründlicher Studien das griechische und römische Alterthum betrachtet. So bleibt uns also nichts übrig als durch das Studium der Geschichte, der Kunst und Literatur jener großen Vorwelt uns eine lebendige Anschauung derselben zu verschaffen und die Vorzüge der antiken Bildung und des antiken Lebens nach den Bedingungen unserer Individualität, unserer Verhältnisse, unseres Zustandes uns anzueignen. Denn es sind dieses Vorzüge, welche nicht darum für uns Werth haben, weil wir sie bei Griechen und Römern finden, sondern weil sie überhaupt die allgemeinen Regeln einer tüchtigen und schönen menschlichen Bildung enthalten. Der denkende Geist würde sie als solche schon durch die bloße Betrachtung und Entwicklung des menschlichen Wesens finden; allein durch die erhaltenen Denkmale jener alten Völker hat uns die Vorsehung den unschätzbaren Gewinn gegönnt, diese geistigen Vorzüge einer schön gereiften und frei entwickelten menschlichen Natur in klaren

festen Umrissen und anschaulichen Formen zu sehen, ohne störende und verhüllende Beiwerke, gleich den Werken der alten Kunst, welche uns die menschliche Wohlgestalt ohne Hülle oder in einfacher und geschmackvoller Bekleidung zeigen.

Aus dem bisher Gesagten wird wohl der Schluß gezogen werden können, daß ein jedes wirksame und recht geleitete Mittel, die Anschauung und Kenntniß des classischen Alterthumes zu beleben und zu vermehren, ein Gewinn für unsere allgemeine höhere geistige Bildung ist. Darin liegt zugleich die Rechtfertigung und Empfehlung solcher Institute, wie die an unserer Hochschule neu gegründete philologische Pflanzschule ist. In solchen Anstalten wird das heilige Feuer bewahrt und erhalten, welches die Quelle des Lichtes für einen so großen Theil der europäischen Bildung bildet; hier wird denjenigen, welche diese Studien zum Berufe ihres Lebens machen, sichere Anleitung und belebende Anregung gegeben, aber nicht minder auch allen andern, die sich den übrigen Zweigen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit widmen und die dabei Talent, Eifer und Muße haben, sich dieses wichtigen Hilfsmittel wissenschaftlicher und gelehrter Bildung mehr als nur in den ersten propädeutischen Elementen anzueignen, und die dadurch zugleich für ein wis-

ſenſchaftliches und gründliches Studium ihres ſpeciellen Faches in einem höhern Grade ſich zu befähigen ſtreben.

Denn ſo iſt es allerdings: auſſer dem Gewinn für allgemeine höhere Bildung gewähren dieſe Studien der claſſiſchen Literatur zugleich für die fortſchreitende Cultur und den Unterricht der übrigen Facultätswiſſenſchaften ein theils weſentliches und unentbehrliches Hülfsmittel, theils eine höchſt ſchätzbare Zugabe und einen echten Schmuck. Auch darüber ſey es uns gegönnt, hier eine kurze Andeutung der weſentlichſten Punkte zu geben.

Wir machen zuerſt auf das gemeinſchaftliche Intereſſe aufmerkſam, welches dieſe Studien für die Disciplinen der Theologie, Jurisprudenz und Medizin haben. Hier bietet ſich zunächſt die Bemerkung dar, daß die Anfänge und ein bedeutender Theil der Entwicklung jener Wiſſenſchaften der griechiſchen und römiſchen Literatur angehören. Der Rückblick aber auf die Geſchichte einer jeden Wiſſenſchaft, deutliche Anſchauung und genauere Kenntniß ihrer geſchichtlichen Entwicklung iſt für die objective Cultur und Förderung der Wiſſenſchaft ſelbſt, ſo wie für die ſubjective Ausbildung deſſen, der ſich mit der Wiſſenſchaft beſchäftigt, von entſchiedener Bedeutung,

indem durch dieſes Mittel ſo manche Einſeitigkeit, Abirrung, Ueberſchätzung des durch Neuheit Blendenden verhütet, und eine Menge von Anſchauungen und Ideen geweckt werden. Nun iſt aber ferner ein ſolches Studium hier wie in der politiſchen Geſchichte erſt dann recht fruchtbar und anziehend, wenn es in ſeinem ganzen Umfange, oder von dem, für welchen dieſe Aufgabe zu groß iſt, wenigſtens doch in einzelnen Haupttheilen, auf eigner Anſchauung und Kenntniß der Quellen beruht. Gerade dazu führt und befähigt die Beſchäftigung mit der claſſiſchen Literatur. Der andre hier anzuführende Vortheil, welchen die Studirenden der genannten Fächer aus dem fortgeſetzten Studium dieſer Literatur und ſomit aus der Theilnahme an den für die Pflege deſſelben gegründeten akademiſchen Anſtalten ziehen können, iſt die Uebung und Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache, dem allgemeinen Organ der gelehrten Mittheilung. Iſt gleich jetzt die Allgemeinheit dieſes Organes nicht mehr ſo ausſchließlich, wie in frühern Jahrhunderten, ſo findet daſſelbe doch immer noch ſtatt und ſeine Fortdauer iſt eben ſo gewiß, als in vielfacher Hinſicht wünſchenswerth; auch wird ja Bekanntſchaft und Fertigkeit darin bis zu einem gewiſſen Grade allenthalben bei den von dem Staate

angeordneten Prüfungen über die Befähigung in den Fächern der Theologie, Jurisprudenz und Medicin gefordert. In unserm philologischen Seminarium wird nun, obgleich diese Ankündigung seines Daseyns aus Gründen in deutscher Sprache abgefaßt ist, der Lehrvortrag und jede mündliche und schriftliche Uebung, wie sich von selbst versteht, durch das Organ der lateinischen Sprache geschehen. Gerade durch diesen lebendigen, mündlichen Verkehr wird aber offenbar auf eine viel wirksamere und leichtere Weise jene Fertigkeit im lateinischen Ausdruck erlangt, als durch die an sich sehr löbliche, aber doch zuweilen nicht in dem rechten Maße angewendete Bemühung unsrer jetzigen gelehrten Schulen, den Sprachunterricht mehr auf wissenschaftlich geformte Regeln, als auf Uebung und Nachahmung zu gründen.

Wenn wir zur Betrachtung der besondern Vortheile übergehen, welche für die höhere wissenschaftliche Cultur und die akademischen Studien der einzelnen Facultätswissenschaften aus einer genauern und tiefer eindringenden Kenntniß der griechischen und römischen Sprache und Literatur hervorgehen, so bietet sich zunächst ein bedeutender Unterschied dar zwischen denjenigen Wissenschaften, welche auf der Kenntniß der Natur beruhen und denjenigen, welche vorzugsweise

auf geſchichtlichem Boden wurzeln. Für die erſteren wird die claſſiſche Literatur nicht die weſentliche und wichtige Bedeutung haben, als für die letzteren. Für jene iſt die Sprache der Natur und die treue Auslegung derſelben durch richtige Beobachtung der erſte Gegenſtand des Studiums, und ſie ſind zugleich in der neuern Zeit mit ſo entſchieden größerm Erfolg bearbeitet worden, daß dasjenige, was das Alterthum in dieſem Gebiete anfzuweiſen hat, den Meiſten mehr als hiſtoriſch intereſſant, denn als einem praktiſchen Bedürfniß entſprechend erſcheinen wird. Dagegen von denjenigen Fächern, welche wie Theologie und Jurisprudenz auf Philoſophie und Geſchichte zugleich, ja auf letzterer vorzugsweiſe, gegründet ſind, iſt es unbezweifelt, daß ihre wiſſenſchaftliche Bearbeitung und der wiſſenſchaftliche Unterricht in derſelben auf das Innigſte mit der Kenntniß der beiden alten Völker, ihres Lebens, ihrer Sprache und Literatur zuſammenhängen. Es bedarf dieſer Satz keiner weitern Auseinanderſetzung: wer, auch ohne genauere Kenntniß des Gegenſtandes, nur einen Blick auf die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaften wirft, dem drängt ſich ſogleich die Erſcheinung auf, daß in denjenigen Perioden, und durch diejenigen Gelehrten, welche zu der Erklärung unſerer heiligen

Urkunden die lebendigſte Anſchauung des Alterthumes, die genauſte und umfaſſendſte Kenntniß der alten Literatur und Sprache mitbrachten, in demſelben Grade am meiſten die theologiſche Wiſſenſchaft gefördert wurde; und eben ſo daß das römiſche Recht von denjenigen wiſſenſchaftlichen Bearbeitern am wahrſten aufgefaßt, am beſten dargeſtellt und am fruchtbarſten behandelt wurde, welche mit dieſem Studium am meiſten Kenntniß des römiſchen Lebens, der römiſchen Sprache und Literatur verbanden. Wir erlauben uns deßwegen, ohne in eine ausführlichere Darſtellung über dieſen Gegenſtand einzugehen, nur noch folgende Bemerkungen.

Allerdings beruht die Erfaſſung des echten chriſtlichen Sinnes und die Wirkſamkeit der chriſtlichen Lehre auf etwas Höherem und Heiligerem als die wiſſenſchaftliche Bildung für ſich allein geben kann; auch hat der geiſtliche Stand, in der höhern Würde und Weihe, welche unſere katholiſche Kirche ihm beilegt, ein von dem Maße ſubjectiver Kenntniſſe unabhängigeres und, wenn recht angewendet, gewiß höchſt wohlthätiges Hilfsmittel einer ſegensreichen Wirkſamkeit. Allein dabei iſt zugleich die Anſicht wohl feſt zu halten, daß ernſt und gründlich betriebener wiſſenſchaftlicher Unterricht jenen höhern ſittlichen und reli-

giöſen Gefühlen nicht feindlich entgegengeſetzt, ſondern nur dem Wege, nicht dem Ziele nach verſchieden iſt; daß ſie ſich wechſelſeitig einander beleben, erhöhen und befeſtigen. Ferner: je mehr wir nach der oben angedeuteten Einrichtung unſerer Kirche der Gefahr ausgeſetzt ſind, aus Mißverſtändniß, Irrthum oder träger Saumſeligkeit die Nothwendigkeit und den Werth theologiſcher Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit zu überſehen oder zu gering anzuſchlagen, deſto eifriger müſſen wir darauf bedacht ſeyn, dieſes wiſſenſchaftliche Element lebendig und wirkſam zu erhalten. Die Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieſes Elementes zeigt aber, außer der Natur der Sache, ſchon ein Blick auf die Geſchichte der Kirche. Nachdem das Chriſtenthum nach dem Willen der Vorſehung und durch ein Wunder der göttlichen Allmacht zu ſeinen erſten Verkündigern und Werkzeugen Männer hatte, die ganz einfach, nicht mit gelehrter und wiſſenſchaftlicher Bildung ausgerüſtet, aber gottbegeiſtert und mit hoher ſittlicher Kraft begabt waren, ſo wurde dann das durch Wunder und Begeiſterung gegründete Werk von den großen Lehrern der Kirche durch Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit befeſtiget und ausgebildet. Von dieſer Zeit an hat unſere Kirche niemals den wiſſenſchaftlichen und gelehrten Un-

terricht des Clerus unbeachtet gelassen, wenn gleich in frühern Jahrhunderten nach dem allgemeinen Stande der Bildung und Gelehrsamkeit nur sehr schwache und geringe Leistungen gefordert wurden. Anders ist es jetzt, und namentlich an den katholischen theologischen Facultäten unserer deutschen Universitäten. Hier ist der wissenschaftliche Unterricht der Ausbildung der theologischen Gelehrsamkeit gefolgt, und alle Zweige der letzteren sind nach und nach in den ersteren aufgenommen worden. Es kann also jetzt unter uns für denjenigen, welcher sich dem geistlichen Stande widmen will, kein Zweifel und keine Ungewißheit der Wahl über die Art seiner theologischen Studien seyn. Wenn jedoch diese Fächer der wissenschaftlichen und gelehrten Theologie nicht bloß dem Namen nach und nur als eine müßige, wirkungslose Zugabe vorhanden seyn sollen, so ist es durchaus nothwendig, daß die Zuhörer, oder doch wenigstens der größere Theil derselben, die gehörigen Vorkenntnisse der beiden alten Sprachen besitzen, daß sie diese Kenntnisse während der akademischen Laufbahn erhalten und weiter ausbilden, und sich mit der griechischen und römischen Literatur näher bekannt machen. Nur so werden diese Fächer dem jungen Theologen zugänglich und verständlich;

nur so für seine Bildung und für sein Leben von fruchtbringender Bedeutung: im entgegengesetzten Falle wird er aus dem Reichthume und Umfange derselben sich höchstens einige fragmentarische Notizen einprägen, die kein Interesse für ihn haben, weil sie der nöthigen Anschaulichkeit entbehren, und er wird den ersten Zeitpunkt ergreifen, welcher ihm erlaubt, sein Gedächtniß von dieser für ihn nutzlosen Last sicher befreien zu können. Auf diese Weise können natürlich diese gelehrten Fächer keinen Nutzen bringen, ohne welche doch das Lehrgebäude der positiven Theologie, wenn auch nach der äußern Form eines wissenschaftlichen Systemes aufgebaut, dennoch dem innern wissenschaftlichen Gehalte nach aller festen Grundlagen und des sichern Bodens entbehrt. Durch dieses mangelhafte Betreiben jener Fächer wird überdieß noch der Uebelstand erzeugt, daß auch im besten Falle nur einzelne, ganz wenige Theologen mit besonderer Kraft begabt oder durch unwiderstehliche Neigung getrieben sich mit jenen Fächern beschäftigen und darin etwas leisten. Allein dadurch wird zwar das Auslöschen des Lichtes der Gelehrsamkeit verhütet: allerdings ein bedeutender unschätzbarer Gewinn; allein dieses genügt nicht für die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung des Clerus.

Denn mit dem wiſſenſchaftlichen Wohlſtande verhält es ſich, wie mit dem finanziellen: eine große Anzahl Bemittelter gilt mehr als ein Reicher oder einige Reiche mitten in allgemeiner Armuth. Was aber die eine Hälfte der alten Literatur betrifft, die römiſche, ſo haben unſere katholiſchen Theologen noch eine beſondere Veranlaſſung, ſich mit derſelben zu beſchäftigen. Die lateiniſche Sprache iſt in unſerer katholiſchen Kirche als Sprache des geiſtlichen Rechtes, des höhern geiſtlichen Geſchäftsſtils, und des Cultus allgemeines Organ des kirchlichen Verkehrs, und ſie iſt dadurch, ſo wie durch den ununterbrochenen hiſtoriſchen Zuſammenhang mit der altrömiſchen Zeit, in dieſem Kreiſe wie eine lebende Sprache anzuſehen. Wenn ſie nun gleich als ſolche ihre eigenen Wörter und Ausdrucksweiſen mit Recht anſprechen und geltend machen kann, ſo werden dennoch diejenigen, die ſich ihrer mit Fertigkeit aber auch zugleich mit Richtigkeit und Geſchmack bedienen wollen, immer auf das Studium und die Nachahmung der alten Muſter gewieſen. Eine ſolche mit Richtigkeit und Geſchmack verbundene Fertigkeit iſt für unſere Theologen in manchen Fällen Bedürfniß, immer aber eine Art von Ehrenſache. Wer alſo von den Studirenden, die ſich dieſem Fache widmen, auch keine Nei-

gung zu tiefer gehenden Studien fühlt, sondern nur ein gewisses Gefühl seiner künftigen Standesehre hat, wird an diesen Studien doch wenigstens in soweit Theil nehmen wollen, um sich in dieser Sprache, deren er bei den heiligen Handlungen seines künftigen Berufes fast täglich sich bedienen muß, gehörig ausdrücken zu können, und er wird dabei nach dem Vorbilde so mancher ältern Ordensleute, Priester, ja selbst Fürsten der Kirche, welche in diesem Zweige der Literatur einen historischen Namen gewonnen haben, eher die geschmackvolle Einfachheit und Schönheit antiker Classicität als die Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit moderner Barbarei sich zum Muster wählen wollen.

Wir glauben daher, daß für unsere theologischen akademischen Mitbürger, vornämlich für diejenigen, welche bisher schon mit so löblichem Eifer die philologischen Studien mit ihren theologischen verbunden haben, die neu errichtete Anstalt von einem nicht unbedeutenden Jutereſſe ist. Wenn wir sie auf die Benutzung derselben aufmerksam machen, so sind wir weit entfernt, eine solche Benutzung derselben zu verlangen, welche der Ausbildung in den übrigen Theilen der theologischen Wissenschaft etwas entzöge; auch wird dabei der Unterschied zwischen der Ausbil-

bildung zur praktiſchen Seelſorge und der Vorbildung eines gelehrten Theologen im ſtrengen Sinne des Wortes oder theologiſchen Lehrers von uns nicht außer Acht gelaſſen. Bei der bisher angedeuteten Nothwendigkeit, die theologiſchen Studien mit den philologiſchen zu verbinden, ſollen durchaus keine übertriebenen Forderungen geſtellt werden, ſondern es iſt zunächſt hier nur von demjenigen Maaße philologiſcher Vorbildung und Fortbildung die Rede, welches unbedingt und allgemein für die Studirenden der Theologie nöthig iſt, um wiſſenſchaftliche Vorträge über Exegeſe, Patriſtik, über Kirchengeſchichte, Dogmatik und kanoniſches Recht mit Intereſſe und Nutzen zu hören, und welches erfordert wird nicht etwa um durch eigene Forſchungen die Wiſſenſchaft zu bereichern, ſondern um auch nur die Forſchungen anderer verſtehen und ihre Reſultate auffaſſen und bis zu einem gewiſſen Grade würdigen zu können. Allein auch dazu gehört eine größere Bekanntſchaft mit der Sprache und Literatur der Alten, als viele junge Theologen zu glauben ſcheinen.

Derſelbe, hier eben angedeutete Geſichtspunkt gilt auch bei der Beurtheilung des Werthes, welchen das akademiſche Studium der alten Sprachen und Literatur, und zwar vorzugsweiſe der

römiſchen, für diejenigen Studirenden hat, welche ſich der Rechtsgelehrſamkeit widmen. Auch hier iſt allerdings in dieſer Beziehung ein Unterſchied zwiſchen dem Gelehrten vom Fache und dem Praktiker, zwiſchen demjenigen, welcher ſich zu einem Pfleger und Lehrer der Rechtswiſſenſchaft, und demjenigen, welcher ſich zur Praxis vorbereitet. Der erſtere wird natürlicher Weiſe ſich aufgefordert und genöthiget ſehen, ſich in einem höhern Grade mit der Sprache, der Literatur, dem Leben der Römer bekannt zu machen, als von dem letzteren gefordert wird und gefordert werden kann. Allein auch ſo iſt es gewiß für jeden, der auch noch in dem erſten Anfange dieſer Studien begriffen iſt, augenſcheinlich, daß ſo lange der wiſſenſchaftliche Unterricht der Rechtsgelehrſamkeit auf die Kenntniß der römiſchen Jurisprudenz gegründet iſt, derſelbe ohne Kenntniß der römiſchen Sprache und des römiſchen Lebens nicht beſtehen könne. Ohne eine ſolche Kenntniß wird die Maſſe des poſitiven Rechtes kaum auch nur aufgefaßt und dem Gedächtniß eingeprägt werden, viel weniger aber läßt ſich ohne dieſe Kenntniß und die darauf gegründete Benutzung der Quellen, eine lebendige Anſchauung und ein über die nothdürftigſte Oberflächlichkeit gehendes Verſtändniß der Natur, Bedeu-

tung und innern Entwicklung der verschiedenen römischen Rechtsinstitute, so wie des allgemeinen Geistes und Charakters der römischen Gesetzgebung denken. In je höherem Grade es also dem angehenden Juristen gelingen wird, mit der technischen Ausbildung in seinem Fache zu gleicher Zeit das Studium der lateinischrn Sprache und Literatur, der römischen Geschichte und Alterthümer zu verbinden, desto mehr wird er, auch abgesehen von allem andern Reize und Werth, welchen diese Studien an und für sich haben, dadurch zugleich für jene technische Ausbildung gewinnen.

Damit nun, außer denjenigen Studirenden, welche das Studium der Alterthumswissenschaft sich zu ihrem besondern Berufe machen, auch die der übrigen Facultäten um so eher und leichter an unserer philologischen Anstalt Theil nehmen können, so sind die Mitglieder derselbeu in zwei Klassen getheilt. Die erste Klasse begreift die ordentlichen Mitglieder, welche außer dem Besuche der zum Lehrkreise dieser Anstalt gehörigeu Vorlesungen, sich noch zu den damit verbundenen praktischen Uebungen und Arbeiten verpflichten. Diejenigen Studirenden dagegen, welche an der Anstalt Theil nehmen wollen, ohne daß ihre Verhältnisse ihnen jene vollständige und prak-

tiſche Theilnahme erlauben, können als außerordentliche Mitglieder ſich anſchließen und ohne die Verpflichtung beſonderer Leiſtungen die Vorleſungen beſuchen.

Für diejenigen Studirenden, welchen dieſe philologiſchen Studien der Gegenſtand ihres künftigen Berufes ſind und welche als ordentliche Mitglieder an der neu errichteten Anſtalt Theil nehmen werden, wird durch die Errichtung derſelben ein wahres wiſſenſchaftliches Bedürfniß befriediget. Es iſt nämlich offenbar, daß in denjenigen akademiſchen Vorleſungen, philologiſchen Inhaltes, welche auf die allgemeine Theilnahme der Studirenden berechnet ſind und welche zum Zwecke haben, dieſe Studien als ein allgemeines wiſſenſchaftliches Bildungsmittel geltend zu machen, eine andere Art des Vortrages und der Behandlung nothwendig iſt, als in den Vorleſungen deſſelben Inhaltes, für ſolche Zuhörer, für welche die zu den philologiſchen Wiſſenſchaften gehörenden Kenntniſſe und Fertigkeiten Gegenſtand der ſpeciellen techniſchen Ausbildung und des Berufes ſind. Dieſer Unterſchied, welcher vornämlich bei der Erklärung der Claſſiker hervortritt, liegt in der Natur der Sache, und wenn man ihn in den akademiſchen Vorträgen nicht berückſichtigen wollte, ſo würde man der

Allgemeinheit der classischen Studien ein großes Hinderniß in den Weg legen. Auf diese Weise wird wenigstens für eine Reihe philologischer Vorlesungen ein doppelter Cursus nöthig, der eine für diejenigen, welche solche Vorlesungen der allgemeinen gelehrten Bildung wegen besuchen, der andere für diejenigen, welche darin Belehrung für ihr specielles technisches Fach suchen und darum strengere Anforderungen machen, aber auch ein größeres Maß von Vorbildung und Verwendung mit dem Besuche solcher Vorlesungen verbinden. Eine solche Trennung ist nun durch die Errichtung des philologischen Seminariums bewirkt: diejenigen Fächer, für welche diese Trennung nicht statt findet, als Literaturgeschichte, Alterthümer und ähnliche lassen sich eher auf eine Weise behandeln, welche für jene beiden Klassen von Zuhörern zugleich belehrend und fruchtbar ist. Da ferner diejenigen Studirenden, welche das philologische Fach nach strengeren Anforderungen und als Berufswissenschaft betreiben, in der Regel sich zu Lehrern an gelehrten Anstalten bestimmen: so ist in den Kreis der Vorlesungen und Uebungen des philologischen Seminariums, eine Vorlesung über: Pädagogik und Didaktik mit besonderer Beziehung auf gelehrte Schulen, aufgenommen. Der Direktor

des Seminariums, welcher das Glück hatte, auf einer wohl eingerichteten Lehranstalt, an dem Lyceum seiner Vaterstadt Mannheim, seine Vorbildung zu erhalten, an einer Anstalt, wo er unter seinen mit der innigsten Dankbarkeit verehrten Lehrern Muster und Beispiele für diesen Zweig des Unterrichtes zu sehen Gelegenheit hatte, der dann diesen Beruf aus freier Neigung wählte und eine Reihe von Jahren denselben an einer andern vaterländischen Anstalt, an dem Lyceum zu Rastatt, ausübte, wird sich mit besonderm Eifer diesem Theile der Wirksamkeit unserer philologischen Anstalt widmen, den er für eine nicht minder wesentliche und nothwendige Aufgabe dieser Anstalt als die Pflege und Beförderung philologischer Gelehrsamkeit hält. So nothwendig diese letztere auch für diejenigen ist, welche sich zu tüchtigen Lehrern in dem Fache der alten Sprachen und Literatur an unsern gelehrten Schulen bilden wollen, so reicht sie dennoch allein durchaus nicht hin, um als Lehrer mit sicherm Erfolg und wohlthätiger Wirksamkeit zu arbeiten. Es muß noch hinzukommen Liebe und Geschicklichkeit des Erziehers, Bildung des Charakters und ein diesem entsprechendes äußeres Benehmen. Es ist keine Frage, daß junge Männer von Talent und guter Gesinnung, welche

ſich dieſem Fache widmen, dieſe Eigenſchaften, theils durch eigene Bemühung während ihrer wiſſenſchaftlichen Vorbereitung, theils durch Erfahrung im Lehramte ſelbſt gewinnen können. Allein eben ſo gewiß iſt es, daß eine auf vernünftige Grundſätze und Erfahrung beruhende Anleitung einen kürzern und mehr ſichern Weg zu demſelben Ziele zeigen kann. Durch eine ſolche Anleitung, welche von Anſtalten, wie das neu gegründete Seminarium iſt, ausgehet, wird noch ein anderer Vortheil für den Unterricht auf unſern gelehrten Schulen gewonnen: wir meinen eine gewiſſe Gleichmäßigkeit und Stetigkeit in den Anſichten und der Methode der Lehrer. Dieſe Gleichmäßigkeit und Stetigkeit aber iſt, wenn ſie nicht auf äußerm mechaniſchen Zwang, ſondern auf der Gleichheit freiwillig gewählter und durch eigene Einſicht befeſtigter Grundſätze beruht, gewiß für unſere Schulanſtalten ein entſchiedener Gewinn, ſchon deßwegen, weil auf dieſe Art ſo vielerlei nur auf Koſten der Schüler und des Unterrichtes anzuſtellende Verſuche und Schwankungen über die Methode und das rechte Maß des Lehrens und Lernens erſpart werden. Dieſer Vortheil iſt überall bedeutend, beſonders aber da, wo die verſchiedenen gelehrten Schulen eines Landes eine ganz verſchiedene Einrichtung und

eine verſchiedene Begrenzung der einzelnen Lehrgegenſtände haben. In frühern Zeiten hatten unſre katholiſchen gelehrten Schulen, ſo lange ſie großentheils in den Händen von Ordensgeiſtlichen waren, bei aller Mangelhaftigkeit einzelner Fächer des Untrrichtes, wenigſtens dieſen Vorzug der Einheit, der Gleichmäßigkeit und Stetigkeit. Was damals durch äußere Formen und Einrichtungen, nicht ohne manche damit verbundene Mängel und Nachtheile, bewirkt wurde, das iſt jetzt durch den Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit und die Grundſätze der echten Erziehungskunſt zu bewirken, gerade wie das Anſehen und die Würde, für welche jene frühern Lehrer in ihrem Stande ein mächtiges Hilfsmittel hatten, jetzt auf den Kenntniſſen und dem perſönlichen Charakter unſerer Lehrer gegründet ſeyn muß. Geſchieht dieſes, dann wird Niemand mehr den Untergang früherer Einrichtungen bedauern; dann wird unſer gelehrter Schulſtand alle jene Anerkennung und Unterſtützung durch äußere Mittel, ſich auf die edelſte Weiſe auch da erzwingen, wo ſie ihm vielleicht noch nicht in verdientem Maße geworden iſt.

Der Geiſt und die Art, nach welchen in unſerm philologiſchen Seminarium die philologiſchen W·ſſenſchaften gelehrt werden ſollen, läßt

ſich mit wenigen Worten angeben. Es wird der Geiſt und die Methode ſeyn, welche gefordert werden durch die Natur dieſer Wiſſenſchaften und durch den Stand derſelben in unſerem dieſen Zweig der Gelehrſamkeit mit beſonderm Eifer und Erfolg pflegenden deutſchen Vaterlande, nämlich: die möglichſte Verbindung gründlicher Erkenntniß des Einzelnen und des Allgemeinen, des Buchſtabens und des Geiſtes, ſtreng grammatiſches und kritiſches Studium der Sprache und Literatur und zugleich Betrachtung des geſammten antiken Lebens, ſeiner Einrichtungen und Erſcheinungen im Ganzen und Großen. Dieſes ſoll wenigſtens als Ziel und Ideal dieſer Studien den Mitgliedern unſerer Anſtalt ſtets vorgehalten werden, wenn auch die einzelnen nach ihren Kräften und Neigungen ſich mehr der einen oder der andern Richtung zuwenden. So ſehr der Director der Anſtalt die Größe und Schwierigkeit dieſer Aufgabe kennt und ſo ſehr er zugleich weiß und nicht ohne Beunruhigung fühlt, wie überaus weit er ſelbſt von dieſem Ziele entfernt iſt, ſo glaubt er doch mit einigem Zutrauen dieſen Geſichtspunkt feſthalten und Andern den richtigen Weg zeigen zu können, auf welchem ſie dann weiter und mit größerm Glücke als er ſelbſt fortſchreiten mögen. Auf dieſe Weiſe glaubt

derſelbe zugleich in dem Geiſte der berühmten und ausgezeichneten Lehrer zu wirken, welche er während ſeiner akademiſchen Studien, theils an unſerer vaterländiſchen Univerſität zu Heidelberg, theils, durch die Gnade unſerer hohen Regierung dazu in den Stand geſetzt, an auswärtigen Anſtalten zu hören das Glück hatte: vor allem ſeines verehrungswürdigſten Lehrers Creuzer, dann der trefflichen Männer Böckh, H. Voß, Diſſen, J. G. Schneider und Heindorf. In demſelben Geiſte wird ſich nicht minder der zweite Lehrer dieſer Anſtalt *), welcher ſchon bei den höchſten Behörden in Vorſchlag gebracht worden iſt, zu wirken bemühen.

So möge denn dieſe neu gegründete Anſtalt glücklich beginnen und glücklich gedeihen! Möge ſie ſich in freundlichem Vereine und ſegensreicher Wirkſamkeit anreihen an die übrigen blühenden Anſtalten unſerer Alberto-Ludoviciana! Möge ſie ſtets ſich würdig zeigen des Schutzes ihres erhabenen Gründers, der Theilnahme und Pflege der hohen und höchſten Behörden, durch deren Mitwirkung ſie in das Leben getreten iſt! Möge ſie vor allem von ihrem Standpunkte

---

*) Dr. Baumſtark, Profeſſor des hieſigen Gymnaſiums.

aus und nach ihren Mitteln ſtets beitragen zur Verwirklichung jener höchſten Zwecke aller Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft: der wahren Weisheit und echten menſchlichen Bildung!

Gelegenheitsgedichte.

Digitized by Google

Zur Feier der Einweihung des neuen Museumgebäudes zu Freiburg.

1825.

Was die Hoffnung einſt begonnen
Und nur in der Zukunft ſah,
Hat nun heut ſein Ziel gewonnen,
Und ſteht jetzt vollendet da.
Nicht mehr ſind es Wünſche, Träume;
Nein; in ſchöner Wirklichkeit
Steh'n vor uns des Hauſes Räume,
Das wir heute froh geweiht.

Seyd gegrüßt ihr heitern Hallen,
Laßt durch euer offnes Thor
Grazien und Muſen wallen
Ein zu euch in ſchönem Chor.
Alles Schöne, alles Gute
Kehr in reicher Menge ein,
Und was wir mit frohem Muthe
Wünſchen, ſoll erfüllet ſeyn.

Heitrer Scherz und feine Sitte,
Die der Bildung ſchönſtes Kind,
Weile ſtets in unſrer Mitte,
Wenn wir hier verſammelt ſind.

Doch auch ernſtere Belehrung
Fehle dieſem Orte nicht;
Helf' er ſchützen gegen Störung
Des Gedankens freies Licht.

Und der Künſte ſchönſtes Walten,
Himmelslicht in ird'ſcher Nacht,
Möge nie bei uns erkalten,
Stets von neuem angefacht.
Polyhymnia vor allen,
Süßer Töne Harmonie,
Laß dir dieſes Haus gefallen,
Fehle unſern Wünſchen nie.

Eintracht hat dieß Werk gegründet,
Eintracht laſſe es beſteh'n.
Hier ſind alle gleich verbündet
Und geebnet alle Höh'n.
Wappe, Feder, Buch und Degen
Mögen ſonſt die Welt entzwein;
Hier doch laßt uns ab ſie legen
Im geſelligen Verein.

Und damit die Weihe kräftig
Und noch ſelbſt geweihet ſey,
Theure Freunde füllt geſchäftig,
Füllet eure Gläſer neu.
Viele Jahre ſo wie heute
Laßt uns dieſes Feſt begehn,
Und bei jedem unſre Freude
Unſern Bund erneuert ſehn.

17. Juli 1825.

Dem Großherzog Ludwig K. H. bei Deſſen Anweſenheit zu Freiburg *), im Namen der Univerſität

1827.

Drei Genien ſind es, die uns im Vereine
Der Menſchheit höhern Tempel aufgebaut:
Religion, die himmliſche, die reine,
Die ſtets mit ernſtem Blick nach oben ſchaut;
Die Herrſchaft in der Hoheit Strahlenſcheine
Dem Scepter edler Fürſten anvertraut;
Des Wiſſens Kraft, mit klarem, freien Lichte
Durchdringend die Natur und die Geſchichte.

Heil dieſem hocherhabnen, mächt'gen Bunde,
Der Recht, Geſetz und weiſe Ordnung bringt,
Und ſie beſtehen läßt auf feſtem Grunde;
Der unſers Geiſtes kühnen Flug beſchwingt;
Der mit des Glaubens und der Hoffnung Kunde
Beſeligend des Menſchen Herz durchdringt.
Beglückt das Volk, bei dem in vollem Glanze
Vereint ſich zeigt das dreifach ſchöne Ganze!

Heil Ludwig Dir! deß, Ruhm ſich ewig mehre,
Erhabner Herrſcher über Badens Land!
Es ſchmückte unſre Tempel und Altäre
Mit neuer Würde Deine Segenshand;

---

*) Bei Gelegenheit der feierlichen Weihe des Erzbiſchofes daſelbſt.

Doch auch dem Geisteslicht, der Weisheit Lehre
Bleibt Deine Huld, Dein Schutz stets zugewandt.
Darum eilt unsre Stimme, zu vereinen
Sich mit dem vollen Jubelruf der Deinen.

Bei der Säcularfeier Karl Friedrichs von Baden.

1828.

(In dem Theater gesungen.)

Nach der Melodie des englischen Volksliedes: God save the King.

1.

Sieh von des Himmels Glanz,
Vater des Vaterland's,
Auf uns herab!
Sieh, wie dein Baden heut
Jubelnd sich Deiner freut,
Wie sich sein Dank erneut,
Karl Friederich!

2.

Aus der Verklärung Land
Segne uns deine Hand,
Karl Friederich!
Daß deinem Worte treu
Badens Volk immer frei
Edel und glücklich sey,
O segne uns!

3.

Segne auf ſeinem Thron
Ludwig den theuern Sohn,
Karl Friederich!
Dein Geiſt umſchwebe ihn,
Daß Er noch langehin
Herrſche mit Vaterſinn
Ueber ſein Volk.

4.

Ewig blüh' dein Geſchlecht,
Mild herrſch' es und gerecht
Und weiſ' wie Du.
Dein Name ſey das Pfand,
Daß ſtets der Liebe Band
Einige Fürſt und Land!
Karl Friederich!

Geſellſchaftslied bei einem Stiftungsfeſte der hiſtoriſchen Geſellſchaft zu Freiburg.

1829.

Auch Klio iſt der holden Muſen eine,
Und liebet den Geſang:
Drum ſingt ihr Lob in freundlichem Vereine
Beim frohen Becherklang.

Die Wahrheit ſucht ſie in der Vorzeit Bildern,
Entfernt von Haß und Gunſt;
Was treues Forſchen fand, lehrt ſie uns ſchildern
Mit lebensvoller Kunſt.

Feſt in der Gegenwart bewegten Tagen
Sieht ſie der Zeiten Lauf:
Kann auch ihr Mund nicht frei uns alles ſagen,
Ihr Griffel ſchreibt es auf.

Aus dem, was war und iſt lehrt ſie uns ſchauen,
Was einſt noch kommen muß;
Sie lehrt uns ſicher hoffen, feſt vertrauen
Dem guten Genius.

Ihr gilt dieß Feſt, ihr gilt der Tag der Weihe,
Ihr unſer ſchöner Bund:
O daß er kräftig blühe, ſchön gedeihe
Und wirk' durch Schrift und Mund.

In dieſen Wunſch ſtimm' ein beim frohen Mahle
Der Chor in vollem Ton;
Und bringe aus dem ſchäumenden Pokale
Des Feſtes Libation.

So ſingt und trinkt: ſelbſt Klio lehrt's, wir dürfen;
Der Satz iſt wahr und echt:
„Beim Mahl zu ſingen und den Wein zu ſchlürfen,
Iſt alt hiſtoriſch Recht.“

Gedichte,

gesprochen und gesungen zur Feier der Anwesenheit des Großherzogs Leopold und der Frau Großherzogin Sophie KK. HH. zu Freiburg 1830.

Bei der Ueberreichung zweier Kränze durch eine Anzahl von Jungfrauen der Stadt.

Nimm, Herr, den Kranz: er kommt von jenen Eichen,
Die Deiner hohen Ahnen Burg umstehn,
Und manch Jahrhundert schon an ihren Zweigen
Im Zeitensturme sahn vorüberwehn.
Darum sind sie von Dem ein würdig Zeichen,
Was in der Jahre Flucht nie soll vergehn:
So fest wie sie und grünend stets auf's neue
Sey Deines Hauses Glück und unsre Treue.

Nimm, Herrin, diesen Kranz: er ist gepflücket
Auf unsrer Fluren glücklichem Gebiet,
Mit jeder Blüthe, jeder Frucht geschmücket,
Die selbst erblühn und die der Fleiß erzieht; —
Auf diesen Fluren, wo das Aug entzücket
Des Segens Fülle bei der Anmuth sieht.
Drum wird von Dir und von den hohen Deinen
Der Kranz als treues Sinnbild Dir erscheinen.

Bei dem Empfang im Namen der Freiburger Bürgerschaft.

1.

Freudig tönet Euch entgegen
Aus des Herzens Wonnedrang,
Glück verkündend Heil und Segen
Unser jubelnder Gesang.
Bertholds Stadt, die biedre, treue,
Hocherhabenes Fürstenpaar!
Bringt an diesem Tag der Weihe,
Euch die Erstlingsgrüße dar.

2.

Aus des Landes schönen Gauen
Strömt das Volk herbei mit Lust;
Liebe, Hoffnung und Vertrauen
Füllt entzückend jede Brust.
Ueber unsre Rebenhügel,
Unsrer Berge Waldeshöh'n
Schwebt der Freude Rosenflügel
Und des Jubelrufs Getön.

3.

Und als Zeugen dieses Glückes,
Das uns, Herrscher, heut geschah,
Stehen hoch und ernsten Blickes
Deiner Ahnen Werke da.

Jene waldumkränzte Veſte
Und des Domes Herrlichkeit
Grüßen die erhab'nen Gäſte
Mit dem Gruß vergangener Zeit.

4.

Ja, bei uns im ſchönſten Bunde
Reiht ſich die Vergangenheit
An das Glück der jetz'gen Stunde,
An das Glück der künft'gen Zeit.
„Leopolden Heil! Sophien
Heil!“ ſchallt es durch Thal und Höhn;
Heil den Theuern, die wir ziehen
Jetzt in unſre Mauern ſehn!

Bei einem Fackelzug der Studirenden der Universität.

Landesvater,
Fürſt und Rather,
Leopold, er lebe hoch!
Jubelnd grüßen ihn die Töne
Vaterländ'ſcher Muſenſöhne,
Den gekrönten Muſenſohn.

Und Sophie
Lebe, blühe,
Lebe hoch mit Leopold!

Unſer Stolz und ſeine Freude
Blühe ſie an Seiner Seite
In des Glückes Sonnenſchein.

Unſ'rer Treue
Hohe Weihe
Sey der Wunſch für's Vaterland:
Blühe kräftig ſchönes Baden;
Rechter Sinn und edle Thaten
Sollen ſtets dein Erbtheil ſeyn.

Von einem Sängerchor des II. Regiments bei einem Feſtmahle geſungen.

Gott ſchütz auf ſeinem Thron
Karl Friedrichs edeln Sohn,
Schütz Ihn mit Macht.
Sey Seines Hauſes Hort,
Daß es blüh' immerfort,
Ruhmvoll in That und Wort
Zu unſerm Glück.

Eintracht mit ſchönem Band
Umſchlingt das Vaterland
Für Leopold.
Er will, dem Vater treu,
Daß Sein Volk ſtark und frei,
Edel und glücklich ſey.
Heil Leopold!

Noch grünt des Oelzweigs Zier;
Treu dennoch üben wir
Waffen und Wehr.
Doch rufst Du uns zum Streit,
Muthig sind wir bereit.
Dir ist die Wehr geweiht
Und Deinem Volk.

Bei einem Festmahle der beiden badischen Kammern der Landstände, zur Feier des 5. Junius 1831. *)

Heil Dir auf deinem Thron
Karl Friedrichs edler Sohn,
Heil Leopold!
Heil Deinem Haus und Land,
Und Ihr, die Herz und Hand
Mit Dir so schön verband,
Sophien Heil!

Heil unserm Fürsten, Heil!
Glück und Ruhm sey Sein Theil,
Und Seines Volk's;

---

*) Bei Gelegenheit der Wiederherstellung des §. 38 und 46 der Verfassung, wodurch die Landstände alle zwei Jahre sich versammeln. — Der Verfasser hatte damals die Ehre als Abgeordneter der Universität Freiburg Mitglied der ersten Kammer und deren erster Secretär zu seyn.

Daß Baden immer frei
Glücklich und kräftig ſey,
Daß es blüh' und gedeih'
In Gottes Schutz.

Liebe und Einigkeit,
Treue und Biederkeit
Beſeele ſtets
Sie, die der Würde Stand,
Sie, die das Volk geſandt,
Sie, die der Fürſt ernannt,
Alle vereint.

Bei einem feſtlichen Abſchiedsmahle der zweiten Kammer der badiſchen Landſtände.

1831.

Alle an Treue gleich,
Alle an Hoffnung reich,
Kamen wir her.
Was wir gewünſcht, gedacht,
Iſt nun mit Glück vollbracht,
Ein ſchönes Ziel uns lacht:
Dank Leopold!

Dank Dir auf Deinem Thron,
Volkesglück ſey Dein Lohn!
Heil Leopold!
Laß uns gehn Hand in Hand,

Stark durch der Eintracht Band,
Auswärts mit Ruhm genannt,
Glücklich daheim.

Größer wird manches Land
Als Baden wohl genannt,
Doch schöner kein's.
Segen des Herrn erquickt,
Freiheit und Ordnung schmückt,
Ein edler Fürst beglückt
Das Vaterland.

Laß, Gott, es stets so seyn;
Gieb ihm Glück nnd Gedeihn,
Und Seinem Haus.
Leopold, Vaterglück
Leopold, Gattenglück
Weich' nie von Dir zurück!
Sophien Heil!

CHALCEIUS,

Idyllium quod Viro clarissimo Ignatio Schmiederer, summe reverendo Collegae Sacra semisaecularia agenti obtulit auctor Carolus Zell.

Menalcas.

Munere quonam te, Damon, fortuna beavit?
Dulcia namque oculi, frons et tua gaudia prodit;

Quae tu nos tacitus ne clauso pectore celes.
Hora tibi quid fausta tulit? Ne dicere parcas:
Inter enim caros communia cuncta sodales.

Damon.

Recte divinas: atqui non ardua res est,
Exultans mea vix capiat quum gaudia pectus,
Signeturque dies haec candidiore lapillo
Usque suo. Nunquam, ah nunquam tam visa, Menalcas,
Urbs mihi quam visa est hodie prae rure beata.

Menalcas.

Scilicet urbanaeque tibi placuere popinae,
Teque nimis faciles urbis cepere puellae.
Heu heu quo ruis, infelix! . . . .

Damon.

Bona verba, Menalcas!
Non me transversum rapuit male sana cupido;
Ast aliquid vidi augustumque et majus in urbe,
Mente quod in memori fixum non effluet unquam.

Menalcas.

Ah, nova tu nobis, Damon, et grandia jactas:
Verane sint eadem fortasse videbimus ipsi.

Damon.

Vera loquar: res sacra vetat mendacia fari.
Judice te vincam. Sed considamus in umbra,
Haec fagus quo blanda vocat nos brachia tendens.
Suavis enim locus hic audire et dicere nobis.

Quum fructus hodie veho matutinus in urbem,

Parvus ager nobis quos fert exile lucellum:
Quidnam ibi tam praeter solitum fieret demi-
ror.
Nam concursabant properantes undique cives
Per vicos, alacres vultu festoque parati.
Quos ego maxima quâ volvit se turba secutus,
Quo tendant, sit quidve novi non quaerere
cesso.
Sed properant, trudunt, nec quisquam prae-
buit aurem
Quaerenti, donec senior docuit dubitantem:
„Esse aliquem medicum meritis annisque pro-
batum,
Artis doctrina praestantem nec minus usu:
Muneris huic gesti decies jam quinque per
annos
Ingenti festum plausu celebrarier urbis.“
Quod simul accepi, sequor usque globos veni-
entum,
Et mox ad templi portas subsistimus ampli.
Exspectant ibi jam procerum plebisque ca-
tervae,
Solemnis donec procedat pompa virorum.
Jamque venit: ducunt agmen duo sceptra te-
nentes;
Inde viri longo venerunt ordine docti,
Artes qui tradunt, rerum causasque recludunt,
Pervigili et studio celebrata volumina condunt;
Laeti circumstant juvenes stipantque magistros.
Ipse senex inter primos praecesserat ille,
Qui tulit insignis tunc unus praemia festi.
Annis sed quem credideram senioque caducum,
Ingreditur pede tam firmo motuque citato,
Quam quibus est florens aetas annique virentes;
Atque viri decorant generosum insignia pectus,

Inclyta principibus quae virtus praemia debet.
Jam propius cupio caros ego cernere vultus:
Dumque virûm fortis turbam perrumpere nitor,
Quemne putas oculis nunc se objecisse videndum?
Haud secus ac divi si cernas numinis ora,
Mixta tenet sacro me sic horrore voluptas:
Ipse etenim fuit ille bonus, Chalceïus ilie,
Qui deus afflictis praesens apparuit olim
Quâ mihi, quâ pueris fida cum conjuge parvis.
Ardebat mea nam febri Galatea furenti,
Dura meisque aures claudebant numina votis;
Et mox conjugii torquet tria pignora morbus,
Afficere infirmum qui me quoque labe parabat,
Confectus traherem vix ut jam membra dolore;
Intereaque lares paupertas aspera pressit,
Quando cura gregis, parvi et cessabat agelli.
Quid facerem infelix? mihi quis solatia ferret?
Jam Furiae coeperc mihi compellere mentem,
Jam spes una fuit diram consciscere mortem,
Quum Deus (ipsi nam miseris Dî talia suadent
De coelis) Deus ipse, inquam, mihi mandat adire
Chalceium, tantum nobis quem fama notarat.
Conveni: miserum excepit sermone benigno.
Quid quaeris? medica morbos cito depulit arte,
Largitus promptaque manu subvenit egeno.

Menalcas.

Ergo vidistne illum merita celebratum
Laude virum? Cujus mentem compertus et artem
O quantum vidisse velim solemnia sacra!

Vexarunt aliquando meum contagia parvum
Saeva gregem; morbi rapuit vis dira capellas.
Lenirent quum nulla gravem medicamina pestem,
Tunc ego Chalceium petii solatia quaerens,
Quem scirem morbos hominumque gregumque levare:
Depulit is dominoque famem pestemque capellis.

Damon.

Fortunate senex! Festo famaque fruaris,
Atque tua quaecunque tibi virtute parasti,
Laetus respicias transactae tempora vitae.
Consiliis, studio, factis, re semper et arte
Tu quibus adfueris, si cui numerare voluntas:
Is numeret veris flores sylvaeque volucres.

Menalcas.

Fortunate senex! Festo famaque fruaris,
Exspectans laetus venturae tempora vitae,
Quam salvo Deus ad serum tibi protrahat aevum.
Omnia funduntur quae sacris vota diebus
Jugiter hisce tibi, si cui numerare voluntas:
Is numeret rivi latices et messis aristas.

Damon.

Haec mihi volventi rite celebrabitur anno
Sacra dies, genioque viri mollis cadat agnus.
Tam cari capitis vita ut viresque perennent
Ante deos ruris summa pietate precatus,
Laetis excipiam socios epulisque meroque,
Mentibus et benefacta viri gratis memorabo.

Menalcas.

Ast haec lucebunt quoties solemnia nobis,
Divorum rite sacras operatus ad aras,
Virtutes laudesque viri cantabo quotannis
Carminibus, sed non operosi qualia jactant
Urbis quaesita luctantes arte poetae,
Dulcia sed mea quae facilis mihi Musa ministrat.

Chalceius.

Ein Idyll zur Feier des dreißigſten Julius.

(Aus dem Lateiniſchen überſetzt.)

Menalkas.

Damon, welches Geſchenk hat dir das Schickſal geſendet?
Denn mir ſcheint dein Blick zu verkündigen liebliche Freude;
Und nicht darfſt du vor mir in ſchweigender Bruſt ſie verſchließen.
Sage, was hat ein glücklicher Tag dir Frohes gegönnet?
Alles ziemet ſich ja mit lieben Genoſſen zu theilen.

Damon.

Nun du ratheſt ganz recht; doch war zu rathen ſo ſchwer nicht:
Denn kaum faſſet mein Herz die Fülle herrlicher Freude,
Und der Tag wird ſtets ein Tag des Glückes mir bleiben.
Niemals ſchien mir die Stadt, ja niemals ſchien ſie Menalkas,
Mir je ſo vor dem Lande beglückt, als heut' ſie geſchienen.

Menalkas.

Ach! wohl über Gebühr, ich merke, gefielen die Schenken
Dir in der Stadt; vielleicht wohl gar die gefälligen Mädchen.
Damon, wohin verirrt ſich dein Sinn! . . . .

Damon.

O, ſpare die Warnung.
Nein; was ich ſah in der Stadt war groß und würdig und herrlich,
Und nie wird was ich ſah mir ſo leicht aus der Seele entſchwinden.

Menalkas.

Ei, da hätteſt du ja erſtaunliche Dinge geſehen;
Doch laß hören einmal, ob auch das Erſtaunliche wahr iſt.

Damon.

Wahrheit verkünd ich dir: zu hehr iſt die Sache für Scherze.
Hör und entſcheide dann ſelbſt; doch laß im Schatten uns ausruh'n,
Hier, wo die Buche uns ruft ausbreitend die gaſtlichen Arme.
Denn hier iſt es zu reden bequem, und bequem auch zu hören.

Als ich des Morgens früh, wie gewöhnlich, heute zur Stadt gieng,
Suchend den kärglichen Preis für meines Gütleins Erzeugniß:

Merkt ich aus Allem ſogleich, daß Etwas beſon-
deres vorgieng.
Denn durch die Straßen der Stadt bewegten ſich
drängend die Bürger.
Froh in eilender Haſt und ſchön zum Feſte ge-
ſchmücket.
Und ich folgte dem Strom, da wo er am dich-
teſten wogte,
Fragend bald da bald dort, was denn dieß alles
bedeute;
Doch umſonſt: ſie eilen dahin, ſie drängen und
ſtoßen,
Bis ein älterer Mann mich endlich alſo belehrte;
„Reich an Verdienſt ſey hier in der Stadt ein
Arzt, und an Jahren,
Lehrer der heilenden Kunſt und bewährt durch
reife Erfahrung;
Und es ſchmückten den trefflichen Mann Kunſt,
Würden und Aemter
Schon zehn Luſtern hindurch: ihm gelte der ju-
belnde Feſttag.“
Als ich ſolches gehört, da folg' ich der eilenden
Menge,
Und ich gelange alsbald zum hochaufſtrebenden
Tempel,
Wo in buntem Gemiſch ſchon dicht gedränget das
Volk ſtand,
Harrend alle, bis endlich der Zug ſich, der feſtli-
che, nahe.

Und nun kommt er heran: voraus zwei Männer mit Sceptern,
Dann in lang geordneten Reih'n die kundigen Meiſter,
Die in jeglicher Kunſt den Grund der Dinge erforſchen,
Deren ſinniger Fleiß der Welt wohlthätiges Licht ſchafft.
Froh umdrängt der Jünglinge Schaar die theueren Lehrer.
Doch es leuchtet der glückliche Greis hervor unter allen,
Er, der König des Tag's, der Herr der feſtlichen Ehren.
Aber, den ich durch Alter gebeugt und kraftlos mir dachte,
Sieh! er ſchreitet ſo feſt und ſo ſicher in raſcher Bewegung
Rüſtig voran, wie ein kräftiger Mann in blühenden Jahren.
Und ihm zieren die Bruſt der Ehre glänzende Zeichen,
Welche die fürſtliche Huld als Preis der Tugend verleihet.
Näher wollte ich nun die theuern Züge betrachten:
Wie durch die Menge darauf mit Kraft zu dringen ich ſtrebe,
Wen, o wen glaubſt du, daß jetzo die Blicke erſchauten?

Wahrlich mir war, als zeigte ſich mir eine Göttererſcheinung:
So mit Ehrfurcht zugleich durchbebt mich innige Freude.
Denn kein anderer war's, es war Chalceius, der gute;
Ja, Chalceius war's, der einſt als helfende Gottheit
Mir und den Kindern zugleich und der theueren Gattin erſchienen.
Einſt lag dieſe gequält in des Fiebers tödtlicher Hitze.
Und mein dringend Gebet entſtieg vergebens zum Himmel.
Bald auch erkranken darauf die drei unmündigen Kleinen;
Ach! und ich ärmſter zugleich fühl', wie die Kräfte mir ſchwinden:
Kaum noch 'vermocht' ich's mehr die matten Glieder zu regen,
Während Mangel und Noth die arme Hütte bedrängte:
Denn es ermangelt die Heerde der Pfleg' und der Acker der Arbeit.
Wo war Hülfe für mich, wo Troſt im Elend zu finden?
Ja es begannen die Furien ſchon den Sinn zu verwirren,
Und mich trieb zu gewaltſamen Tod die wilde Verzweiflung.
Doch da gab mir ein Gott in den Sinn (nur die Götter des Himmels
Geben ſo tröſtenden Rath) ich ſollte Hülfe mir ſuchen
Bei Chalceius, der mir allein nach dem Rufe bekannt war.
Zu ihm gieng ich: mit gütigem Wort empfieng er den armen;

Schnell mit heilender Kunſt erlöst er uns von der Krankheit,
Und mit reichlich ſpendender Hand verſcheucht er die Armuth.

Menalkas.

Alſo ſaheſt du ihn, den Mann ſo würdig des Lobes,
Deſſen Güte auch ich und deſſen Kunſt ich erfahren.
Glücklicher! Wär' ich doch ſelbſt des Feſtes Zeuge geweſen!
Meine Heerde ward einſt von ſchrecklicher Seuche befallen,
Ach! und bedroht mein einziges Gut, die wenigen Ziegen.
Als kein Mittel nun half und ſtets die Krankheit ſich mehrte,
Sprach Chalceius ich an um Troſt und ſchützende Hülfe,
Ihn, deß heilende Kunſt den Menſchen hilft und den Herden;
Und ſchnell half er den Nöthen des Herrn und der leidenden Herde.

Damon.

Freu' dich, glücklicher Greis, des Feſtes, freu' dich der Ehren,
Die du dir ſelbſt durch eignes Verdienſt und durch Thaten gewonnen,
Schauend mit heiterem Blick auf die hingeſchwundenen Tage.
Wer zu zählen verſucht die alle, denen du halfeſt,
So mit Wort, als mit That, mit der Kunſt und eigenem Gute,
Zählen möge der auch der Bäume Blüthen und Blätter.

Digitized by Google

Menalkas.

Freu' dich, glücklicher Greis! des Festes, freu' dich der Ehren,
Schauend mit heiterem Blick hinaus in die Tage der Zukunft,
Die dir lange noch soll in frohem Glücke erblühen.
Wer zu zählen versucht sie alle die innigen Wünsche,
Die der festliche Tag als schönste Feier dir bringet,
Zählen möge der auch der Erndte schwellende Aehren.

Damon.

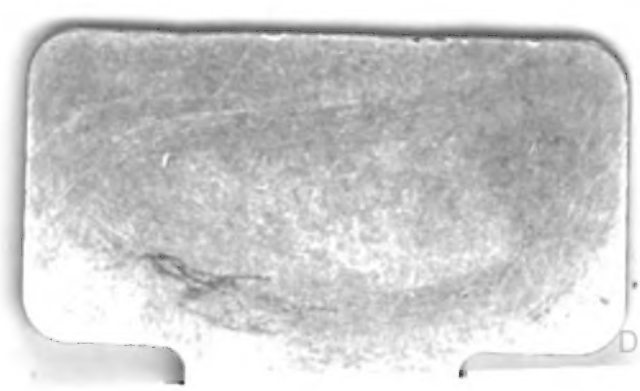
Feiern werd' ich das Fest in jedem kommenden Jahre
Und stets weihen ein Lamm als zartes Opfer zum Festmahl.
Flehen werd' ich zuerst für ihn zu den ländlichen Göttern,
Daß sie beschützen sein Haupt und erfreu'n sein spätestes Alter;
Und die Genossen darauf soll Wein und Speise erheitern.
Dankbar denken wir dann beim Mahle des trefflichen Mannes.

Menalkas.

Feiern werd' auch ich des Festes frohe Zurückkehr.
Bringen werd' ich zuerst ein Opfer den Göttern zum Altar:
Singen darauf ein festliches Lied zum Lobe des Mannes!
Kunstlos schweb' es dahin; nicht wie die Dichter der Städte
In verschlungnem Gesang mit schweren Sorgen sich abmüh'n;
Kunstlos schweb' es dahin und leicht wie der Vogel des Himmels.

Digitized by Google

3 2044 051 721 553



Digitized by Google

10/12 2.00